NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577898 9

J. A. Hofheimer

NGW
(Saphir

Humoristische Bibliothek

von

Moritz Gottlieb Saphir,

mit einer Vorrede

von

Friedrich dem Lachenden.

Motto:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Goethe.

Neueste vermehrte Ausgabe.

Vierter Band.

Wien, 1863.

In Commission bei William Radde,
Nro. 300 Broadway, New-York.

C. K.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
560448 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Entered, according to Act of Congress, in the year 1863, by
WILLIAM RADDE,
In the Clerk's Office of the District Court for the Southern District of New-York.

Ueber den

Zustand der Cultur und Humanität

im Jahre 1963,

nebst Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche des Kantschu's.

Eine poetische Vision.

Ich war so eben aus einer Schulprüfung gekommen, wo ein zwölfjähriger Cicero eine lateinische Abhandlung über den Zustand der Philosophie bei den Egyptern und Chaldäern, und ein vierzehnjähriger Plato eine griechische Kritik der Irrthümer des Confucius und Zoroaster vorgelesen hatte. Staunend über die Fülle des Lichts, welches von diesen jungen Weltweisen ausging, sprach ich im Vorbeigehen bei einem Naturphilosophen an, welcher ein Collegium über die neuesten Wunder im Reiche des thierischen Magnetismus las.—

„Hilf Himmel!" — rief ich auf dem Heimwege, — welch einen hellen, sonnigen Mittag verheißt diese Morgenröthe! welch eine Fackel ist uns angezündet in dem finstern Schacht der Naturgeheimnisse!"—

Zu Hause warf ich mich in einen Armsessel, und spann den Faden meiner Betrachtungen weiter aus.

Meine Gedanken machten einen Streifzug durch das unabsehbare Gebiet der neuesten Entdeckungen und Erfindungen. Was in der Weltweisheit, in der Dichtkunst, Physik und Chemie, in den schönen Künsten und in der Mechanik Großes und Herrliches zu Tage gefördert ward, von Okens und Schellings philosophischen Goldstufen, bis zu Werners mystischem Karfun-

31 X 340

kelstein, von den physiokratischen Systemen der neuesten Staatswundärzte bis zu den wiederauflebenden Traumrednern und Hellsehern, von Degens kühnen Dädalischen Versuchen bis zu Archards nordischen Zuckerpflanzungen, von Thärs chemischer Düngung bis zu den Dampfmaschinen, von den mimischen Darstellungen bis zu den Bauchredekünsten; was die neuesten Erschütterungen in der politischen und moralischen Welt Erstaunliches hervorgebracht haben, von den modernen Freistaaten in Europa, bis zu den Negerfreistaaten, von dem Einquartirungswesen bis zum Requisitions-System, dem Code Napoleon und der Knute; Alles das ging, wie die bunten Bilder einer Zauberlaterne, vor meinem innern Gesichte vorüber.

„Das menschliche Geschlecht eilt mit Riesenschritten seinem Culminationspunkte entgegen"—so sprach ich zu mir selbst.— „Ein Jahrzehend ist jetzt fruchtbarer als sonst ein Jahrhundert, und wenn anders die Gegenwart die Gebärmutter ist, worin sich der Embryo der Zukunft gestaltet, so möchte ich wohl wissen, wie es in dem zukünftigen Jahrhunderte—"— —„aussehen wird" wollte ich sagen.—

Hier aber war es, wo der Traumgott den Faden meiner Betrachtungen durchschnitt. Im Hui ward ich in das Jahr 1963 versetzt. Ich blickte umher, zu erspähen, wo ich mich befände.—Aus einem Kantschu, der zu meinen Füßen lag, schloß ich, daß ich in dem nördlichen Theile Europa's sein müsse, wo dieses Instrument gespielt wird. Um meiner Sache gewiß zu sein, trat ich an einen Bauer hinan, der nicht weit von mir pflügte, und nahm den Kantschu mit, weil ich ihn für eine Art von Talisman ansahe, den mein guter Genius mir in die Hände gespielt habe.—

Und so war es auch. Denn kaum ward der Bauer seiner ansichtig, so zog er seine Mütze ab, ließ den Pflug stehen, und näherte sich mir ehrfurchtsvoll.—

„Was für ein Landsmann?“ fragte ich. —

“Niemiec Monseigneur!” antwortete der Bauer.—Ich gab ihm mein Erstaunen darüber zu erkennen, daß er Russisch und Französisch in einem Athem spreche.

„Diese Sprachen haben wir von dem Schulmeister gelernt, den Euer Gnaden in Händen führen“—erwiederte er in gutem Ciceronianischem Latein.

„Was? Sogar Lateinisch?“—rief ich.—

„Seitdem in unsern Dorfschulen der Cicero und Homer explicirt wird“ — versetzte er— „spricht jeder deutsche Bauer Lateinisch und Griechisch.“

Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung, ging zu seinem Pfluge zurück, und setzte seine Feldarbeit fort.

Jetzt erst bemerkte ich, was es mit diesem Pfluge für eine Bewandniß hatte.—Ohne von Pferden oder Ochsen gezogen zu werden, durchschnitt er die Erde durch eigenen Antrieb, und der Bauer hatte nur nöthig, ihn am Ende des Feldes umzuwenden.

Staunend fragte ich ihn nach der Ursache dieser seltsamen Erscheinung. Er sah mich mit großen Augen an, belächelte meine Unwissenheit, und gab mir Aufschluß über den Mechanismus des Pfluges.

Freilich hätte ich wohl von selbst darauf fallen können, daß dieses Werkzeug, aus dem ein beständiger Rauch hervorquoll, nichts anders, als ein durch Dämpfe getriebene Pflugmaschine sei, die ein deutscher Weltweiser erfand, und seinen Namen dadurch in der Culturgeschichte Deutschlands unsterblich machte.

In der That war es bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit sie die störrige Erde wie Butter zertheilte. In Zeit von 10 Minuten war ein Morgen Ackers umgepflügt; der Bauer saß dabei auf ihr wie auf einem Ca-

briolet, rauchte einen Havannah-Cigarro, und las Virgils Georgica in der Urſprache.

„Nun das muß wahr ſein!“—ſagte ich, nachdem ich mich einigermaßen von meinem Erſtaunen erholt hatte.—Man merkt es, daß man um ein Jahrhundert vorgerückt iſt“—

„Euer Gnaden ſcheinen von einem andern Planeten zu ſtammen,“—erwiederte der Bauer—„ſonſt würde Ihnen bekannt ſein, daß, ſeitdem Omus der Weiſe uns das Geheimniß gelehrt hat, die Elemente zu unterjochen, und unſerm Willen dienſtbar zu machen, jetzt alles durch Wind, Waſſer, Feuer und Dämpfe getrieben wird, wo ſonſt menſchliche oder thieriſche Kraft erfordert wurde. Unſer Korn wird durch Windmaſchinen geſäet, abgemähet und ausgedroſchen; unſre Wagen, Schlitten und Kähne werden durch Dämpfe getrieben. Ja, wir haben ſeit einem halben Jahrhunderte ſolche Fortſchritte in der Mechanik gemacht, daß wir jetzt Maſchinen haben, um Menſchen und Ochſen zu ſchlachten, Brod zu backen, einer ganzen Compagnie Soldaten mit Einem Mal den Bart zu putzen und den Buckel zu waſchen. Wir haben Requiſitionsmaſchinen, wodurch eine ganze halsſtarrige Gemeinde, vermittelſt eines langen Kautſchus zur Raiſon gebracht wird. Was ſage ich? Wir haben Dampfmaſchinen, wodurch ganze Canzleien, wir haben Rechnenmaſchinen, wodurch ganze Oberrechnungskammern getrieben werden; ja man munkelt ſogar von Dekretir- und Referir-Maſchinen, von Geſetzfabriken, wodurch in Einem Nu ganze Provinzen mit Reglements und Edikten überſchwemmt werden, von Reim- und Rezenſionsfabriken, die durch Waſſer, Wind und Dämpfe in Bewegung geſetzt, und wodurch eine Menge unnützer Schreiber in den Ruheſtand verſetzt werden ſollen; wir haben Maſchinen, die Millionen Thalern von Papierwiſchen liefern, welche den Klang des Goldes haben. Alles das haben wir Omus dem Weiſen zu verdanken.“

„Ich bitte Euch"—schrie ich außer mir vor Verwunderung —„wo finde ich diesen Wundermann, daß ich vor ihm niederfalle und ihn anbete?"—"Lupus in fabula!"—antwortete der Bauer, und streckte seinen Arm empor—„da kommt er so eben herabgeflogen."

Mit immer wachsendem Erstaunen blickte ich aufwärts, und gewahrte einen Mann, der wie ein Adler mit mächtigen Schwingen die Lüfte zertheilte, und sich auf uns herabsenkte.

„Seh' ich recht?"—rief ich—„also war es dem zwanzigsten Jahrhunderte vorbehalten, dem Vogel seine Künste abzulernen?"

Kaum hatte ich ausgeredet, so stand der Menschvogel vor mir.

„Du willst den weisen Omus kennen lernen, Fremdling!" —so redete er mich an—„ich vernahm deinen Wunsch in den Regionen des Aethers durch den Einfluß der magnetischen Strömung.—Wohlan! hier bin ich."

„O, so vergönne, daß ich dich im Staube anbete, Mann der Wunder!" antwortete ich, und folgte dem Beispiele des Bauern, der gleich am Anfange vor ihm niedergefallen war.

„Nichts ist ein Wunder als euer Unglaube," antwortete er lächelnd, reichte mir die Hand, gebot mir aufzustehen, und ihm zu folgen.

Hierauf führte er mich seitwärts zu einem Galgen, an welchem ein armer Sünder hing, trat an ihn hinan, berührte ihn einigemal, murmelte einige mir unverständliche Worte, und—siehe da! der Gehänkte zappelte an dem Strick wie ein Fisch an der Angelschnur, Omus der Weise aber schnitt ihn ab, und der Wiederbelebte warf sich dankend zu seinen Füßen nieder.

„Stehe auf! sprach der Wunderthäter, und der arme Sün-

der stand auf und ging so rüstig von dannen, als wenn ihm nichts widerfahren wäre."

„Du bist erstaunt, Fremdling!"—so wandte sich Omus der Weise jetzt zu mir, und doch ist es nichts als eine innige Bekanntschaft mit den geheimen Kräften der Natur, welche das wirkt, was Euch Profanen ein Wunder dünkt.—Wisse, mein Freund! daß ich seit einem Jahrzehnd das Geheimniß entdeckte, vermöge des thierischen Magnetismus Todte zu erwecken. Dieser arme Sünder war nichts weiter, als ein Frevler, welcher die großen Erscheinungen im Reiche des Magnetismus verspottete. Zur Strafe seines Unglaubens ließ ich ihn auf 48 Stunden an diesem Galgen baumeln, um ihn hiernächst durch die That von meiner Macht und seiner Thorheit zu überzeugen.—Daß mit dieser Züchtigung keine Gefahr verbunden war, hast du gesehen. Der arme Sünder hing nur provisorisch am Galgen, bis es mir oder einem andern Naturphilosophen gefiel, uns mit ihm in Rapport zu setzen, und ihn in's Leben zurückzurufen.—Nimm dir ein Beispiel daran! gehe hin und glaube!"—

Mit diesen Worten setzte Omus der Weise seine Flügel in Bewegung, schwang sich mit einem günstigen Winde, der so eben mit vollen Backen blies, in die Lüfte, und ließ mich, von Bewunderung, Schrecken und Glauben erfüllt, gänzlich verblüfft dastehen.— —

„Schon sinkt der Sonnengott in Thetis Schooß. Ist Ihnen gefällig bei mir zu übernachten?" sagte der Bauer, indem er seine Repetir-Uhr schlagen ließ.—

Ich lobte seine Gastfreundschaft.—

„Eure Gnaden beschämen mich!" antwortete er mit einer höflichen Verbeugung.—„Ein frugales, ländliches Mahl, ein Glas Madeirawein, eine Ananas, eine Forelle und ein

Rebhühnchen: das ist alles, was ein armer churmärkischer Bauer, wie ich bin, Ihnen vorsetzen kann."

Ich maß ihn mit großen Augen.

Ein churmärkischer Bauer, der einen Reisenden auf ein Glas Madeirawein und Ananas einladet—in der That! das war mir ganz etwas neues. Mehr aus Neugierde als aus Appetit nahm ich seine Einladung an, und folgte ihm um so lieber, je mehr ich Ursache hatte, um ein Nachtquartier besorgt zu sein.

Er führte mich einem Dorfe zu, das am Abhange eines romantischen Hügels lag.

„Sehen Sie da, meine Zuckerpflanzung!" sagte er, und zeigte auf ein Kartoffelfeld zur Seite der schönen Allee von lombardischen Pappeln und amerikanischen Tannen, die zum Dorfe führte."

„Eine Zuckerpflanzung?" fragte ich, und bat um Erläuterung.—Da ergab es sich denn, daß ein großer Chemiker vor einem Jahrzehnd das Geheimniß entdeckt hatte, den Zuckerstoff unvermischt aus der Kartoffel herauszuscheiden. Seit dieser Zeit war in jedem deutschen Dorfe eine Zuckerraffinerie, kein Mensch dachte mehr daran, die Negersklaven deshalb in Schweiß zu setzen, und in jeder Gemeinde wurde dem Erfinder zu Ehren jährlich ein mit Kartoffelzucker gemästetes Schwein geopfert.

„Wie werden Sie erst erstaunen," fuhr der Bauer fort, wenn Sie meine Süd-Colonie in Augenschein genommen haben."—Mit diesen Worten führte er mich auf einem Fußpfade, der sich durch einen anmuthigen Akazienhain schlängelte, in ein blühendes Thal, das eine höchst malerische Ansicht der zum Dorfe gehörigen Gartenanlagen eröffnete.

„Gleich sind wir an Ort und Stelle," sagte meine Führer, indem wir eine Anhöhe hinanstiegen, und jetzt merkte ich erst,

daß die Temperatur sich mit jedem Schritte um einen Grad Wärme vermehrte, wie auch an den Thermometern zu sehen war, die hin und wieder an den Bäumen hingen.—In demselben Verhältniß ward auch die Vegetation immer südlicher, die Kartoffelfelder wechselten mit Melonen- und Ananaspflanzungen, die Tannen und Birken mit Feigen-, Oliven- und Orangenbäumen, welche ohne ängstliche Wartung, nicht etwa in Töpfen, sondern in freier Erde wuchsen und üppig wucherten.—

„Ist Euer Gnaden ein Träubchen gefällig?“ fragte jetzt der Bauer, und brach eine große goldgelbe Traube von einem Weinstock. Ich biß durstig hinein, und hatte den ganzen Mund voll des köstlichsten Capweinsaftes.

Der Bauer, der sich nicht wenig an meinem Erstaunen ergötzte, gab mir nun Aufschluß über diese wunderbaren Erscheinungen.

„Seitdem unsere Weisen die Kunst erfunden haben, den kalten märkischen Sand durch chemische Düngung, und den nordischen Himmel durch Strahlenableiter für die südliche Vegetation empfänglich zu machen, leben wir hier halb im nördlichen Deutschland und halb in Italien, Spanien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Boden, worauf wir jetzt stehen, ist durch künstliche Düngung in fruchtbare Cap- und Madeiraerde verwandelt, und was die Temperatur betrifft, die Sie hier fühlen, so ersuche ich Sie, ihre Augen ein wenig auf jene Strahlenableiter zu richten.“—

Ich blickte auf, und nun ward ich erst recht gewahr, daß eine Anzahl großer Glasglocken von wenigstens sechs Fuß im Durchmesser, über unsern Köpfen schwebten, welche die Strahlen der untergehenden Sonne in sich sogen und auf die Erde ableiteten und ausstreueten.

„Glückseliges zwanzigstes Jahrhundert! Beneidenswerther

Landmann! den das ſchöne Loos traf, in dem Zeitalter der Weiſen zu leben"—ſo rief ich, indem wir von dem Weinberge hinabſtiegen, und uns dem Dorfe näherten.

Bald waren wir am Eingange deſſelben angelangt, und nun war ich erſt im Stande, die ſchönen architektoniſchen Verhältniſſe in deſſen Anlage zu bewundern. Thurm und Kirche waren im kühnen gothiſchen Styl erbaut, und die Bauernhäuſer glichen eben ſo vielen Römiſchen Villen, welche in einem Duft von Citronenblüthe, Jasmin und ſpaniſchem Flieder ſchwammen.—

Als wir an einem, mit corinthiſchen Säulen gezierten, und in Form einer Rotunda gebauten Tempel vorbeigingen, wurde mein Ohr von einem harmoniſchen Choral berührt, welcher aus demſelben hervorquoll. Ich horchte hoch auf:—„S' iſt unſre Sing-Akademie"—bemerkte der Bauer. „Sie übt ſo eben Mozarts Requiem ein"—„Iſt's möglich?"—rief ich—„Eine Singakademie von märkiſchen Bauerjungen und Bauerdirnen?"

„Was iſt da zu verwundern?"—erwiederte er—„Sie finden dergleichen in jedem Dorfe."

Ich.

Ha, welch ein Grad der Cultur!

Der Bauer.

Freilich, ohne die Culturmaſchine wäre das nicht zu erreichen geweſen.

Ich.

Culturmaſchine?—Was iſt das für ein Ding?

"Ecce!"—verſetzte der Bauer mit einem humoriſtiſchen Lächeln, und deutete auf ein ſeltſames Bauwerk, welches auf einem freien Platze mitten im Dorfe ſtand. Da ich den Zweck deſſelben nicht ſogleich begriff, ſo gab er ſich die Mühe, mir einen Commentar darüber zu liefern, und nun ging mir erſt ein Licht auf.

Diese Maschine war nämlich ein Seitenstück zu der bereits oben gedachten Requisitionsmaschine, wurde gleichfalls durch Dämpfe getrieben, und war so eingerichtet, daß eine ganze zahlreiche Bauernjugend in dieselbe, wie in ein Joch, Kopf an Kopf, hineingespannt werden konnte, dergestalt, daß ihre Kehrseite dem Spiele einer langen Karbatsche ausgesetzt war, welche vermöge eines sehr originellen Mechanismus in raschen, abgemessenen und kraftvollen Taktschlägen, gleich der Battuta eines Capellmeisters, über dieselbe hinfuhr, und auf solche Art eben das leistete, wozu sonst viele Arme erforderlich gewesen wären.

„Unsere Weisen"—sprach der Bauer—„hatten schon längst die Ueberzeugung erlangt, daß Kunstsinn, Aufklärung und Humanität dem Menschen auf dem kürzesten Wege a posteriori beigebracht werde. Dieses Instrument ist daher in allen Gemeinden, in allen Schulen, Gymnasien und Universitäten, in allen Arbeits-, Erziehungs- und Zuchthäusern eingeführt. Ohne diese Culturmaschine hätten wir keine Griechischen und Lateinischen Schulen, keine Sing-Akademien, keine Schauspielhäuser, keine Zuckerraffinerien und Weinpflanzungen auf dem Lande. Ohne sie wären wir Bauern noch so weit in der Humanität zurück, daß wir keine Hospicien in unsern Dörfern hätten, wo jeder Wanderer umsonst bewirthet, und jeder Bettler gekleidet, gespeiset und beschenkt wird."

Jetzt standen wir vor einem hübschen, reinlichen Häuschen, das mit geschmackvollen Basreliefs verziert, und dessen Portal durch zwei Jonische Säulen getragen wurde.

„Ist Euer Gnaden gefällig? Dies ist meine Wohnung," sagte der Bauer, und nöthigte mich hineinzutreten. Ich staunte über die Eleganz und den Luxus, welcher mich hier von allen Seiten umstrahlte.

Reiche Tapeten schmückten die Wände, aus hetruriſchen Ge-

säßen dufteten Wohlgerüche, und geschmackvolle Schildereien drückten den hohen Kunstsinn der Bewohner aus.

„Meine Tochter" — sagte der Wirth und stellte mir eine Jungfrau vor, welche am Fenster saß, und ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen, in einem Buche fortlas.

„Aber Ottilie! bemerkst du denn nicht unsern Gast?" rief der Vater unwillig. Sie legte das Buch bei Seite. Ein schlankes, reizendes Geschöpf, eine Anadyomene von Gestalt und Grazie, stand sie vor mir, in ein leichtes Musselingewand gehüllt.—

Ich gedachte der märkischen Landnymphen des 19. Jahrhunderts, wie sie in ihren kurzen dicken Friesröcken und Holzpantoffeln dahin schritten, und konnte vor Erstaunen kein Wort herausbringen.

„Verzeihung!" — lispelte Ottilie — „Göthe's Wahlverwandtschaften fesselten mich."—

„Ja, das ist nun schon nicht anders" — bemerkte der Vater sanft verweisend —, „das lebt und webt in der lieben Literatur, und kaum hat es die Lektüre bei Seite gelegt, so schreibt es selbst Romane, Tragödien mit Chören, und philosophische Systeme.

Da! Belieben Sie einmal ihre Bibliothek anzusehen! Ein Drittel besteht aus ihren eignen Werken."

Ich warf einen Blick in den schön verzierten Bücherschrank von Mahagonyholz, auf welchem die Gipsbüsten des Aristoteles, Jakob Böhme und Werner standen.—Mit Verwunderung bemerkte ich die Werke des Sophokles, Euripides, Shakespeare, Cervantes, Calderon, Schiller, Göthe, Humboldt, Ariost, Tasso, Milton, Klopstock und anderer großen Dichter und Weltweisen, welche mir in reichen Prachteinbänden entgegenstrahlten.

„Unterhalte unsern Gast, Ottilie!" gebot der Vater.— Sie setzte sich an's Fortepiano, und sang die Arie mi paventi mit

der Virtuosität einer Sonntag. Und indem ihre Silberstimme mit der steigenden Fluth der Akkorde immer höher anschwoll, und endlich sanftklagend herabsank, begleitete sie den Gesang mit einem so ausdrucksvollen Mienen- und Geberdenspiele, daß mir ganz warm dabei ward.—

Während dessen hatte mein Wirth ein kleines Mahl in dem Nebenzimmer anrichten lassen, zu dem wir uns niedersetzten.— Ein Paar Stunden flossen unter traulichem Kosen bei einer Flasche märkischen Madeira- und Cypernwein vorüber. Aber sobald der Wein Ottiliens Lebensgeister erhöhete, fing sie an, gar wunderliche Reden zu führen, sprach von Wahlverwandtschaft zwischen ihr und mir, von dem Geheimnisse des Magnetismus, und von dem unsichtbaren magnetischen Fluidum, welches von verwandten Naturen in einander überströme, daß mir dabei ganz unheimlich zu Muthe ward.—

Kurz, ich ersah mir die Gelegenheit, schlüpfte zur Thür hinaus, und erreichte glücklich das freie Feld.

Da es unterdeß Nacht geworden war, und ich kein besseres Unterkommen wußte, so legte ich mich Gottes freiem Himmel zu Bette. Mit anbrechendem Morgen aber erstieg ich einen Hügel, und siehe da!—dicht vor mir lag eine große prächtige Stadt mit vielen stolzen Thürmen und Palästen.—Ich eilte sie zu erreichen, und in wenigen Minuten war ich am Ziele.—

„Halt!" rief mich unter dem Thore ein Mann mit einer Spürhundsnase an. „Ehe Sie in die Stadt herein gelassen werden, müssen Sie gestempelt werden."

Auf Befragen, was es damit für eine Bewandniß habe, belehrte er mich: es geschehe wegen der Hals- und Athemsteuer, die jeder ankommende Fremde dafür bezahlen müsse, daß er seinen Kopf auf dem Rumpfe behalten und die Luft des Landes einathmen dürfe. Ohne weitere Reflexion (denn schon war mir, als wackle der Kopf auf meinem Rumpfe und

als schnüre mir Jemand die Kehle zu) ging ich auf das angrenzende Stempel-Büreau. Hier wechselte ich einen Papierstempel, der mir an den Hals gehängt wurde, gegen mein Gold und Silber ein, und schlenderte nun, wohlgestempelt und frei wie ein König, durch die Straßen der Stadt.

Vor einem großen Hause bemerkte ich die Bildsäule der Göttin Themis. Aus Neugierde trat ich hinein und fragte einen im Vorhofe befindlichen Juden, wo die Gerichtsstube sei. Mit ungemeiner Dienstfertigkeit faßte er mich unter den Arm und führte mich zurecht. Kaum aber waren wir in der Gerichtsstube, so trat er vor die Schranken und brachte eine Anklage gegen mich vor, welche darauf hinauslief, daß ich mir eine Uhr von ihm hätte stehlen lassen. Außer mir vor Erstaunen über eine so seltsame Anklage, war ich unfähig, auch nur ein einziges Wort darauf zu erwiedern, als der Richter sich mit der Frage an mich wandte, ob die Anklage ihre Richtigkeit habe.

„Hier ist die Uhr, die ich ihm habe stipitzt aus der Tasche," sagte der Ankläger. „Da! schauen Sie her! kannen Sie's leugnen, daß es ist Ihre Uhr?"

Ich recognoscirte sie als die meinige. „Da haben wir das Bekenntniß," sagte der Dieb mit einem schadenfrohen Gesichte, und der Richter dictirte mir eine Geldstrafe von 20 Thalern, wovon die Hälfte dem Diebe als Prämie zuerkannt wurde.

„Aber um's Himmelswillen! was gelten denn hier zu Lande für Gesetze?" so fuhr ich endlich heraus. „Ist es zum Verbrechen geworden, sich bestehlen zu lassen? Und wird der Dieb nicht mehr bestraft, sondern der Bestohlene?"

„Gotteswunder! was sind das für Reden!" rief der Dieb.

„Der Mann scheint mente captus, oder er stammt aus andern Zeiten, bemerkte der Richter.

Ich bejahte das Letzte und versicherte, daß ich mit den Landesgesetzen unbekannt sei.—„Das merkt man," antwortete der Richter und gab sich die Mühe, mir das Gesetz zu interpretiren.—Nun ging mir erst ein Licht auf.

Im Jahre 1940 war nämlich ein großer Rechtslehrer aufgetreten und hatte ein ganz neues Licht in der Nacht der Gesetzgebung angezündet. „Der Diebstahl," so lehrte er, „hat einzig und allein seinen Grund in der Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit des Bestohlenen. Man war bisher auf dem unrechten Wege, indem man den Dieb bestrafte. Man kehre die Sache um, man lege dem Bestohlenen zur Strafe seiner Unvorsichtigkeit eine Geldbuße auf, zahle dem Diebe zum Lohne seiner Klugheit und Geschicklichkeit eine Prämie, und strafe ihn nur dann, wenn er sich bei der That ertappen läßt. Die natürliche Folge wird sein, daß die Menschen vorsichtiger werden, je größer die gesetzlichen Folgen der Unvorsichtigkeit sind. Solchergestalt wird das Eigenthum für die Zukunft besser gesichert sein und ein Diebstahl wird bald zu den seltenen Erscheinungen gehören."—„Spätere Gesetzgeber," fuhr der Richter fort und strich seinen langen Bart, „haben dieses weise Gesetz auch auf andere Verbrechen ausgedehnt. Der Betrogene muß dem Betrüger, zur Strafe seiner Dummheit, der Beschimpfte dem Beschimpfer, zur Strafe seiner Feigheit, eine Prämie zahlen und so ist es nun, Gottlob! dahin gekommen, daß kein Mensch mehr klagt, daß er betrogen, geschimpft oder geprügelt worden sei."

Ich konnte nicht umhin, die Weisheit dieses Gesetzes zu bewundern, gestand mir aber späterhin, daß man schon im neunzehnten Jahrhundert auf gutem Wege gewesen sei, dasselbe Gesetz, wenn gleich nicht theoretisch, doch praktisch anzuwenden.

Was war zu thun? Ich machte gute Miene zum schlim-

men Spiel, zahlte dem Spitzbuben die Prämie und dem Richter seine Sporteln und ging, so weise wie Solon und so arm wie Hiob, von dannen.

Während dessen war es spät geworden, die Sonne neigte sich zum Untergange und die Thurmuhr schlug 6, oder vielmehr sie schoß 6. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte ein großer Mechaniker vor Jahr und Tag die Kunst erfunden, den Ablauf der Stunden und Viertelstunden durch Kanonenschläge auf viele Meilen weit anzukündigen. Statt des Hammers und der Glocke hatte er nämlich einen Luntenstock an der Thurmuhr angebracht, dessen Ende sich im Augenblick des Emporhebens durch Schwefelsäure entzündete und im Herabsinken ein Geschütz abfeuerte, das sich durch einen sehr sinnreichen Mechanismus nach jedem Schuß wieder von selbst lud.

Als ich über den Markt ging, sah ich viele Leute in ein Haus hineinströmen, welches ich von weitem wegen seiner kleinen Lichtlöcher für ein Zuchthaus und wegen seiner seltsamen Dachkappe für ein Narrenhaus hielt, bei näherer Betrachtung aber für ein Schauspielhaus erkannte.

Ich trat näher, um den Comödienzettel zu lesen. Es war ein heroisch-militärisches Schauspiel von 7 Acten angekündigt, betitelt: die Suppe der Kraft, mit eingelegten Chören von betrunkenen Soldaten und Studenten, wahnsinnigen Greisen, auch mit Cavallerieschwenkungen und Infanterie-Angriffen, Kanonendonner, Sturm, Erdbeben, Zetergeschrei, Plünderung, Brand, Mord, Schutthaufen und Verzweiflung.

Da mir Werners unvergleichliches Drama: die Weihe der Kraft, noch im Andenken war, so erwartete ich wegen der Aehnlichkeit des Titels etwas Großes, konnte dem Drange meines Herzens nicht widerstehen, opferte meine letzten Paar Groschen für den theatralischen Genuß, den ich mir versprach und hatte nicht Ursache, es zu bereuen.

Das Stück behandelte einen hiſtoriſchen Stoff aus dem neunzehnten Jahrhundert. Jefferſon Davis, der Wüthende, ſpielte die Hauptrolle.

Als Prologus trat ein franzöſiſcher Courier auf, mit dem Großkreuz der Narrenlegion geſchmückt. Er führte das Schickſal, im Coſtum eines coloſſalen Tambour-Major, am Arme, und verkündete mit kreiſchender Stimme, daß er heute ein Spektakelſtück zum Beſten geben werde, worin Erde, Himmel und Hölle ſich im Kreiſe drehen ſollten. Außerdem kamen als allegoriſche Perſonen vor: die Fama, in der Maske eines Fiſchweibes. Sie hatte wie Janus ein Vorder- und ein Hintergeſicht, und ſtieß mit beiden zugleich in die Trompete. In ihrem Gefolge war der Telegraphenſchreiber Herald wohlſeligen Andenkens, und eine Legion politiſcher Journaliſten und Pamphletſchreiber mit kleinen Trommeln, Kindertrompeten und Waldtreibern. Ferner zeigte ſich die Freiheit, in der Geſtalt einer betrunkenen Marketenderin, welche einem Bauern auf dem Rücken ſaß, die Gerechtigkeit als eine leichtfertige Soubrette, welche mit einem reichen Mann und einem Bettler Blindekuh ſpielte und dem erſteren in die Arme lief; die Tugend, als eine hochtrabende Primadonna, welche mit prächtigen Sentenzen um ſich warf und hinter den Couliſſen Rendezvous gab; endlich das Glück als eine gefällige Nymphe, welche einen Lieferanten und einen Bankier auf ihren Knieen ſchaukelte, und einigen Schöpſen Zuckerbrod und Bonbons, Patente, Ehrenſtellen und Penſionen zuwarf. Auch Deutſchland kam vor als ein gutmüthiger, wunderlicher Alter, in einem aus bunten Fetzen zuſammengeflickten Kleide.

Allerhand muthwilliges Geſindel ſpielte ihm auf der Naſe, that ihm vielen Schabernack an, und riß ihm hie und da einen Fetzen vom Kleide.

Endlich ſchlug er mächtig in das Geſindel hinein, daß es

links und rechts auseinander stob; aber es kannte ihn schon als einen gutmüthigen Narren, der leicht zu besänftigen und zu bethören sei, kroch nach und nach wieder heran, kraute ihm im Bart und hinter den Ohren, und der alte Tanz ging wieder von vorne an.

Ueber den Plan und die Handlung des Drama's läßt sich nicht viel Lobpreisendes sagen. Das Schicksal wüthete in den ersten 6 Akten wie ein Tollhäusler, hieb blind um sich, daß die Köpfe wie Distelköpfe herumfielen. Im siebenten Akte aber machte es Alles wieder gut, indem es den Helden des Stücks plötzlich in einen Goldsack verwandelte und eine goldene Catastrophe herbeiführte.

Nach Beendigung des Stückes wurde ein pantomimisches Ballet aufgeführt, Abraham und Fräulein Cotton betitelt. Die Schlange erschien dabei als französischer Stutzer, tanzte ein pas de deux mit der Cotton, dergestalt, daß dem Abraham plötzlich ein langer, dicker Zopf wuchs, worüber das ganze Parterre Wunder! Wunder! rief.

Ich erkundigte mich bei einem ernsthaften Manne, neben dem ich im Theater gesessen hatte, nach dem Zustande des Gottesdienstes.

„Seit einem Jahrzehend," antwortete er, „hat man sich überzeugt, daß keine Anstalten geschickter sind, Tugend und Moral zu befördern, und den Menschen zu religiösen Gefühlen zu erheben, als die Schauspielhäuser.—Man hat daher die Kirchen geschlossen und die Priester und Priesterinnen Thaliens sind seitdem unsre einzigen Religionslehrer; ja ihre Lehren wirken um so eindringlicher, je mehr sie dem Publikum mit dem Beispiele eines nüchternen, keuschen und tugendhaften Lebenswandels und einer exemplarischen Sittenreinheit vorausgehen."—

„Wunder über Wunder!“ rief ich aus, „nüchterne Comödianten und keusche Comödiantinnen!“—

„Aber was ist denn dabei zu verwundern?“ dachte ich hinterher bei mir selbst. „War es nicht schon im vorigen Jahrhundert so beschaffen? Wie oft ereignete es sich z. B., daß eine Schauspielerin sich weigerte, die Rolle einer Sünderin zu übernehmen? Verläumder sagten zwar, daß sie in Verlegenheit gewesen sei, wie sie diese Rolle geben solle, ohne sich selbst zu geben; aber im Grunde war es doch nur das zarte Gefühl der Sittlichkeit, welches diese Weigerung veranlaßte.

„In einem Zeitalter,“ sagte ich zu meinem Begleiter, „wo die Kirchen sich in Schauspielhäuser und die Comödianten in Prediger verwandelt haben, muß auch die Weisheit in ihrer schönsten Blüthe stehen.“

„Die Weisen,“ antwortete er, „gehören heut zu Tage zu den so alltäglichen Erscheinungen, daß Sie in jedem Dorfe wenigstens einen Pythagoras finden.—Ist Ihnen gefällig, mir in's Philosophenhaus zu folgen? Es ist heute Abend eine wichtige Sitzung. Sie werden unsere größten Lichter dort versammelt finden.“ Ich folgte mit Entzücken.

Wir traten in ein Gebäude, aus welchem mir ein Geruch entgegen quoll, der mich vermuthen ließ, daß zu den Attributen der Minerva auch das kriegerische Roß gehört habe.

„Stoßen Sie sich nicht daran!“ sagte mein Führer, und reichte mir eine Prise Schnupftaback. „Man hat durch diese Anlage nichts weiter, als die halb thierische und halb göttliche Natur des Menschen sinnbildlich andeuten wollen, deshalb thront auch hier die Weisheit,—sit venia verbo.

Wir eilten mit langen, behutsamen Schritten und zugehaltenen Nasen über die Merkmale der thierischen Natur, wo-

mit der Fußboden beſäet war; hinweg, erſtiegen eine Treppe und traten nun in den Saal der Weiſen hinein.

Hier ſaßen ſie an einem großen eirunden Tiſche, 500 an der Zahl, und horchten mit tiefſinnigen, zum Theil zurückgebogenen, zum Theil niedergeſenkten und aufgeſtützten Häuptern auf eine Vorleſung.

Es las ein Profeſſor der Geſchichte über den älteſten Zuſtand der Literatur bei den Neuſeeländern und Hottentotten, und über die Frage: ob man in ihrer Geſchichte Spuren der Buchdruckerkunſt finde.“ Ein Profeſſor der Philologie las: „über die Sprache der Katzen, über den melodiſchen Ausdruck in derſelben, und in wie fern ſie zur erotiſchen Poeſie tauglich ſei.“

Ein Profeſſor der Naturphiloſophie las über die Wunder des thieriſchen Magnetismus, und gab ein Experiment mit einem nervenkranken Ferkel zum Beſten, das er ſomnambul machte, worauf es zu Jedermanns Erſtaunen franzöſiſch zu ſprechen begann, eine Lobrede auf die große Nation hielt, ſich über den Wohlklang der franzöſiſchen Sprache ausbreitete, und einige Stanzen aus Voltaire's Pucelle d'Orleans und der Nouvelle Justine ſo zierlich und melodiſch herdeklamirte, daß man in Verſuchung gerieth, es für einen gebornen Franzoſen zu halten.

Ein Profeſſor der Aſtronomie las über den Einfluß der Geſtirne auf den Menſchen und ſeine Geiſtesprodukte, berechnete die Höhe der Mondberge und den wahrſcheinlichen Stand des Thermometers auf dem Planeten Saturnus.

Ein Profeſſor der Phyſik ſprach über die anziehenden und zurückſtoßenden Kräfte in der Natur, und machte Experimente mit einer Wucherkralle, welche er durch die galvaniſche Kraft eines Dukatens in eine krampfhafte Zuckung verſetzte. Ein Profeſſor der Chemie las über die Beſtandtheile der Leber-

flecke und Sommersprossen. Ein Professor der Staatswirthschaft sprach über directe und indirecte Abgaben und über die Einführung einer neuen Consumtionssteuer unter dem Namen Bauchsteuer. Er machte den Vorschlag, eine allgemeine Vermessung der Bäuche vorzunehmen, und nach dem Umfange derselben die Consumtionssteuer zu bestimmen. Wessen Bauch mehr als 6 Fuß im Umfange habe, der solle außerdem den dreifachen Betrag als Luxussteuer entrichten, —wobei mancher Schmeerbauch, der sich vom Fette des Staates und ausgesogener Unterthanen gemästet hatte, sehr übel fuhr. Den Schluß seiner Vorlesungen machte ein weitläufiges Reglement für die anzuordnende Bauch-Vermessungs-Commission.

Zuletzt wurde von der juristischen Classe die Preisfrage aufgegeben: „ob nach dem Römischen Rechte die Unitas Actus bei der Testamentifaction durch einen Crepitus ventris interrumpiret worden sei."

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich erst jetzt, daß die Menagerie der Waisen aus redenden und aus stummen Mitgliedern bestand. Die letzteren waren wegen des Rufes übermenschlicher Weisheit aus fernen Landen verschrieben, und am besten besoldet; die Weisheit lag jedoch so tief in ihnen verborgen, daß sie nie, oder doch nur höchst selten zum Durchbruche kam. Sie glichen darin den Hähnen, welche aufhören zu krähen, sobald sie überfüttert werden.

Hierauf trat die weibliche Classe herein und nahm Platz an dem Sitzungstische, indem sie mit der männlichen bunte Reihe machte. Denn kaum wird es nöthig sein zu bemerken, daß man im zwanzigsten Jahrhunderte von dem Vorurtheile abgekommen war, nur Männer zu öffentlichen Lehrstellen, Aemtern und Würden zu berufen. Es gab jetzt weibliche Staats-Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthe, ja es gab

weibliche Hauptleute und Generale, welche sich durch ihre Tapferkeit im Felde Orden und Ehrenzeichen aller Art erworben hatten.

Und so gab es auch, wie sich von selbst versteht, weibliche Professoren in Menge, welche sich durch den Ruf ihrer Gelehrsamkeit zu Mitgliedern mehrerer Akademien emporgeschwungen hatten.

Eine derselben, eine Professorin der Mystik, las über die Geheimnisse der Natur, den Gesang der Blumen, das Blühen der Töne und den Duft der Sonnenstrahlen.

Eine Professorin der schönen Künste las über das Wesen der Dichtkunst, die Religion der Liebe und die Poesie des Wahnsinns.

Ueber diesen Vorlesungen war es wiederum Nacht geworden. Gesättigt von Gelehrsamkeit, und ermüdet von den Erscheinungen des Tages, verließ ich den Saal der Weisen, gähnte laut auf und—erwachte! F. v. L.

Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg" je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum bestimmt ist, durch Frauen zu leiden, so steht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf und die fromme Aehrenleserin Ruth steigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Mensch ist zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Mensch ist zum Leiden geboren!" Die Frauen sind also wie die Dichtkunst: man muß dazu geboren sein!

„Ein Kind, im Februar geboren," so heißt es in der

"Karten- und Monats-Sybille," „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekömmt fünf Frauen und erreicht Alles, was er wünscht am Ende."—Ich bin ein Kind im Februar geboren und wenn ich vier Frauen bekommen soll, so muß sich das Schicksal sehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünsche, am Ende erreiche, küß' ich der Frau Sybille die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunsches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk" viel erprobt wurde, ist notorische, historische Wahrheit. Kommen jetzt sogar noch die Frauen von der „Weibertreu" zu Weinsberg und rütteln an dem eisernen Schlafrocke meines winterlichen Herzens!

Die Geschichte ist so:

Ich saß und dachte an gar nichts, und ob sich nicht ein gutes Lustspiel aus diesem Stoff machen ließe. Am allerwenigsten aber dachte ich an irgend eine Fabel oder an die „Weibertreu." Da fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem mitgetheilt wird, daß sich ein Frauenverein gebildet hat, um den Frauen für Weibertreu in Weinsberg ein Monument zu setzen; dabei stand noch eine Art Bemerkung: „Daß wir vielleicht einst mehrere strumpfstrickende Schriftstellerinnen in Stein ausgehauen und verewigt sehen werden."

Ich, in meiner reinen, schuldlosen Seele, denke daran, daß es wirklich Verdienst ist, manche Schriftstellerinnen auszuhauen, ob nun in Stein oder Papier, das kommt darauf an, welches Material man eben hat, und in dieser patriarchalischen Einfalt meines Herzens nehme ich meinen theuren Collegen, den Rothstift, den General-Redigirer und Herausgeber aller modernen Journale,— streiche diesem Artikel auf beiden Seiten die Wangen roth, ein röthlicher Fingerzeig an meinen Setzer, diesen Artikel, vermöge des magnetischen Rap-

ports und redigirenden Handauflegens, von jener Zeitung in meine Zeitung überzuzaubern; und vermittelst dieser einfachen Vorrichtung, die vielfache Nachahmung findet, befand sich jener Artikel Tags darauf im „Humoristen" No. 132, im „Bunterlei," wo ich ihn mit Vergnügen selbst wieder als eine Neuigkeit las.

Ich glaubte nun der „Weibertreue" genug gethan zu haben. Ich dachte des schönen Augusttages, an welchem ich mit gar holden Schwäbinnen auf dem schönen Berge zu Weinsberg herumwandelte und den herrlichen Neckarkreis übersah, und meine Lippen flossen über von Weibertreu und Huldigungen, und wie die liebenswürdige K... aus Heilbronn selbst einen leisen Zweifel über die etwaige Möglichkeit einer solchen That in unserer Zeit aussprach, und dachte sofort — da—da—da—

Da bekam ich an einem schönen Morgen spät Abends folgendes Schreiben von weiblicher Hand, mit dem Bemerken: „Zur Aufnahme im Humoristen."

„Mein Herr Redacteur!

„Es mag ein wahres Glück für die Geschichte gewesen sein, daß Sie in den Zeiten, Tagen und Augenblicken, als sich die Weiber von Weinsberg so treu bewährten, nicht in Weinsberg vermählt lebten;—fast fürchte ich, daß die Frauen-Vereine von Würtemberg nun keinen Anlaß gehabt hätten, der Treue ein Monument zu bauen,—wenigstens würde den die Geißel der Satyre über unser Geschlecht schonungslos Schwingenden Keine für das Kostbarste angesehen haben. Dies als kurze Erwiederung für die ungefällige Aufnahme der unser Geschlecht so sehr mißhandelnden Zeilen in No. 132 des Humoristen, Seite 528 des Bunterlei, und zwar um so mehr, da es Ihnen weder an

Zartheit des Gefühl's noch an Unterſcheidungskraft fehlt, und Sie uns bald in den Himmel erheben, bald in den Staub werfen, je nachdem Ihre Laune die Handlungen Ihrer Geliebten beurtheilt.

Eine für Alle."

Lieber Leſer! Setze dich in meine Stellung und beurtheile meine Lage! Mir das zu ſagen!

Ich könnte, wenn ich nicht gar ſo zartfühlend wäre, die unbekannte Schreiberin ſehr beſchämen, wenn ich ihr aufrichtig geſtehen wollte, daß ich eigentlich ſelbſt einer der Männer war, welchen die Weinsberger Weiber aus der Feſtung trugen. Ich erinnere mich noch recht gut, es war eine liebe Frau, blaue Augen, blonde Haare, und ich ſaß recht gut auf ihren lieben, weichen, runden, alabaſternen Schultern. Als ſie mich zum Stadtthore hinaustrug, ſagte ſie: „Gieb acht, lieber Moritz, daß du dir den Kopf nicht anſtoßeſt," worauf ich ihr erwiederte: „Sei ruhig, liebe Affra, du weißt, es muß Alles nach deinem Kopfe gehen. — Neben mir trug die Frau des Redacteurs der dazumaligen „Weinsberger Damenzeitung" ihren Mann auf dem Rücken; meine Frau fragte ſie: „Wie geht's dir?" und ſie antwortete, indem ſie ihrem Manne nach dem Kopfe griff: „Schlimm, ich fühle gar keinen Kopf mehr!"

Ich erzähle dieſe Details blos deshalb, um meine ungenannte Eiferin von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.

Sehen Sie, meine werthgeſchätzte Unbekannte, ich, der ich doch dabei geweſen bin, mir ſcheint noch immer, es war ein kleiner Mißgriff in der ganzen Sache, denn ich glaube mich erinnern zu können, daß mich nicht meine Frau, ſondern die Frau meines Nachbars, des Weinsberger Lotto-Collecteurs, auf die Schultern packte, und daß ich im Ge-

dränge meine Frau sah, die den Lotto-Collekteur aufgesteckt hatte. Sehen Sie, so ging's vielleicht mit Allen! Allein ich will nichts gesagt haben! Irren ist menschlich! O, meine theure Unbekannte, ich könnte Ihnen noch einige Züge aus jener Geschichte mittheilen, die ich als Augenzeuge mit ansah. Nur Eins wissen Sie, hören Sie!—Ich saß gerade beim „güldenen Spätzle" in der Sulmgasse," es war 1140 um 3 Uhr Nachmittags.

Dazumal reiste Theophrastus Paracelsus gerade durch unsere Stadt, mit einem Arcanum für die Weibertreu. Es bestand in einem einzigen großen Schlüssel, welcher eine zweifache Wirkung hervorbrachte: Wenn die Frau außer dem Hause war, und der Mann inwendig zusperrte, so konnte er im Hause ruhig sein; wenn die Frau im Hause war, und er auswendig zusperrte, so konnte er außer dem Hause ruhig sein.—Dieses einfache Mittel ist jetzt leider verloren gegangen.—Wir saßen also und tranken einen leichten Kannstädter. Da läßt Kaiser Konrad der Dritte in die Stadt hineinsagen: „Er wolle die Weiber ausziehen lassen, aus der Stadt nämlich, und jede Frau dürfte ihr Theuerstes auf dem Rücken mitnehmen."

Ich hielt sogleich eine Anrede: „Theure Freunde! Lassen wir in Gottesnamen die Frauen aus der Stadt ziehen, dann sind wir „freie Bürger und Herren dieses Bodens!" —Allein mein Patriotismus fand kein Gehör! Alles lief durcheinander; da sagte Paracelsus: Wißt ihr was, nehmet Jeder das letzte neue Kleid, den letzten modernen Hut von eurer Frau, laßt ihn um keinen Preis aus der Hand, und die Frauen müssen also, um ihr Theuerstes zu retten, euch selbst mittragen."

„Und dieses Rathes Herrlichkeit entriß uns Konrad's verfolgenden Dragonern!"

Ein jeder Mann wickelte sich den kostbarsten Shawl, die Lieblingsgewänder seiner Frau um den Leib, und ließ nicht von ihnen, und so mußten sich alle Frauen entschließen, die Männer selbst mitzutragen!

O, ich könnte noch Anekdoten von der „Weinsberger Weibertreu" erzählen, allein ich bin ein ruhiges Blut, ich lehne mich nie gegen alte Weltgeschichten und gegen alte Weltweiber auf, denn die haben die Zungen von Jahrhunderten für sich!

Die geistreiche Einsenderin möge also ersehen, daß ich, Gottlob, nicht in Weinsberg zurückgeblieben bin.

Wenn ich gegen die Errichtung eines Monumentes für die „Weibertreue" bin, so geschieht das aus Achtung des weiblichen Geschlechtes, und ich werde schon wieder verkannt!

Wem setzt man ein Denkmal? Dem Außerordentlichen! Dem ungeheuer Seltenen! Man setzt Schiller ein Denkmal, weil es keinen mehr giebt! Soll man der „Weibertreu" ein Denkmal setzen, weil es keine mehr giebt? Ist denn wirklich die Treue der Frauen so selten geworden, daß man einem Beispiele von Treue ein Monument setzen muß?— Diese Frage ist völliger Ernst! Es liegt in der Errichtung jenes Monumentes eine wahre Anklage, eine steinerne Verleumdung! Es ist erstaunlich, wie aus dem zarten Sinne zarter Frauen eine solche Idee hervorgehen kann!

Seit wann setzt man der Erfüllung einer Pflicht ein Denkmal? Seit wann wird einer That ein Denkmal errichtet, deren Unterlassung die Menschheit als eine Schändung ihres Götteradels zu betrachten ein Recht hat?

Am Ende wird man jedem Menschen, dem es aus besonderer Großmuth beliebig sein wird, eines der zehn Gebote nicht zu übertreten, ein Denkmal setzen!

„Die Zeit ist aus ihren Fugen getreten, wehe mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten."

Fürchten Sie nichts, meine Unbekannte, ich kann die Zeit leider nicht einrichten, ich muß mich begnügen, sie blos auszurichten. — Sie werden also aus dem Ganzen ersehen, daß ich im Scherze wohl gerne und oft das weibliche Geschlecht mit meiner Satyre heimsuche, allein, daß, wo es den geharnischten Ernst gilt, Niemand mehr Achtung und Verehrung vor dem weiblichen Geschlechte hat, als eben ich, und, ich schmeichle mir, wenn wir heute einen Weinsberger Fall erlebten, Sie, ja, Sie selbst würden mich Hukepuk auf dem Rücken davon tragen, und ausrufen: „Gottlob, ich hab' ihn im Rücken!" —

Daß Sie mir sagen, ich schreibe gerade so, wie meine Laune die Handlungen meiner Geliebten beurtheilt, ist hart; denn meine Geliebte ist nicht von der Handlung!

Sie unterzeichnen: „Eine für Alle," aber dennoch werde ich nie Alle für Eine vergöttern, oder Alle für Eine verletzen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir im Namen des ganzen Geschlechts wieder was zu sagen haben, so schreiben Sie:

Alle für Einen.

Traurige Variationen auf ein lustiges Thema.

Thema: „Saphir, der von seiner Mutter ein bedeutendes Erbtheil Mutterwitz geerbt, soll nun auch von seinem Vater in Pesth 35,000 Gulden geerbt haben." (Dorf-Zeitung No. 197, 24. Sept. 1834.)

Bei dem edlen Bewußtsein, daß ich nie etwas geerbt habe, als einmal einen Stockschnupfen von einer rheumatischen Geliebten, hat mich die Neuigkeit, daß ich Witz und Geld

geerbt habe, eben so überrascht als erschreckt! Wenn es nicht in einer Zeitung gestanden hätte, ich hätte es nicht geglaubt! Ich und erben! Ein Mal starb mir meine reiche Tante, die hinterließ mir einen schuldenfreien Mops, und ein Mal starb mir eine treue Geliebte, die hinterließ mir nichts als ihren Mann! Aber Witz und Geld? Zwei Dinge, die ich nur dem Namen nach namenlos liebe; diese Liebe ist aber eine unglückliche Liebe, sie findet keine Erwiederung.

Witz und Geld! Zwei zarte Wesen aus dem Fabellande, von welchen ich viel und oft reden hörte, deren persönliche Bekanntschaft zu machen ich nie so glücklich war! Witz und Geld, welcher Pleonasmus; Geld allein ist schon der beste Witz! Witz aber ist das schlechteste Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben; Witz aber wird kein Mensch für Geld annehmen.

Witz und Geld! Schöne Erbtheile! verderbliche Erbtheile; und ich kann mich für die Unwahrheit, daß ich kein Geld geerbt habe, mit nichts Anderm trösten, als damit, daß ich auch keinen Witz geerbt habe. Muß man von Witz auch Erbsteuer bezahlen? Fast glaub' ich es, denn Abfahrtsgeld habe ich manchmal vom Witz bezahlen gesehen!

Was ist Witz? Was ist Geld? Witz giebt den Schein für baare Münze, Geld giebt oft die baare Münze für den Schein!

Witz ist die Geistesgegenwart des Gehirns; Geld ist die Geistesgegenwart der Tasche. Witz ist das Vermögen, den Unterschied aller Dinge zu erfassen; Geld ist das Vermögen, alle Dinge ohne Unterschied zu erfassen. Witz ist ein glänzendes Talent, Geld ist das Talent des Glänzenden. Witz besticht und Geld besticht; allein Witz besticht blos das Urtheil, Geld aber die Beurtheiler. Witz ist ein stiller Beruf, sich Feinde zu machen, und ein lauter

Befehl, sie auszulachen; Geld ist eine laute Anklage, sich Freunde zu machen, und ein ausgebildetes Talent, keine zu besitzen.

Witz ist ein nothwendiger Trost über den Ueberfluß an Geldmangel; Geld ist eine trostreiche Nothwendigkeit bei Mangel an Witz-Ueberfluß. Witz will nicht gesucht sein, Geld will sehr gesucht sein, und doch wird beim Geld der redliche Finder belohnt und beim Witz der redliche Finder bestraft! Witz schlägt, Geld wird geschlagen, und doch ist derjenige, der Witz besitzt, mehr geschlagen als derjenige, der Geld besitzt. Witz vergleicht alle Gegenstände mit einander, Geld entzweit alle Gegenstände. Wer Witz besitzt, der theilt gerne aus; wer Geld besitzt, theilet nicht gerne aus. Wer Witz hat, verschafft dem, der Geld hat, Unterhaltung; wer Geld hat, verschafft dem, der Witz hat, keinen Unterhalt! der beste Witz wird oft schlecht aufgenommen, aber auch das schlechteste Geld wird stets gut aufgenommen. Der Witz trägt gewisse Zinsen, die sehr unsicher machen; das Geld trägt sichere Zinsen, die sehr gewiß machen. Der Witz verschafft sich selten eine Obligation; das Geld ringt nach nichts als nach Obligationen. Witz ist eine Pointe ohne Metall; Geld ist ein Metall ohne Pointe. Witz ist ein Geld, das nur mit dem Geiste geprägt wird; Geld ist ein Witz, den man mit den fünf Fingern greifen kann. Beim Witz geben die Falschmünzer Fremdes für Selbstgemachtes aus, beim Geld geben die Falschmünzer Selbstgemachtes für Fremdes aus. Beim Witz geht der angeerbte am wenigsten aus, beim Geld geht gerade das angeerbte am leichtesten aus.

Es ist mir also begreiflich, daß ich nicht Geld und Witz beisammen habe; aber es ist mir blos unbegreiflich, warum ich keinen Witz habe, da ich doch kein Geld habe, oder warum

ich kein Geld habe, da ich doch keinen Witz habe. Ich möchte nur wissen, was ich früher nicht gehabt habe, kein Geld oder keinen Witz? Es wäre mir interessant, das zu wissen; denn habe ich früher kein Geld gehabt und dann keinen Witz, so hat der Witz recht gehabt, daß er zu keinem armen Teufel ziehen wollte; habe ich aber früher keinen Witz gehabt, so begreife ich das Geld, warum es nicht bei mir einkehrte, wo es nie gewitzigt worden wäre.

Wie glücklich bin ich, daß ich weder Witz noch Geld habe; denn wenn ich Witz hätte, ich läge vielleicht in Ketten und Banden, und wenn ich Geld hätte! ich wäre vielleicht schon verheirathet!

Fünf und dreißig tausend Gulden! „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" Nein, so ein schlechter Schriftsteller bin ich nicht, daß ich so viel Geld haben soll! Fünf und dreißig tausend Gulden! dazu gehört ein entschiedenes Talent zur Talentlosigkeit! Fünf und dreißigtausend Gulden einem Schriftsteller? Nein, meine verehrte Dorfzeitung, so sehr erkennt das Geld seinen Beruf nicht!

„Nehm' ihn zurück den Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen Dir zurücke!"

Nimm sie zurück, ich begnüge mich mit dem Bewußtsein in Ermangelung vom Bewußthaben; nimm für deinen guten Willen meinen Witz, denn Undank ist der Welt Lohn!

Naturgeschichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftschlösserjahre.—2. Die Kartenhäuserjahre.—3. Die Versorgungshausjahre.—4. Die Strohhüttenjahre.—5. Die Verzweiflungsjahre.—6. Die „hol's der Teufel"-Jahre.

1. Die Luftschlösserjahre.

Bis zum sechszehnten Jahre sind alle Mädchen Engel. Von

dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältniſſe in ihnen und um ſie verbreiten, hängt es ab, ob ſie Engel des Lichtes oder Engel der Finſterniß werden.

Ein Mann hat um dieſe Zeit ſeine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geſchlechte verſchmelzen dieſe Jahre in einen Gemüthszuſtand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in dieſem Zeitraum gleicht unſern lyriſchen Produkten, in welchen Gefühl und Unſinn, hyſteriſche Bläſſe und roſafarbne Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erſt mit dem ſechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhauſe nicht verſtandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erſt dann vor ſich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preiſe mehr zu vertheilen hat.

Mit dem ſechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelſte und gefallſüchtigſte Mutter, ſo gerne ſie erſt ſelbſt für nicht viel über ſechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugeſtehen, daß „das Kind erſtaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von dieſem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftſchlöſſerwelt an, und, indem ſie von Phantaſie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen ſie ihren Bau an, und bauen, wie die meiſten Bauherren, größtentheils auf eine Maſſe von Einwohnern, die theils neben-, theils nacheinander die Schlöſſer bewohnen ſollen.

Jedes Ruhekiſſen, auf das ſie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum erſten Stockwerke dieſer himmelanſteigenden Schlöſſer, und jeder Held aus dem eben geleſenen Roman macht die geflügelte Beſatzung dieſer Schlöſſer aus.

Vom ſechzehnten bis zum neunzehnten Jahre ſind

die Luftſchlöſſerjahre. Wehe dem Mann, der ſich den Bauenden naht, wenn er nicht Diamanten als Ziegelſteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Ausſichten als Fenſterſcheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejaniſche Wandgemälde zu dieſen Luftſchlöſſern liefern kann!

Am aufgethürmten, ſchwindelhohen Luftſchloſſe ſitzt die ſchöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin, und präludirt und ſingt:

„In meinem Schlößlein iſt's gar fein,
Komm' Ritter, kehre bei mir ein!“

Aber, ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben blos Reiter; und dieſe irrenden Ritter ſpringen höchſtens über eine zwei Fuß hohe Barriere, aber nicht über die Barrieren der Convenienz, und daher kommt es, daß kein Reiter-Ritter in das Luftſchloß ſprengt, und es von ſeinem Wolkenkukuks-Heim in die wirkliche Welt hinüberbaut, und die Erbauerin mit demſelben. So bleiben denn die ſchönſten Luftſchlöſſer unbewohnt, und, meine lieben Leſerinnen, in einem Luftſchloſſe iſt es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, beſonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in dieſen drei Jahren die Luftſchlöſſer umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde ſpringen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantaſie an, nach etwas Haltbarerem als Luft-Baumaterialien zu greifen, und es beginnen

2. Die Kartenhäuſerjahre.

Die Häuſer werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn ſie auch nicht auf feſten Grund und Boden aufgeführt

werden, so ist es doch ein dichter Gegenstand, auf dem sie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite als in die Höhe zu bauen; sie sehen schon mehr auf den Platz, den sie brauchen, als auf den Raum, den sie einnehmen möchten. Man fügt sich etwas williger dem Stoffe, der einem zu Gebote steht. Man giebt hier zu, und läßt dort nach. Es stürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geschäftige Baumeisterin zu hoch hinaus will, so hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müssen andere Karten zu einem soliden Hause geholt werden. Da lernen die Mädchen behutsamer bauen; sie sehen, daß man nirgends anstoßen, nicht ungeheuer von sich blasen, und recht sachte und obachtsam zu Werke gehen muß, wenn man ein solches Kartenhaus aufführen will! Sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windstoß, ein böser Luftzug den Bau zehn und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus ist freilich solider und wohnlicher als ein Luftschloß, allein es sind doch nur Kartenhäuser, wenig Männer werden versucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhause zu wohnen! Das ist wohl Glätte von außen, und buntes Bildwerk von innen, aber es ist nicht fest gefügt, nicht hub- und heb-fest, nichts auf festem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer schönen Erbauerin solcher Kartenhäuser, aber sie werden keine Einwohner bekommen, das dreiundzwanzigste Jahr kömmt heran, und mit ihnen:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftschlösser waren bei der undankbaren Welt nicht assekurirt, und die Kartenhäuser waren auf Sand gebaut; das

Leben wird aber immer sorglicher, die Jahre kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen rothen Fäden eingemerkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" und da, auf diesem Wendepunkt des Krebses, fangen die Mädchen an, sich blos Versorgungshäuser zu bauen.

Die Versorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwuth ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von 25 bis 28, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten, und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmählig an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben, prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesem Jahre schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möblirt mit dem kostbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einfachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das 28. Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre sind die drei parforce-romantischen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftschloß, Kar-

tenhaus und Versorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathsucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte!"

In frühern Zeiten fanden sich bei den Mädchen diese Strohhütten-Phantasien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es blos die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantische Welt hineinwuchsen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Insichsehnen, und an Clauren's butterflüssiger Dahingebung, dieses Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in sich verspürten.

Jetzt aber finden wir diese Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, sondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten sich nur dann hinein, wenn sie schon zu lange leeres Stroh gedroschen haben. Dann werden blos Herz, Gefühl, Liebe, Austausch der Gefühle, inniges Erkennen u.s.w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um sich an-, und eine Strohhütte, um sich einzuschließen!

Aber, ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen sind in dieser Gegend sehr selten! Die „liebenden Herzen" bekömmt man blos am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühstück nehmen, und nicht zur Abendsuppe! Und so kömmt denn das einunddreißigste Jahr und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichſte der Schrecken iſt ein Mädchen, das ſchon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekömmt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Menſch fürchterlich iſt, der von Menſchen oder vom Schickſal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In dieſen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen ſein will. Da ſind ſie fürchterlich, da gilt Gewalt und Fauſtrecht und Ueberfall! „Ein Mann!“ iſt die Looſung, das Feldgeſchrei: was er iſt, wer er iſt, wie er iſt, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache. Von den Hülfszeitwörtern „Sein“ und „Haben“ iſt es ihnen genug, wenn er nur iſt und ſie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht zu nahe zu kommen, denn auf jeden Fall ſetzt es einen harten Kampf!

Dieſe Verzweiflungsjahre dauern bis in's ſechsunddreißigſte, dann an dieſem Eckſtein, an dieſer kalten, ſteinernen, eckigen Grenzſäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „hol's der Teufel!“-Jahre.

Im ſechsunddreißigſten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kömmt die eiſerne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entſagung!!!—Nach einem furchtbaren Kampfe unterſchreiben ſie in ſich, an ſich, die furchtbar ſchmerzliche Entſagungs-Akte, und ſagen endlich:

Hol's der Kuckuck!

Wie Marius auf den Trümmern von Carthago ſitzen ſie auf den Ruinen von allen Luftſchlöſſern, Kartenhäuſern, Verſorgungshäuſern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Brandſtätte aller ihrer Wün-

sche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen, und werfen sie wie überflüssiges Zeug hinter sich, und rufen aus:

Hol's der Kuckuck!

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern, und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer, der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln, und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; sie waschen sich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; sie waten in dem vergossenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Wittwen; sie scharren todte Skandale aus dem Grabe der Vergessenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß der Mädchen in diesen Jahren!!

Die wehmüthige Inschrift.

Wieviel Trauerspiele gehen jährlich über die Bretter, wie vielmal citiren Tragödienschreiber das Geschick, das dröhnende Schicksal, wie vielmal beschwören Novellen- und Jammerscenen-Erfinder das vernichtende Unglück, allein dennoch ist das Leben reicher an herzzerreißenden Begebenheiten, und jede Sekunde führt eine tragische Katastrophe herbei, und in jeder

Minute wird irgendwo ein gräßliches, vernichtendes Trauerspiel aufgeführt für irgend ein menschliches Herz!

Freund Leo kam und bat mich, ich möchte ihn nach Ofen begleiten, er wolle seine Braut an ihrem Geburtstage überraschen. Er hatte sie längst auf's zärtlichste geliebt und hatte Gegenliebe erhalten; nach langen Stürmen winkte ihnen das Glück der Vereinigung. Es war eine der glühendsten und innigsten Zuneigungen von beiden Seiten. Er freute sich und jubelte bei dem Gedanken, wie er an ihrem Geburtstage in ihr Zimmer treten und sie überraschen wollte. Ich begleitete ihn. Wir nahmen Postpferde, und der ganze Weg war bei Leo nichts als die Vorfreude einer großen Freude, ein durchflogener Vorhimmel und eine Ouverture jener innigen Seligkeit, einem geliebten Wesen eine freudige Minute bereiten zu können.

Wir waren frühzeitig von Wien weggefahren und kamen am andern Mittage zwischen drei und vier Uhr in Ofen an. Die ungeduldige Sehnsucht Leo's nahm zu, je näher wir dem Ziele seiner Wünsche kamen, und als wir in die erste lange Gasse hinter Alt-Ofen hineinfuhren, war er kaum mehr im Wagen zu halten.

Es mußte uns daher doppelt unangenehm sein, in dieser engen Gasse von einem Leichenzuge, der uns entgegen kam, aufgehalten zu werden. „Es ist doch recht fatal," sagte Leo, „und berührt mich obendrein recht unangenehm." Der Leichenzug kam näher, der Sarg, die Blumenkränze, alles zeigte an, daß es ein jungfräuliches Wesen war, welches seinen letzten Gang machte. Die Leidtragenden kamen. Leo zitterte an Leib und Seele, es war die Familie seiner Braut, er stürzte aus dem Wagen: „Wen begräbt man da?" fragte er einen der Mitgehenden. Man nannte ihm den Namen

seiner Braut.—In drei Tagen wurde die schönste, vollste Blüthe des üppigsten Lebens eine Beute des Todes.

Leo's Schmerz grenzte an Wahnsinn. Jemanden in einem solchen Augenblicke trösten wollen, ist eben so fad, als zwecklos. Ich geleitete Leo zu seiner in Ofen wohnenden Familie, die nicht minder gebeugt und trostlos war.

Ich war heftig erschüttert durch den bittern Hohn des Schicksals, durch die tragische, ja ironische Vernichtungs-Idee des Zufalls. So wie bei einem Erdbeben alle alten Risse und übermauerten Spalten eines Hauses wieder neu aufklaffen, so rüttelte diese erschütternde Scene alle alten Schmerzen in mir auf, und schmerzliche Risse, die früher durch mein Herz gingen, wurden wieder aufgerissen. Ich war durch und durch in einer nervösen, empfindlichen Stimmung, und so verließ ich Ofen wieder, da mich meine Angelegenheiten nach Wien riefen, und Leo blieb bei seiner Familie zurück.

Es war ein düsterer Novemberabend, düster wie meine Stimmung. Graue Wolken jagten sich wie unfreundliche Erinnerungen durch den Himmel. Die Ebene zwischen Raab und Wieselburg lag wie ein trauriger Gedankenstrich da, und die Donau, welche sich rechts bald sehen ließ, und in tausend Krümmungen sich wieder verlor, warf einen grauen, melancholischen Himmel auf die noch mehr melancholische Erde zurück. Es wurde immer dunkler, und endlich Nacht und stockfinster. Ein Sturmwind erhob sich, und mein Kutscher und ich, wir waren froh, als wir gegen 10 Uhr ein einsam gelegenes Wirthshaus, zwischen „Hochstraß und Wieselburg," genannt „Baratfó," erreichten. Wir fuhren hinein, unter eine gedeckte hölzerne Hütte, die mitten im Hofe stand. Nach langem Pochen kam ein häßliches Weib mit einer kleinen Laterne, und nach einer Viertelstunde wurde mir ein Zimmer aufgeschlossen und Licht gebracht. Zu essen war nichts

da, und ich beschloß sogleich zu Bette zu gehen, da ich sehr früh wieder weiter wollte.

Es war eine unheimliche graue Stube, mit lockern Dielen. Die losen Fenster klirrten, und der Wind pfiff durch Thür- und Fensterspalten. Auf meinen Augen lag betäubender Schlaf, und drückende Verstimmung auf meinem Gemüth. Ich nahm die düster brennende Kerze, untersuchte die Thüren, die Fenster, die Dielen, legte meine Terzerolen auf einen Stuhl an meinem Bette, warf meine Hirschlederdecke und meinen Mantel auf's Bett und legte mich nieder. Ich war eben im Begriff, das Licht auszuthun, als ich eine Inschrift gewahr wurde, die mit rothen Buchstaben auf der Wand bei meinem Bette geschrieben war. Ich nahm das Licht und las:

„Unglücklicher, der du nach mir diese Stelle betrittst, gedenke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers verbrachte."

Ein ganzes Heer von Gedanken, Muthmaßungen und Vorstellungen über diese sonderbar wehmüthige Inschrift stürmte durch meinen wirren, trägen und schlafbetäubten Kopf.

Ich malte mir tausend Bilder aus, wer die Unglückliche wohl gewesen sein mag, was sie litt, welche traurige Nacht sie hier verlebt haben mag u.s.w.

Ich sah sie bald blutig und ermordet, bald siech und leidend, bald in Verzweiflung und Angst vor mir; bald stellte sich mir die Gestalt einer niedergebeugten, verhöhnten Frau, bald das blühende Leben eines jungen, leidenden Mädchens vor die geschlossenen Augen. Zwischen Schlaf und Wachen kämpfend, zogen verworrene Gruppen vor meiner Phantasie vorüber. Ich dachte wach zu bleiben, doch die ermüdete Natur behauptete ihre Rechte, und ich schlief ein. Der Schlaf brachte mir die fürchterlichsten Bilder; bald sah ich ein schönes, junges, blühendes Mädchenhaupt unter dem Beile der

Mörder; bald ein paar ſanfte, weinende Augen, die auf der Leiche eines Geliebten in Thränen überſtrömten; bald ein ſterbendes Kind, und an ſeinem Bette eine in Thränen zerfließende Mutter u. dgl. m.

Da war es mir, als rauſchte es unter den Dielen; ich fuhr zuſammen. „Wer da?"—Tiefe Stille folgte. Mein ſchlaftrunkener Zuſtand ließ mich gleich darauf wieder in jenen Zuſtand zwiſchen Bewußtſein und Bewußtloſigkeit zurückfallen, in dem wir alle Dinge um uns ſehen und hören, und uns ihrer doch nicht bewußt ſind. Bald darauf fing der Wirwarr unter den Dielen wieder an, lauter, anhaltender und vernehmlicher. Die Thüre eines Seitenſchrankes ſchien aufzugehen und Jemand herauszutreten.

Schritte wurden deutlich vernehmbar, ſie näherten ſich meinem Bette. Ein Alpdrücken hielt meine Glieder gefeſſelt, ich konnte mich nicht regen, nach langer Anſtrengung preßte mir die Angſt einen lauten Schrei aus und ich erwachte.—Alles ſtill. Ich lauſchte lange vergebens. Wiederum fiel ich in die ſchwere Haft des ſchweren Halbſchlummers, und nach einer kleinen Pauſe dieſelbe Wahrnehmung. Feſte Männertritte erſchollen nun ringsum, gingen hin und her, und näherten ſich meinem Bette; Angſt, Schreck und Betäubung machten mich zu jeder Regung unfähig; nun kam's dicht an das Bett, und ich fühlte ein Zerren an der Decke. Hier verlor ich das Bewußtſein; es klopfte an die Thür, das erweckte mich; ich ſprang empor: „Wer da?" Es war Tag, mein Kutſcher weckte mich, um den Weg weiter fortzuſetzen.

Gebadet in Schweiß, raffte ich mich von meinem wüſten Lager empor, ich ſann zurück und wußte nicht, ob ſchwere Träume, ob niedergedrückte Stimmung, ſchweres Blut ihr Spiel mit mir getrieben, oder was ſonſt in der Nacht vorgegangen ſein mag.

Ein Blick auf die Wand führte mir die wehmüthige Inschrift wieder in die Augen und überzeugte mich, daß wenigstens die erste Hälfte meiner nächtlichen Erinnerung Wahrheit ist.

Ich nahm meine Bleifeder aus der Brieftasche und schrieb unter diese Inschrift folgende Worte:

„Unglückliche Ungekannte, die du hier littst, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt; vielleicht finden wir uns einst dort: „wo keine Thräne wird geweint.“—

Der Wagen war angespannt, ich bezahlte die Rechnung und die alte häßliche Magd schien mich fragend und boshaft anzugrinsen. Ich eilte aus dem unheimlichen Zimmer, warf mich in den Wagen und fuhr ab.

Auf der Fahrt von da bis nach Wien beschäftigte mich das Nachdenken über diese Inschrift.

In Wien verdrängten bald die Geschäfte des Lebens, Zerstreuungen, alle die bewegten Bilder der Geselligkeit das Andenken an jene Schauernacht, und sie wäre gewiß bald ganz in den Hintergrund meines Gedächtnisses zurückgetreten, wenn nicht ein ganz eigener Zufall mir sie wieder auf's lebhafteste in's Gedächtniß zurückgerufen und mir Aufschluß über jene Inschrift gegeben hätte.

Ich war auf das Landhaus der Frau von Z. zu einer Garten-Unterhaltung gebeten. Es war ein Kreis von munteren Herren und schönen Damen da. Unter Letzteren zeichnete sich Fräulein von *** durch Anmuth und Geist, und durch eine romantische, schwermüthige Blässe ihres freien, edlen Antlitzes aus. In ihrem Blicke lag eine wehmüthige Färbung, die unwillkührlich zu ihr hinzog.

Wir waren Alle in der fröhlichsten Stimmung. In dem nach allen Seiten offenstehenden Gartensalon stand ein herrlicher Flügel; es wurde musicirt, gesungen, gelesen,

geſcherzt, gelacht, und tauſenderlei anmuthiger Muthwillen getrieben.

Fräulein von ***, die blaſſe Schöne, war die lebhafteſte, und ihre Lebendigkeit, die Regſamkeit ihres Geiſtes, die ſchalkhafte und unerſchöpfliche Weiſe ihrer erfinderiſchen, fröhlichen Laune, riß Alles unwillkürlich mit ſich fort, und erhöhte die Regſamkeit und Empfänglichkeit der ganzen Geſellſchaft.

Ein plötzlich am Horizont aufgeſtiegenes Ungewitter nöthigte uns, aus dem Gartenſalon zu flüchten, und im Landhauſe ſelbſt, im großen Geſellſchaftsſaale Zuflucht zu ſuchen. Die Fenſter und Fenſterläden wurden zugemacht, es waren viele Frauenzimmer da, welche große Furcht hatten und vor Angſt zitterten.

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Scene im Werther, und theilte dieſe Erinnerung dem Fräulein *** mit.

„Ach ja!“ rief ſie in ihrer gewohnten Lebendigkeit aus, „ach ja!“ und wir wollen daſſelbe Mittel verſuchen, um die Geſellſchaft zu zerſtreuen: geſelliges Spiel!“—Ich war gleich bereit mitzuhelfen; im Nu war ein Kreis von Stühlen geſetzt, die Runde gemacht, und die ganze Geſellſchaft von dem neuen Vorhaben unterrichtet.

Man war froh, ein lärmendes Spiel finden zu können, denn die Donnerſchläge tönten immer ſtärker und ſchneller aufeinander. „Wir ſpielen: „Zählens!“ parodirte Fräulein von *** Goethe's Lotte.—„Bravo!“ erwiederte ich, „wenn Sie Lotte ſind, ſo bin ich Werther!“—„Mit Vergnügen!“ lachte die Schalkhafte, „Sie wiſſen aber, daß Werther beim Spiele ſagte: „und mit Entzücken bemerkte ich, daß die Ohrfeige, die ich bekam, ſtärker war, als alle übrigen!“—wenn Sie alſo auf dieſe Gefahr hin Werther ſein wollen, ſo—;“ hier machte ſie eine bedrohliche ſchalkhafte Bewegung mit ihrer kleinen, weißen, geiſterblaſſen Hand.

„Nun," erwiederte ich ebenfalls lachend, „wenn Lotte ein solches Elfenhändchen hatte, wie Sie, so war das Entzücken gerecht, und ich will es schon wagen!"—

Unter ähnlichen allgemeinen Scherzen und Spielen wurde das Spiel fortgesetzt. Es kam Alles an die Reihe, denn jedes Spiel durfte nur einmal in die Runde gehen.

Endlich schlug eine Dame aus der Gesellschaft vor, jeder nach der Reihe sollte ein kleines Abenteuer aus seinem Leben, aus seinem Lieben, aus seinem Treiben, seinen Reisen u.s.w. erzählen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Ich als Schriftsteller mußte den Anfang machen. Mir fiel in dem Augenblicke nichts ein, was kürzer zu erzählen gewesen wäre, als die peinliche Nacht, die ich in Baratfó zubrachte, und die räthselhafte, wehmüthige Inschrift, die einen solchen schauerlichen Eindruck auf mich machte. Ich malte meine Erzählung wahrscheinlich mit lebendigen Farben, trug auf wie ein Melodramendichter oder wie ein französischer Novellist.—Die sämmtliche Gesellschaft schien ergriffen, und eine junge Dame fragte: „und wie lautete denn die Inschrift wörtlich?"—Ich wiederholte sie: „Unglücklicher, der du nach mir diese Stelle betrittst, denke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers zubrachte."

Ich hatte kaum geendet, so stand Fräulein *** auf, drückte das Taschentuch vor die Augen, und—wer schildert meine Ueberraschung?—citirte mit weinender Stimme die Unterschrift, welche ich unter jene Worte setzte:

„Unglückliche Ungekannte! die du hier littst, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt, vielleicht finden wir uns einst dort: wo keine Thräne wird geweint!"—

Ich sprang tief erschüttert auf, stürzte auf das Fräulein zu, ergriff in höchster Bewegung ihre Hand: „Um Gotteswillen,

mein Fräulein, Sie? Vergeben Sie, wenn ich vielleicht eine gräßliche Erinnerung— —.“ Da nahm sie das Tuch von den Augen und fing laut zu lachen an! Ich war wie versteinert.—Sie konnte sich vom Lachen kaum erholen. Die ganze Gesellschaft umringte uns und bestürmte sie mit Fragen um die Aufklärung dieses sonderbaren Zufalls.

Sie kam endlich dazu, sich zu erholen, und—vom Lachen oft unterbrochen—Folgendes zu erzählen.

Sie war ungefähr einige Wochen vor der Zeit, ehe ich jene Reise machte, mit einem Lohnkutscher von Wien nach Kaschau gereist, um dort eine Anverwandte zu besuchen. Sie hatte Niemanden bei sich, als einen alten, treuen Diener ihres Hauses.

Sie kamen am ersten Tage nicht weiter, als bis an das erwähnte Wirthshaus an der Heerstraße: Baratfó. Sie ließ sich ein Zimmer aufsperren, und der Diener faßte Posto auf dem Wagen, um die Effecten zu bewachen. Sie legte sich zu Bette und war kaum entschlummert, als sie ein eben solches Gehen und Kommen hörte, sich aufrichtete, und Alles wurde still. Das Ding erneuerte sich alle Augenblicke, als endlich der Mond aufging, und sie bei seinem hellen Lichte das entsetzlichste Schauspiel sah. Ein ganzes Heer von großmächtigen Ratten stieg aus einem Seitenschranke, und überdeckte das Zimmer. Sie trabten auf und ab, als ob sie Stiefel an hätten.*

Sie stiegen rasch auf den Tisch und verzehrten die Ueberreste des Abendbrodes, dann gingen sie philosophisch auf und ab, näherten sich dann in Schaaren dem Bette und machten Anstalt Sturm zu laufen. Furcht, Grauen und Ekel erfüllten die zitternde Besatzung des Bettes; sie fing an, sich gegen die

* Die Größe und die Heldenmüthigkeit der Ratten in Baratfó sind eine historische Berühmtheit.

Belagerer zu vertheidigen. Polſter, Leuchter, Lichtſcheere, Geldbörſe u.ſ.w. flog von der Federfeſtung unter die ſtürmenden Feinde, und verſchaffte augenblicklichen Waffenſtillſtand. —Allein, das dauerte nicht lang, ſie rückten wieder an; Fräulein *** richtete ſich im Bette empor, warf noch alle Bilder, die da hingen, hinab auf die verwegenen Ratten, welche durchaus vom Sturm nicht ablaſſen wollten. Der Kampf dauerte bis gegen Morgen, wo der Diener anpochte, die Magd des Hauſes von Außen aufſchloß, und das Mineur-Corps Reißaus nahm.—Das Fräulein war halb ohnmächtig und erſchöpft, doch ihre unverſiegbare Laune knüpfte auch daran einen loſen Streich. Sie ſchrieb jene Inſchrift und reiſte ab. Als ſie zurückreiſte, ließ ſie ſich aus Neugier das Zimmer aufſperren, und war nicht wenig überraſcht, ihren ſpitzbübiſchen Streich gelungen, und eine rührende Unterſchrift unter der ihrigen zu finden.

Sie war nicht wenig neugierig, zu wiſſen, wer der empfindſame Narr geweſen ſein mag, der in dieſe ſentimentale Falle ging.

Jetzt klärte ſich das Ding auf: ich war der ſentimentale Narr geweſen!

Ein unauslöſchliches Gelächter zog durch die Geſellſchaft; Alle hänſelten mich, und hingen mir eine witzige Schlappe an.

Das Fräulein *** lachte und ſprach! „Nun, wir haben uns aber wirklich gefunden dort: „wo keine Thräne wird geweint!“

„Böſewicht!“ erwiederte ich ſehr böſe.—Sie blieb es nicht.—

Ein Löffel Polenta!

Herr Hummerfutterer hat nur eine Leidenſchaft, er ladet ſich gerne manchmal einen Freund auf einen „Löf-

fel Polenta" ein. Frau Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenschaft, sie giebt nicht gerne Jemanden einen Löffel Polenta, und Fräulein Mitzi Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenschaft, sie ißt nämlich selbst gar zu gerne einen Löffel Polenta, aber immer denjenigen, den ein Anderer bekommen soll.

Ich war dazu bestimmt, zwischen diesen dreien sich kreuzenden Löffel-Leidenschaften grausam in die Mitte geworfen zu werden.

Essen Sie doch Mittwoch einen Löffel Polenta bei mir!" sagte Herr Hummerfutterer, und ich sagte: „Ja!"— Mittwoch früh erschien der Bediente von Hrn. H. mit einer Empfehlung der Frau von Hummerfutterer, und es thäte ihr sehr leid, aber sie habe sich gestern Abends erkältigt, liege im Bette und würde sich das Vergnügen ein andermal erbitten. Zwei Stunden darauf traf ich Frau von H. auf der Seilerstadt, wo sie einen Sack Polenta-Mehl einkaufte. Sie sah mich nicht; aus Malice ging ich auf sie zu: „Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau, Sie schon außer Bett zu sehen; wie geht's, meine Verehrte?"—„Ach," erwiederte sie, „ich habe mich gewaltsam aus dem Bette gerissen und muß mich gleich wieder niederlegen; wie sehr bedaure ich. Aber versprechen Sie mir, daß Sie nächsten Montag einen „Löffel Polenta" mit uns essen!"—Ich versprach es.

„Montag früh kam der Bediente des Herrn von Hummerfutterer, „sein Herr fühle sich ganz unglücklich, allein Fräulein Hummerfutterer habe plötzlich zu einer todtkranken Freundin nach Baden müssen, und sie wollte das Vergnügen meiner Gesellschaft doch auch genießen!"—Ich bedauerte sehr.

Nachmittag ging ich zu Guerra's, und kam gerade neben Frau und Fräulein von Hummerfütterer zu sitzen. „Stellen Sie sich vor," sagte Frau von H., „eben wollte sich meine

Mitzi auf den Wagen setzen, da bekommen wir die Nachricht, daß ihre Freundin, dem Himmel sei's geklagt, gestorben ist! —Ich habe doppelt bedauert! Allein jetzt versprechen Sie mir, daß Sie künftigen Freitag sicher auf einen „Löffel Polenta" kommen!"—Ich versprach.

Donnerstag Abends erhielt ich folgende Zeilen von Herrn von Hummerfutterer: „Es ist wirklich tragisch! Zum dritten Mal muß ich mit Leidwesen auf Ihre Gegenwart verzichten. Meine Frau hat vergessen, daß wir schon seit 14 Tagen auf morgen eingeladen sind, u.s.w."

Am Freitag Morgen begab ich mich zufällig selbst auf den Wildpretmarkt, weil ich zu einem vorgenommenen Picknick zwei Fasanen zu kaufen hatte. Als ich in den Laden eintrat, steht, mit dem Rücken zu mir gewendet, Herr Hummerfutterer, welcher einige Schnüre „kleine Vögerl" in der Hand wiegt und zu der Wildprethändlerin sagt: „Aber Sie müssen sie mir sogleich schicken, denn wir brauchen sie zur Polenta, und wir essen schon um ein Uhr!"

Ich klopfte dem Herrn H. sachte auf die Schulter: „Guten Morgen, liebster Herr von Hummerfutterer, wie befinden Sie sich? Kaufen Sie „kleine Vögerl?"

„Ja," stammelte er ganz blaß, „kleine Vögerl blos,"—

„Aber zur Polenta wahrscheinlich?"

„Ja wohl, aber blos für meine Kinder; ich und meine Frau sind bei ***.—Was sagen Sie zu meinem Unglück! Aber nächsten Dienstag entgehen Sie mir nicht mehr. Da essen Sie einmal einen „Löffel Polenta" bei mir. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!"

Ich wendete mich darauf zur Wildprethändlerin und sagte ihr ganz laut: „Schicken Sie mir doch nächsten Dienstag früh ein paar Krammetsvögel zu, ich will sie Mittags essen."— Und mit einem derben Händedruck, in dem eine ganze Resig-

nation aller Polenta lag, trennte ich mich von Herrn Hummerfutterer.

Der verhängnißvolle Dienstag kam; es wurde 8, 9, 10, 11, 12 Uhr; kein Diener und kein Brief kam, welche bedauerten.

Es sollte also endlich einmal realisirt werden, das große Unternehmen, ich sollte bei Hummerfutterer's einen „Löffel Polenta" essen!

Ich fand den Tisch schon gedeckt; die Familie Hummerfutterer schon schlagfertig. Die Frau kam mir sogleich entgegen und sagte, ich müßte vorlieb nehmen, es sei kein Diner, blos eine „Wurzelsuppe," blos ein „Löffel Polenta." Wir setzten uns zu Tische, es waren noch zwei junge Hummerfutterer da, Knaben von 8—10 Jahren. Die Wurzelsuppe kam. Frau von Hummerfutterer gab mir zuerst; allein sie verfuhr so oberflächlich, wie eine Kindergrammatik. Sie ließ die Wurzelwörter alle fallen und gab mir nur die Derivativa, die abgeleitete Suppe, die zwar ein lauteres Gewissen besaß, aber sich sonst weder durch Färbung des Styls, noch durch Kraft des Ausdrucks auszeichnete! Desto tiefer aber drang sodann Fräulein Mitzi in die Wurzelwelt ein! Sie fuhr mit dem Löffel in die Schüssel, als wollte sie selbe entwurzeln! Auch die zwei kleinen Hummerfutterer bekamen ihre Portion, daß sie da saßen wie die Wurzelmännchen. Ich dankte der Hausfrau für die ungemeine Klarheit ihrer Mittheilung, indem ich ihr versicherte, daß das Andenken daran in meinem Innern fortwurzeln wird. Fräulein Mitzi hatte indessen solche botanische Bissen gemacht, daß ihr aufgeschnittener Magen gewiß ein wohlassortirtes Linneesches Kräutermagazin abgegeben hätte. Ich neigte mich zu ihr und sagte: „Mein holdes Fräulein, Sie scheinen eine Vorliebe für das Pflanzensystem zu haben?"

„Ach ja," ſagte ſie ganz unbefangen, „es iſt eine Blutreinigung, befördert die Ausdünſtung und ſäubert den Körper!"

Ich war entzückt über dieſe delikate, naive Natur! Inzwiſchen waren Fiſche gekommen. Es waren junge Forellen von einem Gareißen und einem Weißfiſch, in einer Butterſauce von Baumöl. Es waren blos Köpfe und Schweifſtücke. Ich ſagte zu Herrn Hummerfutterer: „Solche Fiſche ſind doch gerade wie Dichter, blos Kopf, und es iſt merkwürdig, wie ſie ſich ſo ohne alle Mittel erhalten!"

Frau von Hummerfutterer hatte mir indeſſen einen Kopf auf den Teller gelegt, allein ſie ließ ihn über den Teller ihres Mannes die Reiſe machen und gerade in dem Scheitelpunkte dieſes Tellers verlor der Kopf ſeinen ganzen Anhang aus der Fiſchwelt, und zu mir gelangte nur die äußerſte Spitze dieſes Kopfes. Ich machte dem Herrn Hummerfutterer wieder die Bemerkung, daß mein Fiſch eine gute Haut ſei, die noch obendrein es gewiß nicht fauſtdick hinter den Ohren hat.

Da ich nichts anderes zu beißen hatte, ſo machte ich beißende Bemerkungen. Mitzi hatte indeſſen auf ihrem Teller die ausgezeichnetſten Köpfe ihrer Zeit verſammelt. Nach dieſer Wurzelſuppe, nachdem ſie, ſo zu ſagen, ſo ſehr in's Gras gebiſſen hat, hätte ich nicht gedacht, daß ſie noch ſo viel beißen wird. Ich war begierig, aus welchen Geſundheitsgründen ſie Fiſche eſſe und welche officinelle Kraft dieſelben hätten.

„Mein holdes Fräulein ſcheinen eine Vorliebe für das Fiſch-Syſtem zu haben?"—

„Ach ja, ſie verdünnen die Säfte, und machen keinen Schleim!"—

Ich wendete mich zu meinem Kopfe, indem ich dachte: „wenn ſolche Köpfe feiern, welch' ein Verluſt für mein Jahrhundert!"

Knrſchsplzcher! — Mitzi hatte eine Gräte verſchluckt. —

Kochtsratſcher! — „Eß ein Stückchen Rinde!“ ſagte die Mutter, und reichte ihr einen halben Laib Brod hin. Mitzi war indeſſen an mein Herz hingeſunken, und röchelte. Da ſprang der Herr Hummerfutterer auf, verſetzte ihr plötzlich einen ſolchen Puff in den Rücken, daß die geſchluckte Gräte einen Salto Mortale in die Höhe machte, und mir gerade auf meinen Teller ſprang. Es war eine ganze Hirnſchale! Mitzi nahm auf dieſen Schrecken noch einige obligate Köpfe zu ſich, und der Kern der Mahlzeit, die Polenta, kam!

Es war ein kleiner, gelber Berg, in welchem „die kleinen Vögerl“ als Poſtmeiſter aufgeſtellt waren, denn ſie wohnten alle wenigſtens eine Poſtſtation auseinander.

Herr Hummerfutterer begann vor Freude zu wetterleuchten, und Mitzi zu blitzen; die jungen Hummerfutterers donnerten, und die Frau von Hummerfutterer ſchlug mit großem Gekrache ein!—Der Löffel fiel wie ein Blitzſtrahl auf den Polentaberg!

Die Schlacht begann! Löffel in Arm! Marſch! Vorwärts! Haut ein!

Es war eine furchtbare Schlacht! Es löſten ſich alle Bande der Natur! Die kindliche Ehrfurcht wich; Mutterliebe wurde zur Megäre, und der Hausfreund war vergeſſen!

Herr von Hummerfutterer hatte ſich eine kleine Brühl aus Polenta auf ſeinem Teller angelegt, und auf der Spitze einen kleinen Huſarentempel.—Mir legte Frau von Hummerfutterer eine kleine Portion vor, indem ſie ſagte: „ich weiß, Sie eſſen ſo was nicht gerne, und nur uns zu Liebe.“ Auch die Schatten einiger kleiner Vögerl ſchwebten über meinen Teller, aber ſie ſelbſt ließen ſich, wie die Wachtel in der Wüſte, auf Mitzi's Teller nieder.

Meine Wißbegierde wurde wieder wach, und ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, zu erfahren, aus welchen diätetiſchen Gründen Fräulein Mitzi ganze Polenta-Berge ebnet.

„Mein holdes Fräulein scheinen eine Vorliebe des Polenta-Systems zu haben?“—

—„Ach ja, sie nähret sehr, und erweichet die Gedärme.“

Ich bewunderte die angewandte Zartheit ihrer practischen Arznei-Seelenlehre, und sah mit stiller Ehrfurcht dem unermüdlichen Fleiße der Polenta-Enthusiasten zu:

„Fünf Löffel sieht man ab und auf,
In Eine Schüssel steigen,
Und schwebt der Eine voll herauf,
Muß sich der And're neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und trägt einer diesen an den Mund,
Steckt jener in der Schüssel Grund,
Doch wollen sie mit ihren Gaben
Den Gast allein nur gar nicht laben.“

Ich hatte bald keine Polenta, und indem ich meinen Löffel beobachtete, der allein ruhte, wo alles arbeitete, wußte ich nicht, ob mich Herr Hummerfutterer auf einen „Löffel Polenta,“ oder auf einen „Polenta-Löffel“ eingeladen hatte, und wäre fast versucht gewesen, ihn einzustecken.

Endlich war das große Werk gethan, ringsum war nichts mehr zu sehen; da sagte Frau von Hummerfutterer: „Sie haben aber gar nichts gegessen!“

Ich aber sagte: „ach, gnädige Frau, ich hab' wirklich genug!“

Herr Hummerfutterer stand ganz vergnügt auf, schüttelte mir die Hand, und sagte: „Nun, Freundchen, wann möchten Sie wieder einmal bei mir einen Löffel Polenta essen?“

Ich hätte ihm auch gerne erwiedert: „Am liebsten sogleich!“—

Ich empfahl mich, Frau von Hummerfutterer bat mich, es nicht übel zu nehmen, wenn die Polenta nicht nach meinem Wunsche gewesen ist; ich ging und sagte: Polenti non fit injuria!

Zwei Wiener Carnevals-Nächte.

„Immer ist's Sonntag, immer dreht
sich am Heerde der Spieß!"
Schiller.

Fröhlich ist man aber auch nirgends, als da, wo sich der Spieß immer am Heerde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Heerde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den sich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Was ist denn am Ende die ganze liebe, große Erde anders, als ein Braten, der sich um die eigene Spießachse dreht, sich an der Sonne braten läßt und mit Menschenschweiß und mit Menschenthränen begossen wird?

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo sich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in anderen großen Städten gelebt, wo man sich um den Heerd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß vor; es ist mir doch lieber, wenn sich die Menschen um den sichern Braten, um den sichern Heerd drehen, als wenn sich der unsichere Heerd um den unsichern Braten dreht!

Es war Mittwoch am 24. Januar. Ich sah zu meinem Fenster, im Müller'schen Gebäude, hinaus. Durch das Rothethurm-Thor zog die rollende Wagenburg über die sogenannte Niederlbrücke durch die Leopoldstadt in den Prater. In einem Jantschky, diesem juste-milieu zwischen Fiakern und eigenen Equipagen, nahten sich langsam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendend weißer Atlashut sendete zwei

große Maraboutsfedern aus dem eleganten Schwimmer heraus, als wollten sie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner Sammtpelz verhüllte neidisch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob sich plötzlich der Atlashut und zwei Vergißmeinnicht-blauangelaufene Augen sahen schnurstracks zum Fenster im Müller'schen Gebäude, zu meinem Fenster hinauf. Neben meinem Fenster war keines mehr, keine lebende Seele ringsum, der Blick mußte mir gelten. Noch einmal drehte sich der Hut und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in diesem Blick schien ein Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunsch und wie eine Bitte zugleich aussah.

Ich schlug die Augen nieder, die Fenster zu, den Mantel um und stürzte hinter dem Jantschky her. Es kostete nicht wenig Mühe, diesen herauszufinden. Ich sah in alle Wagen und suchte den Atlashut und den grünen Pelz; ich stieß mit meinen Ellbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeschlagene Rippenstöße Wegzehrung; allein was macht sich ein Poet, der einen Atlashut sucht, aus einigen Rippenstößen? Ich stöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantschky in der Jägerzeile links vor einem Hause still halten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer stand er da wie die Muschel, aus der eben Amphitrite gestiegen. Ich sah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß sind sie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beschloß, dasselbe zu thun. Ich stieg einige Stufen hinauf und befand mich in Mitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgetheilt: auf der einen Seite eine Abtheilung für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantschky stand wie eine Zauberin unter bunten, absonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und stieß ihre Begleiterin leise an, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Es war eine echte Wiener Schönheit, einladend mit Verschämung, zuvorkommend mit Reservation, lebhaft mit Bescheidenheit, und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerspruch des Characters, der sich in den schwarzen Locken und blauen Augen aussprach, gab schon ihrem ersten Anblicke etwas ungemein Pikantes. Schwarzes Haar ist Autokratie, blondes Haar constitutionelle Regierung; ich möchte sagen, schwarze Haare wollen Leibeigenschaft, blonde Haare Seeleneigenschaft. Schwarze Augen wollen geliebt sein, blaue Augen wollen lieben; aus schwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen thauen süße Strahlen. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt; wenn sie schwarze gehabt hätte, würde sich Adam nicht haben verführen lassen und wir wären noch im Paradiese; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Ein schwarzes Auge ist eine schöne Sache; manches schwarze Auge hat mich blau anlaufen lassen und es wäre schwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß schwarze Augen auch himmlische Augen sind; allein sie sind nicht zärtlich! Was ist alle Liebe, alle Lust, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit ist das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit ist das Beglaubigungsschreiben der Liebe, ihr Certificat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit ist eine Taubstumme; sie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe spricht nicht! Schwarze Augen sind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge ist die Wiege der Zärtlichkeit. Man versuche es nur und sehe recht lange und recht tief in ein großes, schwarzes Auge, da werden alle Gefühle nach und nach in uns aufstehen und großen Lärm machen, und unsere

fünf Sinne werden alles über den Haufen werfen und hinauswallen aus ihrer eigenen Haft; aber das Gemüth bleibt ruhig in uns, so zu sagen, hinter dem Herzensofen hocken und rührt sich nicht; aber man schaue einmal so recht innig und recht tief in ein großes, blaues Auge, in diesen thaufeuchten Himmel, und in uns wird ein leises Regen und Schaffen fühlbar, wie wenn der Frühling zum erstenmale die Erde küßt, und der Himmel sein großes, blaues Auge aufschließt für die erwachende Schöpfung; und unser Gemüth wird so leicht und beweglich und wohlig und warm, und es schaut aus unserem Herzen zu allen Fenstern heraus und füllt behaglich und elastisch unser ganzes Wesen aus. Es war also ein sonderbarer Contrast in dieser Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der schwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tiefblaue Augen, gemüthsinnig und schmachtend, heraus. Die Wangen waren sowohl von dem Karmin der Natur als von der Kälte etwas höher geröthet, und ein unaussprechliches Stumpfnäschen schien freudig und erschrocken vor dem üppigen und schwellenden Trotz der scharlachrothen, fülligen Lippen in die Höhe zurück zu fahren.

Ich betrachtete sie lange, es lag in dem ganzen Gesichte eine Mischung von Welschthum und Deutschheit. Die schwarzen Lockenschlangen waren Italiener, Carbonaris mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Deutsche. Ehrlich? das will ich nun gerade nicht sagen, aber es waren gemüthliche, alte Deutsche, voll Sinnigkeit und Herzensthum. Und dennoch hatten diese deutschen Augen einen italienischen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterscheiden sich wesentlich von denen der deutschen Frauen durch die Form der Augenwinkel. Man betrachte die Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß sich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer sanften Biegung abwärts senken

Durch dieſe Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigenthümlichen, wohlthuenden Character; dadurch erhält das obere Augenlied eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und maleriſcher; auch das untere Augenlied biegt ſich in einer verſchwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symmetrie. Die Augenwinkel der deutſchen Frauenzimmer hingegen laufen alle ſpitzig und gerade aus, und ſie würden, wenn ſie durch die Naſenwurzel nicht gehindert würden, geradezu in einander zuſammenlaufen. Dieſes giebt den Augen etwas Pedantiſches, Steifes.

Wie ein Gedanke des Lichts fuhr es mir durch den Kopf, daß ſie gewiß da ein Maskenkleid für die nächſte Redoute nehme, und ich beſchloß es abzuwarten und mir das Kleid genau zu merken, um ſie daran zu erkennen. Ich that, als ob ich ganz mit dem Ausſuchen meiner Maske beſchäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der ſchönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuſe, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider bei Seite. Während dieſes geſchah und ich, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid ausſuchte, ſtürmte mein Freund herein, um ſich ebenfalls ein Redoutengewand zu beſtellen. Er fiel gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, ſondern eine Vorausbeſtimmung, die es ſo haben wollte, daß wir die nächſte Redoute zuſammen beſuchen ſollten. Ich kannte Roderich, wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun; ich willigte ein, wir wählten zwei Kleider; ich einen Roſa-Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider bei Seite legen; unterdeſſen waren die beiden Damen ſchon

fort, Roderich hing ſich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchſtrömten alle Alleen, die große Reifrock-Allee, die Seitengänge, das Luſthaus, nirgend war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich ſchieden wir und verabredeten uns, am Abend bei mir im Müller'ſchen Gebäude zuſammen zu kommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menſchen, die keinen eigenen Geſchmack zu verzehren haben, und die ſich blos bei fremdem Geſchmack zu Tiſche laden. Es giebt viel ſolche Geſchmacksſchmarotzer, die keinen Kreutzer Geſchmack beſitzen und doch für geſchmackreich gelten, weil ſie Geſchmack zu leihen und zu ſchenken nehmen. Roderich hatte es in ſeinem Leben noch nie gewagt zu ſagen: „Das iſt ſchön! das iſt häßlich! das iſt gut! das iſt langweilig!" Er wartete immer ab, bis ein Anderer ſagte: „Das iſt ſchön!" u. ſ. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenſchaftlicher Freund von Weſten, er hatte eine Weſtenſammlung wie ein Anderer eine Schmetterlingsſammlung hat; allein nie wagte er es auf ſeinen eigenen Geſchmack ſich Zeug zu einer Weſte zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erſt darüber conſultirt werden. Man ſagt: „Der Menſch, das iſt ſein Styl," bei Roderich konnte man ſagen: „Der Menſch, das iſt ſeine Weſte!"

Er hatte beinahe ſo viele Weſten als Tage im Jahre ſind; wenn er in Geſellſchaft war und Jemand ging vorüber und fixirte ſeine Weſte, gerieth er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm ſagte: „Ihre Weſte gefällt mir gar nicht!" um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man ſicher, ihn in den beſten Humor zu

bringen, wenn man ihm sagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Westchen haben Sie da!"

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Westen; er wählte nie eine aus eigenem Geschmacke, er liebte immer nur die, von welcher eben Jemand sagte: „Das ist eine himmlische Person!" da war er gleich rasend verliebt; kam nach zwei Tagen Jemand und sagte wie ganz zufällig: „Ich finde doch gar nichts Hübsches an ihr, sie ist ganz alltäglich!" da zog sein Herz sie sogleich aus, als ob sie eine Weste wäre.

Roderich hörte und sah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war und er war es folglich auch; er merkte sich eben so gut als ich ihre Maske, und war fest entschlossen, ihre nähere Bekanntschaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Musik ertönte und rings herum näselte, zirpte und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erste, höchste und eleganteste Vergnügen der Wiener-Welt. Jetzt hat das sehr abgenommen. Charaktermasken sah man wenige und noch viel weniger Masken von Charakter. Die vornehme Welt schwamm blos einige Mal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovirten sich hier, und alte Bekanntschaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging blos maskirt, damit man sie um so leichter erkenne. Besonders zeichnete sich fast in jeder Redoute ein vierblättriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht, wie sonst ein vierblätteriger Klee blos Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht blos Kindersegen und unter Glück nicht blos das väterliche versteht. Es waren die geistreichsten Närrinnen und die schönsten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Die Genialität und der wahrhaft Hofmann'sche

Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an sie an, denn es war eine echte humoristische Tollheit in ihnen; es schienen mir lebendige Vexierspiegel, denn Hohn und Lust und zugleich die Zerrissenheit der Sünde, das tolle Betäuben der Selbstvernichtung glänzte aus ihren Augen, und lachte zuweilen absonderlich und gräßlich aus ihnen heraus, so als ob sie selbst nicht wüßten, wer und was denn so in ihnen lache. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft schien es mir, als ob ihre Seele von der Tarantel gestochen worden wäre, und als ob der Körper lustig, doch voll stechenden Schmerzes sich mit drehen müsse. Insonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgesicht voll Milde und Unschuld, ein paar Augen blau und tief und sinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächeln wie der Sieg der Unschuld, und eine Gestalt harmonisch, poetisch und lieblich, wie Schillers Erwartung, und ein Herz rein, menschlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! der gute Engel dieses Wesens muß lange und anhaltend geweint haben, als er ausquartieren mußte und der böse Engel einzog, um dieses göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmuth den bösen Geist da drinnen belauscht, durch die Fensterscheiben der Augen und durch das Schlüsselloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünscht hätte der böse Engel zu sein, um selbst zu besitzen diesen marmornen Gliederpalast mit seinen Augen-Spiegelscheiben u.s.w.; allein in solchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchises auf den Rücken und trug sie unversehrt aus dem Brand. Noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchises unversehrt rettete; aber es würde mich doch ein Bischen freuen, wenn sich der Aeneas ein wenig versengt hätte!

Dieses vierblätterige Kleeblatt also machte einen Hauptbe-

ſtandtheil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erſchöpft, wenn man ſagt: es trug den großen Redoutenſaal ganz allein in den kleinen Redoutenſaal hinein und zog Groß und Klein nach ſich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Roſa-Domino gewählt hatte und er den Türken, ſo ſchien es ihm, man müſſe eigentlich einen Roſa-Domino anziehen, und ohne Roſa-Domino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid ſchien ihm ganz unerträglich, und mit den lüſternſten und wehmüthigſten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich was ich anzog, und ſo überließ ich ihm, um ſein und damit auch mein Vergnügen nicht zu ſtören, meinen Domino und nahm ſelbſt den Türken.

Wir durchſuchten und durchſtürmten den großen und den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäuſen mit blauen Gürteln aufzufinden, und Roderich war faſt ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale ſammelte ſich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die eine war Pythia, die andere Preciosa; alſo beide aus dem wahrſagenden Geſchlechte. Sie mußte beißende und treffende Antworten ertheilen, denn lautes Lachen, und Lachen und Beifall erſcholl oft aus dem dichten Kreiſe. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine ſchönere Geſtalt geſehen als dieſe Pythia. Aus dieſer ganzen verhüllten Figur war nichts ſichtlich als die zwei Fußſpitzen und zwei Augen. Es waren aber auch zwei Fußſpitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, ſinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand ſelbſt vielleicht den Eid der Treue gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geſchworen ha-

den würde. Ich kann keine blauen Augen ſehen, ohne auszurufen: „Ach, das Leben iſt doch ſchön!“

Die Preciosa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll, weich und dem Kuſſe entgegenſchwellend; den aufwiegleriſchen Buſen als Unruheſtifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um ſeine Befreiung flehte, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, ſchwarze Augen, wahre Zigeuner, die ſich auf's Stehlen, auf's Herzen ſtehlen männlich einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde.

Ich nahete mich der Pythia: „Allah ſei mit Dir, erhabene Prieſterin! Willſt Du auch dem Sohne Mahomets ſein Schickſal verkünden?“

Sie ſah mich an und ſprach: „Nur dem Gläubigen ſag' ich wahr, denn die Kunſt beruht auf dem Glauben!“ damit wendete ſie ſich von mir ab und ſagte zu Roderich: „Du aber, du Sohn der Gottheit, Du darfſt nur befehlen und Deine Dienerin enthüllt Dir das Buch Deiner Zukunft.“

Roderich ſchnitt einige Complimente und bat um einige prophetiſche Ausſprüche. Pythia umkreiſelte ihn dreimal und ſprach ſtill und feierlich ein Anathema über ſeine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indeſſen Preciosa meine Hand faßte, um mir wahr zu ſagen, und mich fragte: „Willſt Du von mir Deine Zukunft wiſſen?“

„Schöne Preciosa,“ antwortete ich, „Du machſt mir Vergangenheit und Zukunft entſchwinden, nur die Gegenwart iſt in Deiner Gegenwart intereſſant.“—

„Erhabene Prieſterin!“ ſagte ich und ſah ihr dabei in die klare Fluth des offenen Auges, „erhabene Prieſterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuſchwören den Unglauben und in chriſtlicher Frömmigkeit“—„Halt!“ lachte Pythia, „Sie

verwickeln sich in Anachronismen und so weiter, mon cher Türke, und machen fast, daß ich aus der Rolle falle! Deßhalb," hier wendete sie sich an Roderich, „geben Sie mir den Arm, und in Ermangelung eines Dreifußes, begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Sessel!"

Roderich nahm ihren Arm, Preciosa den meinigen und wir setzten uns auf ein Sopha unter dem Spiegel im kleinen Saale nieder.

Eine neue vorüberrauschende Fluth von Masken machte sich vorzüglich durch lautes Wesen und Gelächter bemerklich; wir sahen näher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzingelt und schleuderten Repliken rechts und links. Roderich sprang auf: „Da sind sie!" rief er aus und zog mich mit sich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abschied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfrischungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!" flüsterte ich der größeren von ihnen zu, „lasse auch mich einen Augenblick unter Deinem reizenden Fittig Schatten suchen!"

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirst Du da genug finden; mangelt es in Deinem Harem an Fledermäusen?"

Ich sah mich um, es war Pythia und Preciosa, die uns gefolgt waren und die nun durch ihr Dazwischentreten die Fledermäuse verscheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte sich an Roderichs Arme eingehängt und schien mit besonderem Interesse seine Conversation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig, als den Alonzo der

Precioſa zu ſpielen, und ohne eben ein Schauſpieler zu ſein, mußte ich meine Rolle doch ſehr natürlich geſpielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem Andern zu gefallen ſchien, wurde unruhig und hätte gar zu gerne ſeine Pythia gegen meine Precioſa ausgetauſcht.

Im großen Saale war es nach und nach leer geworden; als wir wieder hineintraten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maskirt, die anderen ſchon demaskirt, und die Unterhaltung wurde leiſer, flüſternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Gallerie hineinführt, hüpften die zwei Fledermäuſe eben herab. Ich wollte ſogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein ſchwarzes Schickſal feſt und Pythia ſagte zu mir: „Es ſcheint, daß Ihr Freund (ſie meinte Roderich) eine beſondere Vorliebe für Fledermäuſe hat; er iſt ganz zerſtreut, und Fledermäuſe ſind doch weder Nachtigallen noch Muſen!“

Ohne weiter über dieſe ſonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortſetzen, als dieſe ſich auf ein Seitenſopha ſetzten und das Viſir abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Weſen, und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit meiner Pallasäugigen Dame aus dem Jantſchky-Phaeton von geſtern Morgen. Wir waren wie aus den Wolken gefallen und unſere Prophetinnen ſchienen ſich an unſerer Ueberraſchung ſchadenfroh zu weiden.

„Wie?“ hohnlachte Pythia den armen Roderich, „wie, Du Götterſohn, woher dieſes Erſtaunen?“

Da wir die Hoffnung aufgaben, nun die Jantſchky-Holde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Masken, die uns, wie es ſchien, nun einmal auserſehen hatten, für heute ihre Schlagſchatten

zu machen. Insonders setzte Pythia dem unmuthigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Preciosa zu mißgönnen schien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldigungen des Maskenrechtes, und endlich wurde es mir doch interessant zu wissen, wer diese beiden geistreichen Zukunfts-Göttinnen sein mögen. Wir bestürmten sie vergebens, sich zu demaskiren; alles was wir erlangen konnten, war das Versprechen, daß sie auf der nächsten Redoute wieder und zwar in demselben Costüme erscheinen wollten, wofür wir auch versprechen mußten, wiederum in diesen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforschen, beim Nachhausegehen ihnen nicht nachzufahren und alles der nächsten Redoute zu überlassen.

Ich hätte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute fast vergessen, wenn nicht Roderich immer davon gesprochen hätte. Er konnte nicht satt werden, von den Reizen der Preciosa, von ihrer Figur, von ihren Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu sprechen, und mich zu beneiden, daß sie mir für den Abend zu Theil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia sonderbare Reden an ihn richtete und so thun wollte, als ob sie ihn kenne und hier zu finden wußte; er habe aber, weil er immer nur Preciosa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerstreut geantwortet.

Am Abend der zweiten, verhängnißvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen und um sich bei mir anzuziehen. Ich sah an seiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinste, geringfügigste Abenteuer immer sehr ernst und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und so war es auch heute der Fall. Er war

ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu, als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verſchlang das Wort wieder u.ſ.w.

„Druck' los, Freund Roderich," ſagte ich endlich, „was haſt Du denn wieder?"

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum, wie er ſein Verlangen ausdrücken ſollte, endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich ſollte den Roſa-Domino nehmen. Er hoffte dadurch Precioſa zu gewinnen, da ſie die Verwechslung bei unſerer gleichen Geſtalt nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernſt war, ſo willigte ich gerne ein, und ſo fuhren wir denn in umgewechſelten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Muſik, Tanz, Gewühl und Geſchrei war ſchon vollauf, als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt, vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufſuchen unſeres Rendezvous denken konnten.

Endlich, als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unſere zwei Wahrſagerinnen auf dem Sopha unter dem Spiegel ſitzen und ſich in die Ohren flüſtern. Wir traten auf ſie zu und Roderich ſtürzte ſich ſogleich, wie ein Lämmergeier, auf ſein Täubchen Precioſa.

„Wir danken Dir, heilige Prieſterin, „redete ich die Pythia an, „daß Du Wort gehalten haſt."

„Ich will hoffen," erwiederte ſie, „daß Du heute weniger abweſend ſein wirſt, und ſchon aus Artigkeit in der Geſellſchaft einer Schickſalsgöttin nicht ſo zerſtreut ſein wirſt, wie letzthin, wo die Fledermäuſe Dir um das Herz ſchwirrten!"

Ich geſtand ihr offen, daß mich die Fledermäuſe deshalb

interessirten, weil ich eine andere Person unter ihnen suchte, als ich nachher, bei ihrem Demaskiren, fand.

„Ich werde Dir Deine Zukunft enthüllen," sagte Pythia parodirend ernst. „Eins sind zwei, und zwei ist einerlei, und Einer Du für Beiden sei!"

„Beim Himmel," rief ich aus, „dunkel genug ist dieser Rede Sinn für ein delphisches Orakel."

Im Eifer des Gespräches entwickelte meine Pythia einen solchen herrlichen, brillanten Verstand, eine solche feine Bildung und Feinheit des Geistes, daß ich immer mehr erstaunte, und immer mit größerem Wohlgefallen und mit erhöhtem Interesse ihr in die seelenvollen Augen sah. Ich wurde auch immer aufgeregter und überließ mich einer gewissen poetischen Stimmung, in die man in der Maskenwelt so leicht und angenehm versetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und seelenvoller, und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute," sagte sie, „bist Du, wie ich Dich erwartet habe. Letzthin warst Du nicht Du!"

„Und wer muß ich denn sein, um heute Ich zu sein und nicht das Letzthin-Du?"

„Das Letzthin-Du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müller'schen Gebäude und heute—"

„Nun, heute?—"

„Heute bist Du das," hier zeigte sie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir saß.

Ich war ganz verblüfft, mich erkannt zu wissen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Gesicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delicatesse und Ungestüm darauf, mir ein kleines Zeichen zu geben, wann wie und wo ich sie wiederfinden oder wiedererkennen könnte; sie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie eben so viele Minuten verronnen, als sie sich zu Preciosa wandte, die eben so vertraulich mit Roderich plauderte, und sie aufforderte, nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiedersehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf diesem Sopha; wir müssen noch einige Bekannte aufsuchen, um ihnen ihr Schicksal zu enthüllen, in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!"

Damit trennten sie sich von uns und überließen uns unserem Erstaunen. Roderich war ganz entzückt von seiner Preciosa, und wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie wohl in einer halben Stunde wieder sich zu uns gesellen würden.

Wir mischten uns nun auch indessen wieder in den brausenden, tobenden Wirbel der bunten Carnevalswelt, und umkreisten, neckend und geneckt, grüßend und begrüßt, den großen Saal. Als wir zum zweiten Male ungefähr die Mitte des Saales erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuse von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, bist Du auch wieder da?" Wir warfen ihnen einige lose Worte zu: daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuse sei, daß sie die Dämmerung suchen müßten u.s.w. Heute aber schien es, als ob wir so wohlfeilen Kaufs nicht loskommen sollten. Sie klammerten sich fledermausartig an uns an und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die Eine größere insonders hing sich wie eine Pompadour an meinen Arm und schwatzte mir allerlei in's Ohr, welches immer mehr meine Aufmerksamkeit erregte.

„Ihr seid wohl durch das Fenster da herein geschwirrt?" fragte Roderich.

„Nein," antwortete heftig und mit Hast die größere; „auf einem Jantschky sind wir hereingeschwirrt!"

Das Wort Jantschky schlug wie ein Blitzstrahl in meine Seele.

„Wie?“ dachte ich, „wenn das nun heute doch die schöne Unbekannte wäre?“

Ich betrachtete sie genauer, und Figur, Auge, Anstand, alles schien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wieder zu geben, nur schien sie etwas stärker, welches ich der Verhüllung zuschrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer suchte ich sie, die mir nun wieder sehr interessant war, fest zu halten, verwickelte sie immer tiefer in's Gespräch, und zog sie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal. Wir setzten uns auf dasselbe Sopha, und sie erzählte mir, daß sie vor einer Stunde hier durchgegangen wären, ich aber wäre so vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske gewesen, daß ich sie nicht bemerkt hätte.

„Der Guckguck hole die andere Maske!“ rief ich unmuthig aus, „hätte ich Dich nur erblickt!“

Mit einiger Verlegenheit dachte ich daran, daß jetzt meine Pythia erscheinen könnte.

Roderich und ich, wir boten alle unsere Beredsamkeit, alle unsere Bitten und Versprechungen auf, um die zwei Fledermäuse zu bewegen, sich zu demaskiren. Bald schienen sie nachzugeben, bald genirte es sie wieder. Endlich sagten sie, wir sollten sie oben in ein's der entlegenen Speisezimmer geleiten, da wollten sie sich demaskiren. Wir gingen mit klopfenden Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleinern, leeren Zimmer angelangt, schienen sie sich wieder anders besonnen zu haben, und wollten zurückeilen; allein wir bestürmten sie mit heißen Vorstellungen und Flehen, da gaben sie nach, sie demaskirten sich, es war—Pythia und Preciosa.

Unser Erstaunen war grenzenlos! Pythia rief aus: „Der

Guckuck hole die andere Maske!" das galt mir, nicht wahr?

Ich wußte nicht was ich sagen sollte. Sie weidete sich an meinem Verstummen, bis ich ihr denn endlich gestand, daß ich eine Person unter jener Fledermaus suchte, die mich allerdings interessirte, ohne daß ich sie weiter kenne.

Sie schien sich damit zu begnügen. Wir setzten uns nun wieder und fingen die Bestürmungen, daß sie sich demaskiren sollten, wieder von neuem an. Sie gaben nach, und wer schildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantschky und aus dem Maskenmagazin wieder fand!—

Wie sie hieß? „Namen nennen sie nicht!" Sie kannte mich früher, bevor ich sie kannte, und hatte mir das Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte sie und ihre Freundin die zwei Fledermäuse von dem Maskenhändler zugesagt bekommen; sie sah, daß ich mir diese Masken genau betrachtete, und merkte auch meine Absicht. Zugleich sah sie, daß ich den Rosa-Domino für mich, und Roderich den Türken wählte. Abends fand es sich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuse schon früher versagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten also jene zwei Masken als Pythia und Preciosa nehmen. An dem ersten Abend, als Roderich meinen Rosa-Domino nahm, hielt sie diesen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten sie die zwei Fledermäuse noch obendrein genommen, und sie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren schöne zwei Carnevalsnächte, deren noch viel schönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hause fuhr, sagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten!"

Ich lächelte.

Die Whistpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpsen und einer Lichtscheere.

Ich war in einer sehr bösen Laune. Es steckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, sollte ich zum Arzt, oder zum Schreibtisch gehen.

Woher die böse Laune kam? Das muß man eine schöne Frau, einen reichen Mann und einen armen Redacteur nie fragen. Diese drei Naturreiche in dem Menschenreiche — wozu sogar der Natur-Arme: der Redacteur, gehört — sind so eigentlich dazu gemacht, stets böse Laune zu haben. Die schönen Frauen, weil ein schöner Himmel nie schöner ist, als wenn er ein Bischen blitzt und donnert, und weil bunte Tauben nie schöner sind, als wenn sie zürnend das bunte Gefieder auffächern. Reiche Leute überhaupt, weil sie an der goldenen Ader leiden. Arme Redacteur endlich sind die wahren Essigmütter, Schwaben-Nester und Rattenkönige der üblen Laune. Erstens schon darum, weil jeder Redacteur auch eine sie, ein Femininum in sich einschließt: die Redaction nämlich, und also schon an und für sich Launen, diese Schlagschatten des schönen Geschlechtes, bei sich beherbergen muß. Drittens endlich — eben aus übler Laune sag' ich nicht, wie ich sollte: zweitens — drittens endlich, ja, drittens endlich bin ich jetzt in böser Laune, daß ich mich selbst genöthigt habe, unerklärliche Dinge — böse Launen nämlich, erklären zu wollen.

Genug – ich war in böser Laune und hatte fest beschlossen, mit ihr heute Abend allein und zu Hause zu bleiben, denn mit bösen Launen und mit bösen Frauen muß man nicht unter

Menſchen gehen, wenn man nicht zu dieſen Böſen noch ausgelacht ſein will.

Ich ſagte alſo zu meinem Joſeph: „Heute Abend bleib' ich zu Hauſe; du wirſt Thee, Erdäpfel mit Butter und Häring bereiten, mir einen „Wegweiſer durch Wien," eine „Karte vom Rhein" und den „Catalog der Düſſeldorfer Gallerie" auf den Tiſch legen, und einen Strick zum etwaigen Aufhängen an die Mauer hängen;" ich wollte nämlich dem Spleen ein engliſches Feſt geben, er ſollte glauben, ich bin ein reiſender Engländer und ich wollte mich eigentlich in dieſe dickſichtige, trägblutige, zähgeiſtige, dichtneblige Gemüthsverfaſſung eindachſen und einbibern.

Es war ſchon Alles ſo ſchön eingeleitet, da kam ein Brief. Wenn ich ſage ein Brief, ſo verſtehe ich darunter ein papiernes Sechseck, in ſich zuſammengekrümmt, geknittert, gefaltet und ineinandergeſchoben wie ein gordiſcher Knoten, und auf dem Goldblättchen, welches dieſe Blattzwiebel zuſammengeſiegelt hielt, ſprang ein Pferd über eine Barriere mit der Umſchrift: „Hinderniſſe muß man überwinden."

Die Sendung kam von der Alſervorſtadt, von der „Frau Randhoferin, verwittwete Particulirerin."

Der Brief enthielt nichts, als eine dringende Einladung zu einer Partie Whiſt.

Frau Randhoferin war ſucceſſive Wittwe zweier Männer geworden und hatte aus dieſem Succeſſiv-Krieg nichts gerettet als das, was jeder Sieger aus jedem Kriege rettet: die Luſt zu ferneren Kriegen und Siegen. Siegerin aber blieb ſie in beiden Kriegen, d. h. ſie blieb auf dem Platze, während die zwei Männer das Feld und das Leben räumten!—

Ihr erſter Mann war ein zurückgelegter „Zwetſchken-Fabrikant," wie ſie ihn gerne und mit Selbſtgefälligkeit nannte, weil ſie es war, die ihn vermochte, zuerſt ſeinen aufblühenden

Zwetschkenhandel und dann sich selbst an den Nagel zu hängen, d. h. an sie, die ein Nagel zu seinem Sarge wurde. Sie hatte von diesem, den sie abwechselnd: mein seliger Erster," und: „mein seliger Zurückgelegter" nannte, zwei hinterlassene Zwetschken: Binchen (Sabine) und Röschen, zwei Zwetschken, auf denen noch der frische Jugendreif lag und deren Kern aus seligen zurückgelegten zehntausend Gulden Heirathsgut per Zwetschke bestand.

Der zweite Mann der Frau Randhoferin war einer jener Glücklichen, die das beste Geschäft haben: gar keines, und den unantastbarsten Character: keinen; wenn man zu diesen beiden Eigenschaften ein sicheres Capital von 10,000 fl. C. M. mischt, und Alles bei einer gelinden Faulheit und einer mäßigen Selbstliebe aufkochen läßt, so hat man in kurzer Zeit einen substanziösen „Privatier." Ein solcher Privatier hat nichts zu thun, als zu liegen und zu essen; er liegt nämlich auf seinem Kapital und ißt seine Interessen. Ein solcher Glücklicher war ihr zweiter Mann, den sie stets nur: „mein seliger Zweiter," oder: „mein seliger Privatmann," oder auch brevi manu: „mein Privatseliger" nannte. Auch dieser Zweite machte sich zeitlich von hinnen, segnete dieses und alles Zeitliche und ging ein zu seinen Vätern, wovon der Eine noch lebte und Großhändler war. Auch dieser „selige Zweite" hinterließ der Frau Randhofer zwei Töchter als Coupons seines Privatlebens, Johanna und Dore, mit der Testamentsclausel, daß die Nutznießung des Capitals ihr bleibe, bis die beiden Töchter geholt werden und zwar von sittsamen, gewerbetreibenden Männern.

Es lag also im Interesse der Frau Randhoferin, um diese zwei hinterlassenen Schatzkästlein von ihrem seligen Zweiten lauter Männer zu versammeln, die kein Gewerbe treiben.

z. B. Muſikanten, Dichter, Schauſpieler, Redacteure und anderes zweideutiges Volk

Für die Contumaz- und Heiraths-Abſperrung der beiden Töchter ſorgte Frau Randhoferin; allein ſie ſelbſt war noch ſehr geneigt, ihre eigenen körperlichen Reſte, und die ihres „erſten Seligen" und „zweiten Seligen" dazu, an einen „dritten Unſeligen" an Hymens Altare hinzugeben. Sie meinte erſtens: „Aller guten Dinge ſind drei," ob ſie nun unter dieſen „guten Dingen" die Männer ſelbſt oder den Tod dieſer Männer verſtand, ſteht mir und uns nicht zu, zu beurtheilen; denn auch ein Humoriſt darf wie ein Civil-Richter keinen animus injuriandi ſupponiren. Zweitens dachte ſie: „Einmal iſt keinmal," ſagt das Sprichwort, folglich iſt: „zweimal einmal," und noch folglicher auch „zweimal keinmal," und einmal muß man doch heirathen! Drittens, und, wie mir ſcheint, der triftigſte Anlaß und die ratio ſufficiens ihres Entſchluſſes war ein juridiſcher Scrupel über das jenſeitige Gericht, eine anticipirte Gewiſſenhaftigkeit und Fürſorge für ihre einſtigen Richter dorten.

Denn geſetzt, wenn ihre beiden Seligen dorten befragt würden: „Wie war Frau Randhoferin als Gattin im Leben?" ſo könnte es doch ſein, daß eine Getheiltheit der Stimmen eintreten könnte und wie ſollte da entſchieden werden? Alſo tres faciunt Collegium; ſie müßte alſo auch einen dritten Seligen bei Gericht ſitzen haben, um dem ſchwankenden Pol den Ausſchlag zu geben.

Frau Randhoferin war noch in den beſten Jahren, denn die Wittwen nennen ſtets die Jahre, die zwiſchen den beiden Ehen liegen, die beſten; ſowie ſie es für beide Männer, für den vergangenen als auch für den futur conditionel, wirklich auch ſind.

Was die persönliche Schönheit und Gestalt der Frau Randhofer betraf, so ersetzte die Quantität die Qualität auf jeden Fall. Wenn sie zuweilen das Grab eines ihrer Seligen besuchte, und das geschah immer bei jenem, dessen Töchter sie eben mißhandelte, so glaubte man von ferne, es wäre die Pyramide des Grabmales. Sie war in Hinsicht ihrer irdischen Constitution eine Conservative mit zeitweiligen Neuerungen!

Es ist anzunehmen, daß—wenn sie den Gram um zwei gestorbene Gatten nicht gehabt hätte – sie ganz mager geblieben wäre. Allein, da sie selbst ganz und gar ein Gram war, da sie diesen Gram stets nährte, und Alles, was man nährt, dick wird, so ist es kein Wunder, daß diese Wittwe in specie, so wie die Wittwen in genere, eine Anlage zum Dickwerden hatte.

Bei allen dem konnte man nicht sagen, daß sie das Haupt hoch trägt, denn es liegt vielmehr so tief zwischen den beiden Speckschultern, wie eine halbe Mandel in der Fleischpastete.

Uebrigens ist es eine bekannte Sache, daß jedes und auch das häßlichste Frauenzimmer alle Gaben und Zuthaten, und so zu sagen dasselbe ganze Specereigewölbe an Schönheitsmitteln besitzt, wie das allerschönste, nur sind sie nicht am rechten Orte placirt. Z. B. schwarze Haare, blaue Augen, rothe Lippen, weiße Zähne, lange Wimpern, eine gebogene Nase, rundes Kinn, spitze Finger, breite Schultern, schmale Füße u.s.w. sind so die einzelnen Medicamente zu der Hausapotheke Schönheit. Nun aber finden sich bei den Häßlichsten alle diese Formen, Farben und Größen, nur sind sie nicht am rechten Orte und die Natur hat in aller Eile eine kleine Verwirrung angerichtet; daraus entstanden nun: schwarze Zähne, blaue Lippen, rothe Augen, weiße Haare, runde Nase,

spitzes Kinn, schmale Schultern, breite Füße u. s. w.

Es wäre also Unrecht, eine Person häßlich zu nennen, die alle Zeichen der Schönheit besitzt, wenn diese auch nicht geographisch und topographisch richtig angesiedelt sind.

Die hinterlassenen Werke des „seligen Zweiten," Johanna und Dore, waren sich sehr unähnlich, und nie sind zwei, an Inhalt und Einband so entgegengesetzte Exemplare aus einer Verlagshandlung in die Welt getreten, als diese zwei Schwestern. Johanna war schön, sanft, klug, und hatte echt humoristische Augen, d. h. Augen, in denen himmelblaue Gemüthlichkeit und zuweilen eine ganze Herzensweltgeschichte aufleuchtete; und Dore war weder schön, noch sanft, noch klug, sie hatte nicht nur keine humoristischen Augen, sondern der oberflächliche Beschauer hätte sogar an der Existenz ihrer Augen ganz und gar gezweifelt, so in sich versunken, zogen sie sich aus den Wirren und Irren dieses Lebens in ihre Höhlen zurück.

Ich war ein alter Bekannter und Hausfreund des „seligen Zweiten," kannte die beiden Mädchen noch in ihrem Flügelkleide, und nie ist Einem eine lange Bekanntschaft nachtheiliger, als die, welche man bei Mädchen aus so früher Zeit datirt.

Indessen besuchte ich, in meiner frommen Gemüthlichkeit, die befugt, Wittwen und Waisen zu lieben, die Frau Randhoferin und ihre zwei Töchter von Zeit zu Zeit.

Die Frau Randhoferin besaß eine einzige Schönheit: eine schöne Hand; diese Hand und die des Schicksals lagen zwar lange und schwer auf den zwei vorausgeschickten Relais-Männern, allein sie hatte doch noch wenig von ihrer angebornen Schönheit eingebüßt, und sie spielte also eine Hauptrolle bei der Frau Randhoferin.

Wenn ich kam, küßte ich ſtets ihr und Johannen die Hände, Hände von zwei ganz verſchiedenen Jahrgängen.

Sie, die Mutter, ließ ihre Hand, das einzige Vermächtniß ihrer gütigen Mutter Natur, lange in oder auf der Hand des Küſſenden ruhen, und überhaupt war es immer die Hand, welche ſich ſtets mit in die Converſation miſchte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tiſchabſtauben oder mit Lockenzurechtſchiebung, oder am liebſten mit und beim Kartenſpiel.

Beim Whiſtſpiel, da hat die Hand freie Hand, ſich zu produciren, beim Abheben, Miſchen, Tailliren, Stichedecken, Karten zuſammen nehmen u.ſ.w.

Außer Karten geben wußte aber auch dieſe Hand vom Geben gar nichts, am wenigſten vom Tafel geben, oder vom Souper geben.

Wenn alſo eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Whiſtpartie kam, ſo ſtand in meiner Phantaſie ein vierhändiger Abend da, mit zwei alten und zwei jungen Händen, aber die nichts mitbringen und nichts in die unſeren legen, als ſich ſelbſt, und eine Whiſtpartie mit noch zwei Sybillen aus der Alſervorſtadt, und ſonſt nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durſt und für ſonſtige unerläßliche Leidenſchaften des menſchlichen Lebens.

Blos Johanna ſtand mit ihren blauen Augen in dem Hintergrunde dieſes Bildes und ſprach:

„Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder, ſie heißen Hoffnung und Genuß, genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!“

Und ich ging und hoffte.

Das Geſellſchaftszimmer der Frau Randhoferin war beleuchtet, d. h. auf zwei Leuchtern, die zwiſchen Packfong und Meſſing ein gelblichtes juste milieu hielten, brannten zwei Kerzen, wovon das eine ſchon geſtern ſein Licht hatte leuchten laſſen

müſſen, und ſo zu ſagen, ſchon etwas abgeſtumpft war, und das andere eben erſt aus der Lichter-Erziehungsanſtalt in die Welt trat, und zum Erſtenmal an der atmoſphäriſchen Luft ſich entzündete. Da in jeder Geſellſchaft ſich große und kleine Lichter befinden müſſen, ſo liebe ich es vorzüglich, wenn eine lange Kerze und ein kurzes Stümpfchen nebeneinander auf dem Tiſche ſtehen.

Die lange Kerze kömmt mir dann immer wie eine lange franzöſiſche Gouvernante vor, die ihr kleines Püppchen bewacht, und dabei ſich ſelbſt im eigenen Feuer verzehrt und zerrinnend herabſchmilzt.

Ich küßte die Randhoferiſche Hand, welche weiter unten, wo die Hand an den Vorderarm anſchließt, ſchon einige kleine Randzeichnungen des großen Faltenwurfzeichners: „Vierzigſtes Jahr!“ an ſich trug, und dachte dabei an die Hand Johannas, die mir eben einen Seſſel zwiſchen ſich und die Mutter hinſchob, den ich auch ſogleich einnahm.

„Wir haben ſchon auf Sie gewartet,“ ſprach Madame Randhofer, „hier Hr. Gröbel und Mad. Ritzinger.“ Ich machte mein Antrittscompliment und die Partie Whiſt begann.

Hr. Gröbel war einer jener auserleſenen Menſchen, die davon leben, daß ſie Einem die Haut abziehen und den Andern damit bekleiden, d. h. er war ein Kürſchner. Er hatte manchem Affen einen Bären auf den Kragen geſetzt, und manchen Haſen in Fuchspelz gehüllt. Er war ein ſehr dicker Mann mit ganz kleinen, ſtumpfen, fetten Fingerchen, und mit dem Sprichworte: „Ei du mein Zobelchen!“

Mad. Ritzinger war eine Quartier-Vermietherin, und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß ſie etwas hart hörte und ſehr laut ſchrie.

Mich ſelbſt kennt der Leſer, und ſo kennt der Leſer die

ganze Whiſtpartie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Für Leſer aber, die mich nicht kennen, füge ich das Nöthigſte über mich hier bei, nämlich: daß ich die Gewohnheit habe, beim Whiſtſpiel alle Karten laut zu nennen, ſowohl die, welche ich ſpiele, als auch die, welche die Andern ſpielen. Eine Gewohnheit, die eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Whiſtſpielens gehört.

Wir ſaßen ſo:

Dieſer viereckige Tiſch war die Quadratur unſeres kleinen Zirkels. Der Tiſch war ein rechtwinkliges Viereck. Für mich aber war der Winkel, wo Johanna zwiſchen mir und Hrn. Gröbel—wie Figura zeigt—wie ein Vergißmeinnicht zwiſchen einer Bohnenſtange und einem Wolfspelz ſaß, der wahre, rechte und allerrechteſte Winkel.

An beiden Enden des Tiſches ſtanden die zwei Kerzen, an meiner Seite Pipin der Kurze und vis-à-vis Philipp der Lange.

Die Karten wurden gebracht, und Mad. Randhofer bemächtigte ſich des Geſchäfts, ſie zu miſchen, um dabei ihre Hand mit im Spiele zu haben. Dieſes Geſchäft war aber nicht ſo leicht abgemacht, als man glaubt. Die Karten nämlich, welche nicht von unten hinauf, ſondern von oben herab dienten, brachten den Frühling ihrer Tage, und ſo zu ſagen ihre goldne Jugend, in einem Kaffehauſe zu. Von da gingen ſie, wie ein bereits gekanntes Bonmot, in das populäre Leben eines Weinhauſes über, aus dieſem Getümmel der Welt gingen auch ſie nicht ohne irdiſche Flecken heraus,

als ſie von da, durch die dritte Hand in die der Randhofer kamen.

Dieſe Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechſelvollen Daſeins und eben dadurch eine ſolche gegenſeitige Anhänglichkeit an einander gefaßt, daß man ſie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis ſich Carreau-Bube von der Herz-Dame losriß. Vom Schickſal mürbe gemacht, verloren ſie auch viel von der angeborenen Feſtigkeit ihres Charakters, und nahmen eine Gemüthsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Miſchen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld, und mit einer Nachbarin wie Johanna, überwindet man Manches!

Endlich war das Miſchen überſtanden und das Spiel begann. Vorher noch ein Streit.

Mad. R. Wie hoch ſpielen wir?

Ich. Wie es gefällig iſt.

Mad. Ritz. Es iſt mir Alles Eins.

Hr. Gr. Ei du mein Zobelchen! Wie Sie wollen!

Mad. Randh. Nein, ſagen Sie.

Ich. Ich hab' gar nichts zu ſagen.

Mad. Ritz. Man ſpielt ja nicht, um zu gewinnen.

Hr. Gr. (lacht bedeutend.)

Mad. Randh. Nicht gar zu hoch.

Ich. Nein, nicht gar zu hoch.

Mad. Ritz. So ſagen Sie.

Ich. Ich? O, ich überlaſſe es Ihnen.

Mad. Randh. Was meinen Sie, Hr. Gröbel?

Hr. Gr. Ich? Ei du mein Zobelchen! ich meine was Sie meinen.

Mad. Randh. Was meinen Sie, Mad. Ritzinger?

Mad. Ritz. Ich? Ich meine, was der der Herr Saphir meint?

Mad. Randh. Was meinen Sie, Hr. S.?

Ich. O, ich meine, was die Damen meinen.

Mad. Randh. Nicht zu hoch.

Mad. Ritz. Nein, nicht zu hoch.

Mad. Randh. Ich meine, den Fisch um einen schwarzen Groschen. Was meinen Sie, Herr S.?

Ich. O ja, ich meine, das ist ein sehr frugales Auskommen, o ja, ein schwarzer Groschen um den Fisch, will ich sagen, den schwarzen Fisch um einen Groschen, nein, den Fisch um einen schwarzen Groschen, ganz recht, vortrefflich, richtig.

Auch das war also abgemacht, und das Spiel begann.

Inzwischen hatten sich von Herrn Gröbel zwei junge Zobelchens, ein Junge von acht und ein anderer von neun Jahren, und ein Mädchen der Mad. Ritzinger, ein Kind von sieben Jahren eingefunden, und hatten an den andern drei Tisch-Ecken Posto gefaßt, und in ihrer Begleitung kamen ihre zwei Hausmöpse: „Billi" und „Fidel," mit, welche sich auf dem Schooße der Mad. Ritzinger und des Hrn. Gröbel ansiedelten, und mit den Vorderfüßen auf den Tisch hinaufsprangen, als wollten sie auf dem Tisch um einen schwarzen Groschen mitspielen.

Es ist noch zu wissen nöthig, daß Mad. Randhofer kurzsichtig war, und zuerst jedesmal fragte: „was ist gespielt worden?" dann die gespielte Karte vom Tische nahm, sie vor die Augen führte, sie laut benannte und wieder niederlegte.

Wenn der Leser nun den ganzen Schauplatz, die zwei- und vierfüßigen Helden der Whistpartie, die Kinder und die Kerzen kennen gelernt hat, so bleibt ihm nichts übrig, als auch noch die Lichtschere in Augenschein zu nehmen, welche diesen Kerzen beigegeben wurde. Wenn man behaupten

wollte, ſie war aus Silber, ſo würde der Eiſenhändler mit Recht auf böswillige Kritik klagen, denn unſtreitig waren ihre Beſtandtheile aus dem eiſernen Zeitalter, obwohl ſie ſchon die ſilberne Hochzeit mit dem einen Leuchter gefeiert hatte. Ich ſage: die Hochzeit, denn ſie war mit einer eiſernen Kette an den Leuchter angekettet, ſo daß man ſtets, wenn man das zweite Licht putzen wollte, den Leuchter mit ſammt der Lichtſchere zu dieſem verwickelten Geſchäft hinüberführen mußte.

Durch das lange und undankbare Geſchäft etwas zur Aufklärung beitragen zu wollen, war beſagte Lichtſchere mit ihrem Gewiſſen ſelbſt zerfallen, ſie fand in ſich ſelbſt keinen moraliſchen Halt mehr, und fiel in einen Zwieſpalt auseinander, ſo daß, wenn man das Licht putzte, die Schnuppe entweder auf das Licht, oder auf den Tiſch fiel, und man dann noch immer die Natur-Lichtſchere: die zwei Finger, zu Hülfe nehmen mußte, um dieſe Schnuppe in ihr eigentliches Gemach wieder einzuführen. Dabei hatte ſie in irgend einer Affaire einen Fuß verloren, und der eine Finger des Putzenden fand keinen Anhalt an der einbeinigen Lichtſchere. Und nun iſt der Leſer in vollem Lichte über die ganze Scene!

Das Spiel begann. Ich hatte die Vorhand. Ich ſpielte Treff Drei aus, und rief nach meiner Gewohnheit laut dabei aus: „Treff Drei!“ Mad. Randhofer fragte zugleich: „was ſpielen Sie!“ nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!“ Mad. Ritzinger rief: „was ſagt Mad. Randhofer?“ Ich ſchrie: „Sie ſagt: „Treff Drei!“—„Treff Drei!“ wiederholte Mad. Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut ſagte: „Treff Neun!“ Hr. Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?“ und gab Treff Dame, worauf ich ſagte: „Treff Dame?“ Mad. Randhofer fragte: „was iſt geſpielt worden? Treff

Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgespielt?" Darauf nahm sie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Ist die Dame zu nehmen?" Ich fragte ironisch, indem ich Johanna die Hand drückte: „welche Dame?" Mad. Ritzinger fragte: „was sagt Mad. Randhofer?" Ich schrie: „ob die Dame zu nehmen ist?"—„ob die Dame zu nehmen ist? Freilich ist die Dame zu nehmen!" Darauf warf Mad. Randhofer Trefkönig zu, und wollte die Karten einziehen, allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber seinerseits der Mops Einspruch that, der auch schon seine Pfoten nach der Levée ausstreckte. Endlich zog Mad. Ritzinger die Levée an sich, nachdem sie ihrem kleinen Ebenbilde einen starken und dem Mopse einen zarten Klaps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor sich. Jede Levée wurde zuerst einzeln ausgerufen, besprochen, hin und her gezogen, ein Kind oder eine Hand mischte sich darein, und ein Klaps endigte die interessante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Mad. Randhofer mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!" Das war leicht gesagt, aber schwer erfüllt, ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die unanfaßbare Lichtschere mit List und Gewalt bei einem Ende erwischen, und dann erst mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtschere und die gefallene Schnuppe aus der Affaire ziehen. Hr. Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Versuche in der Experimental-Physik der Natur-Lichtschere, putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein schwarzer Verdacht sodann auf die von ihm ausgespielte Karte überging.

Ich sah den Moment kommen, wo er mit seinen Stumpffingern das Licht auslöschen wird, und hatte auf diesen Fall eine Haupt- und Staatsaction vorbereitet.

Richtig, Mad. Randhofer hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingeſtochen, als Herr Gröbel das Licht putzte, und es auslöſchte, in dieſem Momente hatte ich auch das meinige gelöſcht, und die ganze edle und liebenswürdige Partie ſaß im Stockfinſtern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitſpieler zuerſt darauf bedacht waren, ihre Kaſſe in Sicherheit zu bringen, und mit der einen Hand ſie zu bedecken! Indem ich mich damit beſchäftigte, meiner Herzdame zur Linken eine ſüße Levée von den Lippen zu pflücken, riefen Alle einſtimmig: „Licht! Licht!“ Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpſe, dieſe heulten, der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpſe, Karten und Kaſſe wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb ſieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber geſpielt! Die große Zuſammenrechnung kam, ich hatte dreizehn ſchwarze Groſchen an Mad. Randhofer, und Hr. Gröbel neun ditto an Mad. Ritzinger zu bezahlen; woraus erſichtlich iſt, daß Kürſchner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer ſind.

Indeſſen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht. Sie hatten nämlich mitunter auch Küche geſpielt, Brodkrummen, Waſſer u. dgl. genommen, und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpſe wollten auch an Aufmerkſamkeit nicht zurückbleiben, und zernagten meine Handſchuh, die aus dem Hute auslogirt und auf die Erde geworfen wurden.

Mad. Randhofer tröſtete mich über den Verluſt von dreizehn ſchwarzen Groſchen, und ſagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“

„Ach!“ sagte ich neu belebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn schwarze Groschen hereinbringen werde?“

Unterdessen war es spät geworden, ich mußte dreizehn schwarze Groschen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche lassen, um Mad. Ritzinger nach Hause zu begleiten. Es war ein Katzensprung! von der Alservorstadt bis nach der St. Marxer-Linie!

Ich wollte einen Wagen nehmen, das litt sie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und sie wußte, ich bin sehr galant!

Das sind Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte sie wohlbehalten in ihre Heimath und versprach ihr, sie recht oft zu besuchen, denn sie meinte: „es sei ein kleiner Spaziergang!“

Vorlesung eines Zucker-Rohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkel-Rüben.

Meine ehrenwerthen Freunde und Runkel-Rüben!

Ihr Geschlecht fängt an, sich nicht nur unter die ganze Erde, sondern auch über die ganze Erde zu verbreiten! Sie tragen mit dazu bei, alle Romantik auszurotten und eine industrielle, nüchterne Prosa an ihrer Stelle zu substituiren.

Wenn die Natur Runkel-Rüben-Zucker haben will, so hat sie sich mit der Geburt von Christoph Columbus lächerlich gemacht, und Ludwig August Frankl hat Unrecht gehabt, einen Mann zu besingen, den die kleinste von Ihnen, meine ehrenwerthen Damen, entbehrlich macht!

Ja, Sie, Sie geben der romantischen Lichtseite des Lebens den letzten Gnadenstoß!

Die Aufklärung, die Reformen, die allgemeine Erfindungs-, Entdeckungs- und Ersparungs-Wuth hat allen Schimmer, alle Illusionen von den Fittigen der Zeit abgestreift und die

allgemeine europäische Civilisation

hat die sonst romantisch-bunte, malerische, poetische, phantastische, ideale Verschiedenheit der Welt in eine einzige, große, einförmige, aschgraue Livree gesteckt, mit blanken Knöpfen, auf denen der monotone Namenszug der modernen Alltäglichkeit ausgeprägt ist!

Die Mythologie haben wir längst verscherzt und die Götter Griechenlands; die Oreaden, Dryaden und die Hamadryaden haben wir zu Schiffsbalken und Kanalschleusen entgöttert; die Gnomen haben wir zu Steinkohlenjungen gemacht; Daphnes Locken flattern in Wildpret-Saucen und Vulkans Athem schnaubt aus Dampfröhren uns entgegen!

Aber es blieben unserer Phantasie noch schöne, große Domänen; unserer Romantik blieb der schöne Wittwensitz: Orient, dieses Land der Wunder und Fabeln. Uns blieben die schönen Sultaninnen mit langen Schleiern über lange Wimpern; uns blieben die Houris, Peris, Odalisken aller fernen Zonen! Uns blieb das fabelhafte Indien, die lockenden Bayaderen; unserer Anschauung blieb Afrika, die Kassauben, die Oasen, die glühenden Odalisken-Augen, die brüllenden Löwen, die bethürmten Kameele, die klugen Elephanten u. s. w.

Alle diese Güter im Reiche der Einbildungskraft hat uns die allgemeine Civilisation geraubt, geplündert, verwüstet! Nicht ein haarbreit phantastischen Boden hat sie unserer Illusion überlassen!

Die alte, zahnlose, prüde, pedantische, steife, kluge, aber abgeschmackte Gouvernante Europa, hat die andern Welttheile an den keuschen, aber dürren Busen genommen, hat sie

zu klugen, artigen, gesitteten Jungend herangezogen und herangebildet, und da stehen sie nun die drei europäisirten großen Bengel, steif, uniformirt, höflich, kalt, fad, und bis zur Abgeschmacktheit unterrichtet und civilisirt!

Aus allen drei Welttheilen ist kein einziger Tropfen Romantik mehr zu pressen; Alles ist so alltäglich civil geworden, so durchaus europäisch prosaisch und farblos, daß sie kaum mehr Costüm-Ausbeute für einen Theater-Costümier abwerfen!

Der Turban macht dem Czako Platz, der Schleier dem Bibi, die Mandarinen tragen Achselbänder und an der Stelle der schönen Scherezade mit den süßen Märchen lies't Mad. La Bim-bascha den unsterblichen Paul de Kock! Aus den Boudoirs in Algier wird wie aus denen zu Paris geschrieben:

Madame Fetscha-Bumba prie Mr. Pinca-Rauka de lui faire l'honneur de prendre le thé, etc. etc.

Der Enkel von D'schingis-Chan verbietet das Opium in Folge eines Mäßigkeitsvereins; das Opium, diesen phantasmagorischen Zauberer, der den siebenten Himmel mit seinen Houris, Brama und Wischnu vor die Seele zaubert! Der Nimbus der Bayaderen zerfließt im Saal Ventadour! Die Löwen Afrika's empfangen Besuche von den Pariser Grisetten, die Arra's, Lory's und Papageien sagen: "bon jour." Der Elephant apportirt und macht den aimablen. Alle Affen und Mandrills, und all' die bizarren Menschen-Incunables der Schöpfung haben ihren Bürgerpalast im jardin des plantes!

Wo soll da die Romantik noch ihre Recruten hernehmen? Woher die Phantasie ihre Bilder fouragiren?!

Die Universalbildung hat die Romantik aufgegessen, die sporadische Civilisation ist eine epidemische ge-

worden, hat alle Romantik mit Haut und Haar verſchlungen, wie der Veſuv den Empedokles, und hat nichts von ihr übrig gelaſſen, als auch nur den ledernen Pantoffel!

Ich, das Zucker-Rohr, ich ſtehe nur allein noch als der letzte romantiſche Mohikan da; meine Locken flattern wie die Trauerweiden Babylons an den Ufern des Oceans und ich ſchüttle weinend mein Haupt herüber auf das von Runkel-Rüben-Proſa durchackerte Europa!

Ich, meine ehrenwerthen Runkelrüben, ich Zuckerrohr bin ein Enkel der Mythologie! Die ſchöne Syrinx wurde von Pan verfolgt, ſie flehte bei ihrem Vater, Majoratsherr eines mächtigen Waſſergottes, um Rettung, wurde in ein Rohr verwandelt, und dieſes Rohr bin ich! In mir liegt romantiſch-dramatiſcher Stoff: Liebe, Verfolgung, Vaterfluch, die Peripetie zu Zucker, und endlich die ſüße und verſöhnende Auflöſung! Allein wo iſt eine Mythe, welche die Runkel-Rübe verſchönt, und wo iſt die moraliſche Tendenz des Runkel-Rüben-Stoffes wie die in mir: wenn die Mädchen von Liebe verfolgt werden, ſo *verwandeln* ſie ſich!?

Welches Mädchen würde wünſchen, in eine Runkel-Rübe verwandelt zu werden?

Mich brauchen die Poeten zu ihren ſchönſten Metaphern: *ſchlank wie Zuckerrohr!* Allein zu welchem Bilde kann man die Runkel-Rüben, dieſe Calibans unter den Pflanzen, gebrauchen? Kein Poet wird von einer Schönen ſagen: „Ihr Wuchs war wie eine *Runkel-Rübe!*“

Kotzebue's „armer Poet“ iſt in meinem Schatten entſtanden! Lorenz Kindlein gedieh unter den Schatten der Zuckerröhre, unter dieſen hohen Rohrwäldern wuchs jene Liebe, aus jenen ſchlanken Zeugen ihrer Liebe ſchrieb ſie jenes: „*ich folge Dir, ſobald ich kann!*“ welches all' jenen rührenden Zauber um Lorenz Kindlein legt, der nöthig

iſt, um empfindungsvolle Theater-Beſucherinnen in Thränen zu waſchen und zu baden! Glauben Sie, daß ſolch' ein Werk der Liebe, der reinſten Liebe, der totalen Hingebung auch in der Atmoſphäre des rothen Mangold, der Dick- und Fütter-Rübe hätte gedeihen können?

Und nun gar Kotzebue's „Negerſclaven." Was wären die ohne Zucker-Rohr! Setzen Sie ſtatt „Plantagen" Runkel-Rübenfelder, und der dramatiſche Effect iſt beim Henker! denn Seufzer, Thränen und Plantagen, das iſt die natürliche oſtindiſche Compagnie, die ſich für den Erfolg dieſes Stückes verbirgt; allein ſetzen ſie „Seufzer und Rummel-Rübe" oder „Thränen und Rungſel-Rüben-Zucker-Fabrik" und alle elegiſche Stimmung iſt im Keime erſtickt!

Ich ſehe die Zeit kommen, wo ſich alle Rüben der Erde zu Zucker emancipiren werden!

Vor dem Geſetz ſind alle Rüben gleich! wird die Gukelrübe ſagen!—Warum ſoll gerade aus dem Kainshaupte der rothen Rübe Zucker gepreßt werden, warum nicht auch aus meinem blonden, langgelockten Haupte? ſo wird die gelbe Rübe fragen. Dann kömmt das ganze Geſchlecht der Kohl-Rüben, der Mohr-Rüben, der Waſſer-Rüben, der Steck-Rüben, der Teller-Rüben und die ganze weitverbreitete Familie der Rapunzeln, und alle werden wollen Zucker geben, und alle werden ſchreien: "anch' io san pittore!" Alle werden ſagen: „Preßt nur, preßt, unter der Preſſe giebt Kraut und Rüben auch Zucker!"

Alle Rübenbauer werden bei ihrer Saat declamiren:

„Dem dunklen Schooß der heiligen Erde
Vertrauen wir die Rübenſaat,
Und hoffen, daß ſie erſtehen werde,
Als Zuckerrohr von beſſerm Grad!"

Selbst die kleine Teltower Rübe wird aus den Palmen-Wäldern um Berlin aus der Erde steigen wie ein kleiner Gnom, wird nach Berlin gehen zu Herrn Rellstab oder Häring, und wird sagen: „Ihr findet in jeder Natur-Rübe Stoff zu dicken Romanen- und Leihbibliotheken-Zucker: warum nicht auch in mir!"

Seid nicht stolz darauf, meine sonst ehrenwerthen Runkel-Rüben, daß ein Centner von euch ein Pfund Zucker giebt, denn aus welchen Dingen wird jetzt nicht Zucker gezogen? Aus Aehren und Mais, ja, sogar aus Maculatur! Maculatur-Zucker!

Welch' ein Trost, welch' eine Aussicht für die Pflanzer der literarischen Negersclaven: für die Buchhändler! Zuerst pressen sie den Schriftsteller, dann das Werk, dann die Leser, dann das Maculatur! Wie muß ihnen der Kaffee mit solchem Zucker schmecken?!

Es wird eine Zeit kommen, wo man in diesem Maculatur-Zucker so bewandert sein wird, daß man bei jeder Tasse Kaffee, die man trinkt, den Schriftsteller herausschmecken wird, aus dessen Maculatur er gezuckert ist!

Die Empfindsamen werden Novellen-Zucker, die Romantischen George-Sand-Zucker u.s.w. haben.

Allein, das Alles wird vergehen! Alle anderen Zucker werden zerfließen, alle Prätendenten dieses süßen Thrones werden ihr Ende ereilen, ich allein, das legitime Zuckerrohr, werde bestehen, und in so viel Zungen sich auch die Menschheit theilen möge, es wird kein Mensch die Doppelzüngigkeit so weit treiben, um Zucker-Rohr-Zucker equale Runkel-Rüben-Zucker zu achten!

Und somit ende ich meine Betrachtung über diesen Gegenstand, mögen Sie mir, meine ehrenwerthen Adoptiv-Zucker-Stief-Kinder auch hinter dem Rücken ein Rübchen schaben,

mich entschädigt mein innerer Gehalt! Ehre, dem Ehre gebührt:

„Voll Saft mag wohl die Runkel-Rübe sein,
Doch Zucker wohnt im Zuckerrohr allein!“

„Ruf' nicht eher „Fisch, Fisch!“ als bis er auf dem Tisch.“

Ich weiß, mein lieber Leser, daß das Aschenbrödel: Ernst ein unwillkommener Gast ist, allein ein Bischen wollen wir uns doch einäschern und nach den Tagen des leeren Taumels, des herz- und beutelaussaugenden Carnevals, ein sinnigeres Wörtchen sprechen, als immer und ewig von den Walzern von Strauß und Lanner, von den Maskeraden und Redouten, von Concerten und sinnlosen Musiken, von Taschenspielern und Automaten, von Statistinnen und von duellirenden Flöhen, von Amerika im Elysium und von der Quadrille, und von all' dem leeren, schalen, hirn-, saftlosen, herz- und gemüth-entledigten, läppischen und täppischen, faden, widerlichen, bis zum Ekel abgedroschenen Brimborium, und von all' dem Firlefanz und Plunder unserer gewöhnlichen Tages-Erscheinungen, unserer Tagesnovitäten und unseres Neuigkeits- und Referirungs-Tritsch-Tratsch!!

Sage mir, mein freundlicher, besonnener Leser, wächst dir nicht aus diesem Gewäsche schon eine Brunnenkresse bei den Ohren heraus? Bist du noch nicht durch und durch windelweich durchgeschrieben und in Fasern zerflossen von dem ewig wiederkehrenden, immergleichen, sich selbst wiedergebärenden, monotonen Mahlmühlengeklapper unseres Journalismus? Sage, freundlicher Leser, ekelt es dich noch nicht an, wenn wir tagtäglich und stundstündlich vor deine Thüre kommen

mit unserem Novitäten-Werkel und mit unserem Notizleierkasten und dir von Morgen bis Abend immer wieder vorleiern

„Das alte Lied, das alte Lied,
Von dem versoffenen Nagelschmied!?"

Bäumen sich, mein geliebter Leser, alle deine Nerven und Muskeln noch nicht im Ekelkrampfe auf und zusammen, wenn du immer und ewig wieder das alte Schiboleth vor deinem Auge findest, wenn du uns immer dreschen siehst das tausendmal ausgedroschene Stroh, wenn du uns immer wieder gackern und gluckſen hörst über dieselben dotterlosen Windeier, wenn du uns immer wieder herum klöppeln siehst auf dem albernen Holz- und Stroh-Instrument, wenn wir immer dasselbe bis zum Verzweifeln abgeschmackte „und wieder ein Sträußchen" vor dir produciren, und wenn wir immer wieder Luft säen und Wind ernten, und Schatten fechten und Seifenblasen fällen, und Sardellen mit einem Aufwande von Kraft tranchiren, als wenn es lauter Haifische wären, und auf Milben reiten mit einem Peitschengeknalle, als ob es lauter Bucephale wären, und abgehülste Linsen zu Markte bringen mit einer Doctormiene, als ob wir sibyllinische Blätter verkauften, und die Blähungen von einigen trommelsüchtigen Minuten mit einer Wichtigkeit ausrufen und ausschneiden, als ob wir die Riesengeburten einer zukunftschwangeren Zeit zu Wehen brächten?!

Sage freundlicher, langmüthiger, geduldiger Leser, wann wirst du uns endlich mit Fug und Recht zur Thür hinauswerfen, wenn wir immer wieder kommen mit den abgestumpften Hasenschwänzen und Biberohren der platten seichten Alltäglichkeit, mit dem Schmankerlbecher der nichtigsten, lockersten und geistlosesten Zeit- und Tages-Notizen?

Mir, mir, mein freundlicher Leser, ist es zum Ekel, und

ich bin bis zum oberſten Ohrzipfel überfüllt mit innerlichem Widerwillen, mich immer wieder in das Tretrad derſelben Schreibmühle einſpannen zu laſſen und dir immer wieder vorzuerzählen „das alte Lied, das alte Lied“ von wandernden Muſikanten, Comödianten, Schnurranten, von Kränzen und Beifällen, von aufgelaufenen Primadonnen und durchgegangenen Helden, von fürſtlich belohnten Pirouetten und von hungernden, wahren Talenten u.ſ.w. u.ſ.w.! Ich bin ſo durch und durch matt und ekelmüde, daß ich nicht weiß, ob du ſchuld biſt, mein freundlicher Leſer, daß wir ſo zu ſchreiben genöthigt ſind, oder ob wir ſchuld ſind, daß du ſo zu leſen gewohnt biſt!

Sage mir, lieber, freundlicher Leſer, und ſei auch nicht ein Bischen böſe, wenn ich mit altdeutſchen Schreibefäuſten und Kraftwörtern darein ſchlage, ſage mir, biſt du denn von Natur, von deiner primitiven Weſenheit ſo verflacht, ſo geiſteskindiſch, ſo ſinn- und herzblöde, daß du nichts willſt, als den ewigen Abhub des Augenblicks, abgehoben mit dem hölzernen Schaumlöffel der Notizelei? daß dich nichts ergötzt, als was du wie einen Zahnſtocher gebrauchen und leſen kannſt zwiſchen Eſſen und Verdauen, in nichts denkender Behaglichkeit? daß dich nichts angenehm und ſympathiſch berührt, als die journaliſtiſchen Korkſtöpfel, die hübſch auf der Oberfläche des geiſtigen Meeres herumtreiben, nichts als der Neſſelausſchlag der Literatur, der mit einigen bunten Pünktchen kaum die Haut des intellectuellen Lebens eintüpfelt und in 36 Stunden wie verſchwunden iſt? daß du nur Gefallen findeſt an dem literariſchen Kürbis des Propheten Jonas, der über Nacht ward und über Nacht verging? Oder, was ich eher glauben kann, mag und will, oder ſind wir Journaliſten nicht vielmehr die unwürdigen Kindsweiber und Journal-Ammen, die dich ſeit einem Vierteljahrhundert aufgezogen

haben bei dem Zuckerwaſſer der Flachheit, bei dem Kindskoch und Brei der allerſchwächſten Koſt, bei der zähen Bertramswurzel nichtiger Stadtbaſerei, bei dem geſchmackloſen Brodſuppe von artiſtiſchem und geſelligem Tritſchtratſch? Sind wir es nicht vielmehr, wir Journaliſten, mit unſerem Eintagsfliegengedächtniß, mit unſerer Schmetterlings-Ausdauer, mit unſerer Maulwurfsſcharfſichtigkeit, mit unſerem Eichhörnchenernſt, mit unſerer Waſſerlinſengründlichkeit, die wir die Beredſamkeit eines Staars verbinden mit der Abwechslung eines dreſſirten Raben, die wir die Tiefe eines Regenwaſſerſees verbinden mit der Schärfe eines Schafkäſes, die dich, mein lieber, freundlicher Leſer, ſo dazu großgezogen haben? Wir Journaliſten, die mit Pope's Friſeur die Locke in den großen Ocean tauchen und die Hühneraugen der Zeit ausſchneiden mit einer Grimaſſe, als ob wir dem Weltengeiſt die Glieder einrichten wollten; wir, die wir Rechenſchaft halten und ablegen über die abgeſchabten und abgeſchnittenen Nägel des Augenblicks, und dabei Phraſen zupfen und mit den Nüſtern dampfen, als ob wir eine große Zukunft herausſchnitten aus dem aufgeblaſenen Leibe der Gegenwart! Wir, die wir eine Theaternotiz einbalſamiren wie einen ägyptiſchen König; wir, die wir einen Triller in Triumph herumtragen wie eine eroberte Fahne; wir, die wir eine Pirouette einſchlagen in Lorbeeren und Unſterblichkeit; wir, die wir einen Clavierlauf überbauen mit Regenbogen und Sonnenſtrahlen; wir, die wir dem unſterblichen Erfinder eines Pizzicato den Cäſarſtuhl hinſetzen neben den großen Bären; wir, die wir ein zerriſſenes und wieder ganz gemachtes Taſchentuch heute mit eben jenem ſüßen Wahnſinn vergöttern, mit dem wir geſtern den Sänger der Ilias vergötterten; wir, die wir einem Affen Mammok denſelben Wortkranz und dieſelbe Roſenkrone aufſetzen, die wir geſtern einem Retter des Vater-

landes aufsetzten; wir, die wir in Gottes Zorn über einen Kamm scheren den Löwen und das Schaf, den Apollo und den Harlekin, die Messiade und den Gassenhauer, die Götterlehre und die Millykerzen, die Kunst und die Bierhalle, den Patriotismus und das Ohrensausen, die Kritik und die Todtenliste, den Humor und die neuen Häringe, die Literatur und die Anzeige vom frischen Rattenpulver!!

Ach, mein lieber, freundlicher Leser, unsere Schale sinkt, wir sind die Verführer, du der Verführte; wir sind die irrigen Wegweiser, du der irrige Nachfolger!

Jedoch wozu das alles? Nützt es etwas? Wird es nützen? Kann es nützen? Soll es nützen? Es wird mir mit dieser Rede gehen, wie mit der Rede eines frommen Redners an die Fische! Du kennst doch diese Sage? Nicht? Nun, weil mein Motto gerade ein Fisch-Motto ist, so höre, was du gewiß schon oft gehört hast!

Die Rede an die Fische.

Ein frommer Redner stand,
An eines Ufers Rand,
Fing an die Wort' zu mischen,
Sprach rührend zu den Fischen!

Die Fische kamen all' herbei,
Es kam der Hecht, es kam der Schlei,
Der Karpfen kam, es kamen ohne Flausen,
Die Huchen und die Hausen.

Der Stockfisch kam, gar fett und dick,
Es kam der Stör, es kam der Tik,
Und in dem Salz der Welle,
Kam Häring und Sardelle.

Die Frösche kamen alle noch,
Es kam der Hai, es kam der Roch',
Es kam mit langen Scheeren,
Der Krebs aus allen Meeren.

Die Rede hörten ſtumm ſie an,
Und alle dachten in ſich dann:
„Der kann zu Herzen reden,
Das beſſert einen Jeden!“

Sie hörten mit geſtrecktem Ohr,
Aus ihrem Waſſer hoch empor,
Der Karpfen, mit bemoostem Haupte,
Sah aus, als ob er's glaubte!

Der Hecht auch ſchien gar ſehr erbaut,
Der Stockfiſch ſchluchzte tief und laut,
Man fand die Fröſch' und Unken
In Thränen ganz verſunken!

Der Haifiſch ſah gar fromm herauf,
Als ob ihn reut' ſein Lebenslauf,
Der Krebs ſchien ſich es vorgenommen,
Als wollt' er vorwärts kommen!

Die Red' war aus, die Red' war all,
Da rührte ſich's im Waſſerſchwall,
Die Fiſche, wie gekommen,
So waren ſie verſchwommen!

Der Hecht, der war kaum fortgereiſt,
Als er ſchon friſch ein Karpflein ſpeiſt;
Der Hai, ſo ganz und gar durchdrungen,
Hat d'rauf den Hecht verſchlungen!

Der Stockfiſch, der geſtreckt ſein Ohr,
Blieb g'rad ſo dumm, als wie zuvor,
Die Fröſche, die Hallunken,
Sie quackten wie die Unken!

Sardellen auch nun alleweil,
Es brachte ihnen doch kein Heil,
Und rückwärts zu den andern,
Sah man die Krebſe wandern!

Wenn je ein Menſch zum Volke ſpricht,
Vergeſſe er beileibe nicht,
Die Rede zu den Fiſchen,
Im Geiſt' ſich aufzufriſchen!—

Ja, mein lieber, freundlicher Leſer, es iſt Zeit, daß wir unſer journaliſtiſches Ringelſpiel ein Bischen renoviren, reformiren und veredeln! Nicht immer der Ritter von der traurigen Geſtalt, der immer wieder hohle Novitätenſchädel aufſpießt, nicht immer derſelbe zahme Türke, der ſtets nach dem Dreheiſen ſticht, und nie den rechten Punkt trifft; nicht immer daſſelbe hölzerne Pferd mit dem buntangeſtrichenen ledernen Gurt; nicht immer wieder einen großen Trompetenſtoß und eine Cinellenmuſik, wenn ſich ein Kindlein oder ſonſt ein Reiter aufſetzt auf den hölzernen Schlitten, um die Runde zu machen, die ſie ſeit Jahren und Jahren zehntauſendmal gemacht haben, die wir alle mit dem gleichen Trompetenſtoße und mit derſelben Cinellenmuſik empfangen haben!

Auch wir Journaliſten rufen ſo oft im Voraus, eh' Tiſch gedeckt iſt: „Fiſch! Fiſch!" und wenn die Tafel angerichtet wird, ſo iſt es nicht Fiſch und nicht Fleiſch, und der Leſer wiſcht ſich den Mund ab!

„Ruf nicht eher: „Fiſch, Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch!" Das ſollte auf jedem Journal als Motto prangen! Denn was ſind wir Journaliſten jetzt anderes als die Vorreiter jeder Gaukler-Erſcheinung, mit der großen Poſaune im Munde, und wir reiten durch die Zeilengaſſen mit Wortſchellen behängt und blaſen und rufen die Menge an: „Hier iſt zu ſehen ein großes Weltwunder u.ſ.w." und das Volk verſammelt ſich, und läuft zuſammen, und hinterher kommt oft nichts als das Gelüſte einer großen Erwartung! Darum rufe man nicht eher „Fiſch, Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch!

560448 A

Und ist es denn nicht in allen Dingen des menschlichen Lebens so, mein lieber, freundlicher Leser!? Das Herz, der Geist, der Mund schreien oft „Fisch! Fisch!" und auf den Tisch kommen nichts als Gräten und Floßfedern und Schwanzstücke!

„Fisch! Fisch!" rufen dramatische Dichter und ihre Freunde, wenn ein neues Stück kommen soll; es ist ein Goldfisch, sagte der eine, ein Leviathan sagte der Andere, ein fliegender Fisch, sagte der Dritte. Da sammelt sich die fischliebende Welt und bringt einen Hunger mit für einen Leviathan, und wenn der Tisch angerichtet ist, da kömmt ein ganz gewöhnlicher Fisch, ein Backfisch, ein Fisch, wie jeder Fisch, ein Fisch, der so das juste-milieu zwischen Sardelle und Wallfisch ist, und die Gäste warten stets auf den Leviathan, auf den Goldfisch, auf den fliegenden Fisch! Darum, mein lieber, freundlicher Leser, ruf nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!"

Da ist ein Wunderknabe, ein Knabe, der herrlich Clavier, Geige, Horn, Baßgeige, Flöte, Klarinette u.s.w. spielt; da kommen die Tanten und Basen, die Nachbarinnen und Gevatterinnen und schreien: „Fisch! Fisch!" und die Tante sagt: es ist ein Fisch mit Schuppen aus Unsterblichkeit und mit Floßfedern aus natürlichen Lorbeern, und die andere sagt: aus seinem Rogen wird das Glück der Zukunft geschnitten, und die Andere sagt: aus seiner Milch wird die Nachwelt ihr Heil bereiten u.s.w. und das Fischlein wächst und wächst, und das Fischlein wird älter, und aus dem Goldfischlein wird höchstens ein Gareißel und aus dem Silberfischlein ein Weißfisch und die Basen und Tanten haben das Fischlein mit der Fischbrühe ganz ausgegossen! Darum ruf' nicht eher „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!"

Der Carneval kömmt, die Mädchen ſchreien: „Fiſch! Fiſch!“ welches ſo viel heißt, als: „Mann! Mann!“ und wenn ſie ein Mann auf dem Balle eine Viertelſtunde lang mit einigen faden Complimenten ſervirt, die er von der Pique auf, vom Küchenmädchen, Stubenmädchen, bis zum Fräulein auf, dienen ließ, ſo ſchreit das Mädchen: „Fiſch! Fiſch!“ und wenn ſie Jemand zweimal zur Quadrille engagirt, eben weil mit ihr zu tanzen die leichteſte Arbeit iſt, ſo ſchreit das Mädchen wieder „Fiſch! Fiſch!“

Und wenn ein Fant und Roué zu ſo einem Mädchen wieder ſagt:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Im Sturm, im Wind oder im Regen?“

und ſie flehet, auf die Baſtei zu kommen, oder ſonſt wohin, da ſchreit das Mädchen: „Fiſch! Fiſch!“ welches immer ſo viel heißt, als: „Mann! Mann!“ und wenn der Carneval vorüber iſt und die eigentliche Fiſchzeit da ſein ſollte, da ſind keine andern Fiſche da, als faule Fiſche und an der Fiſchangel iſt nichts hängen geblieben als ein Stückchen von dem guten Rufe des Mädchens, und an allen Straßenecken rufen alte Weiber ein Volkslied aus:

„Von den 12,000 Jungfern, die alle in dem Faſching ſein übri blieben und wie der Cupido über ſie wane thut!“

Darum ruft nicht eher „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!“

Wiederum, mein lieber, freundlicher Leſer, macht ſich Jemand ein Ideal, und er ſucht unter den zwölftauſend thörichten Mädchen und findet eine, die wie ein Paradiesvogel die irdiſchen Füße eingezogen hat, und da ſtickt er ſein Ideal auf dieſen Silbertoque der Wirklichkeit und ruft: „Fiſch!

Fiſch!" und er erhebt dieſen Fiſch gleich zu dem Sternbild der Fiſche am Himmel, allein wie lange dauert es, da fallen dem Fiſch und ihm die Schuppen von den Augen, er gedachte zu fiſchen, und er krebſte, es iſt ein Fiſch wie alle Fiſche ſind, nicht beſſer und ſchlechter als alle Flußfiſche, mit denſelben Kiemen und demſelben Blut, und der gute Ideal-Fiſcher ſtürzt von ſeinen Himmelsfiſchen herab in den gewöhnlichen Fiſchbehälter irdiſcher Fiſche! Darum: rufe nicht eher „Fiſch! Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch!—

Ja, mein lieber, freundlicher Leſer, Alles im Leben: Hoffnung, Glück, Liebe, Freundſchaft, das Leben ſelbſt iſt nichts, als ein ewiges Rufen: „Fiſch! Fiſch!" und gar nichts auf dem Tiſch! Die Hoffnung ruft immer und ewig: „Fiſch! Fiſch!" und kömmt nie zum Anrichten. Die Liebe, die Freundſchaft, der Enthuſiasmus u.ſ.w. ſind nichts als Fiſche: in drei Tagen ſind ſie übelriechend!!!

Das ganze Leben, mein lieber freundlicher Leſer, iſt nichts, als ein permanentes Rufen: „Fiſch! Fiſch!" An der Wiege fängt der Menſch an zu rufen: „Fiſch! Fiſch!" Die Kindheit ſchickt ihn zu der Jugend um Fiſche, die Jugend ſchickt ihn zum geſetzten Alter um Fiſche, das geſetzte Alter ſchickt ihn zum Greiſenalter, um Fiſche, ſo rufen ſich alle Menſchenalter zu: „Fiſch! Fiſch!" bis der große Fiſch-Geier Tod kömmt mit ſeinem Fiſchmeſſer und uns und alle unſere Luftfiſche in die große Pfanne haut; und auch indem wir hineingehen in den dunkeln Behälter, wo Hecht und Stockfiſch, Sardelle und Haifiſch ruhig nebeneinander in der ſchwarzen Erdenſauce liegen, auch da rufen wir noch: „Fiſch! Fiſch!" und hoffen, wie der Talmud ſagt, dort zu eſſen von dem großen Leviathan, der ein Fiſch

iſt ohne Gräten und ohne Schuppen, und der da ſchmeckt nach allen Delicateſſen der beiden Welten, und deſſen Rogen gebraten wird an dem Urquell alles Lichtes und alles Lebens! Lieber, freundlicher Leſer, guten Appetit!

Eine Eroberung.

Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 184—. Ich kam früh Morgens an und legte mich gleich ſchlafen. Es iſt für Reiſende nicht genug zu empfehlen, wenn ſie an einem fremden Orte ankommen, ſich ſogleich ſchlafen zu legen; das giebt der Polizei eine Art Garantie für die Unſchädlichkeit dieſer Reiſenden, und ſo lang man ſchläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeſchlafen hatte, präſentirte ſich der Wirth des „bayriſchen Hofes," Herr Auernheimer, bei mir, um einen ſolchen vornehmen Gaſt zu bewillkommnen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererſt zu ſehen wünſchte, worauf ich mich für ein Beefſteak und einen Schoppen Rothwein entſchied.

Ich kannte Nürnberg und ſeine Merkwürdigkeiten ſchon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D.....n nachgekommen, um mit ihm auf ſeinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landſitze einige Tage zu verleben. Ich wollte ſogleich hinausfahren, allein ich hörte, Abends ſei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich"—ſo heißt ein Beluſtigungsort in Nürnberg—wo ſich die ſchöne Welt verſammelt, und ich beſchloß, die ſchöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft ſo Manches unter der Bezeichnung „ſchöne Welt" mit, was eben nicht dazu beiträgt, dieſe Welt zu verſchönern, daß ich ohne Gewiſſensbiſſe

obenerwähnten Beſchluß faſſen konnte, bis zum Abend, allwo die „ſchöne Welt Saphir et Compagnie“ ſich verſammeln ſollte.

Den Tag über ging ich nach „Fürth,“ dieſem bayriſchen Jeruſalem; es war gerade an einem Sabbath und ich beſuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Capitel von der Kuh“ ſtattfand, von der „rothen Kuh,“ die Moſes zu verbrennen befahl. Der Rabbi ſprach von dieſer rothen Kuh, als ob er mit ihr in einem Penſionat geweſen wäre; er wußte, wie viel Haare ſie hatte und welche Erziehung ſie genoß, und er bemühte ſich, eine Stunde lang zu erörtern, warum die „rothe Kuh“ verbrannt werden mußte, und ich hätte ihm ſchon gerne zugerufen: Die Kuh iſt roth, alſo eine democratiſche Kuh, alſo wird ſie verbrannt. Er ließ ſich noch ein Weiteres über dieſe rothe Kuh aus, die „ohne Fehler ſein mußte,“ eine Forderung, die von irdiſchen Kühen zu viel verlangt iſt! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rothe Kuh“ „weiße Milch“ geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der Abend kam und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich,“ das heißt in der Equipage des „bayriſchen Hofes.“

Ich hatte früher ſorgfältig Toilette gemacht, ich zog meinen Spiegel zu Rathe, und der Spiegel iſt wie jeder andere Rath, er iſt mit dem Referenten einverſtanden! War ſchon jemals Jemand mit ſeinem Spiegel unzufrieden? Ich war ſehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weiſe iſt mit Wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müſſen und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich.“ Der „Dutzend-Teich“ iſt ein liebliches Plätzchen; eine Menge kleiner Teiche ſind da auf grüner

Heide zerſtreut, dazwiſchen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Converſationslocal.

Die ſchöne Welt war größtentheils ſchon da, und ich complettirte dieſelbe vollſtändig. Die Nürnbergerinnen ſind wie die Nürnberger: ſie hängen Keinen an ihr Herz, bis ſie ihn haben. Sie ſind aber ſchön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie ſollen ihn haben," den „Humoriſten" nämlich.

Ich ſtieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Muſik, die Kühle des Abends, der balſamiſche Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfriſcher, hübſcher Frauen verſetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigſtens die Cour machen will. Ich war ſo lange liebedürſtig, daß ich mir auch ſchon von ſchwarzen Augen hätte was weiß machen laſſen!

Ich ſchickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forſchendem Blicke anſah. „Ha! die iſt in mich verliebt!" dachte ich, „die hab' ich erobert!" Man weiß ja, Liebe iſt das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht ſie?"—Sie kömmt, wie Einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin dieſem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es ſucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu reiben!

Von nun an war ich ſelig! Ich war geliebt! Ich ſtieg um das Boskett, in welchem das Mädchen ſaß, herum, wie ein raſtloſer Geiſt; da ſah ſie mich noch einmal an—und wieder einmal!—Es that mir ordentlich leid, daß ich ſo liebenswürdig bin.—Die Arme!—Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich ſie von Verzweiflung retten könnte!—

In dieſer Seitenallee belauſchte ich folgendes Geſpräch,

welches verſchiedene Perſonen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe," eine geſunde, ſtarke Perſon, mit durchdringender Stimme, ſagte: „Es iſt ganz natürlich, dieſes plötzliche Liebesfangen! Du haſt eine ſchöne Geſtalt,—der Wuchs iſt bei einem Mann Alles, nach dem Geld natürlich!—Du haſt eine Phyſiognomie, die höchſt geiſtreich iſt, kurz, du beſitzeſt ein "je ne sais quoi," das dir Eroberungen leicht macht!"—Eine charmante Perſon, die Eigenliebe! Man kann ihr ſtundenlang zuhören! Aber da miſchte ſich eine tiefe Baßſtimme drein, es war der „Verſtand," ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der ſagte wieder: „Aber er wird doch nicht ſo dumm ſein, ſich für ſo gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn blos vom Sehen ſchon liebt! Hat er ſich denn gar nie im Spiegel geſehen?"—Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können!—Darauf antwortete die nicht ſo bald ſchweigenzumachende Eigenliebe: „Na, warum denn? Weil er keine römiſche Naſe hat, aber doch eine italieniſche, mit einem flachen Dach; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn ſpricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemüthlich und doch wieder pikant iſt? Hat er nicht eine kühngewölbte Stirne, auch einen edlen Gang u.ſ.w.?"—Ich ſtimmte der Perſon ganz bei. „Das iſt eine ſo geſcheidte Perſon," dachte ich bei mir, „die ſoll's gut bei mir haben." —Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreiſchende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die „Erfahrung," die mußte auch ihren Senf dazu geben und näſelte: „Aber biſt du denn nicht ſchon oft ſo getäuſcht worden? Wirſt du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft biſt du ſchon ſo aufgeſeſſen!?"—Ich hätte berſten mögen und dachte: „Altes Weibergeſchwätz, laßt die nur reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das iſt purer Neid!"—Da

flüſtert eine Flötenſtimme, ſüß wie Lautenklang, eine ganz allerliebſte Stimme, voll Wohllaut, und dieſe Stimme gehörte der „Eitelkeit," und ſprach: „Laß dich nicht einſchüchtern! Haſt du aber nicht auch oft ſchon Glück gemacht? Und iſt es nicht möglich, daß dieſes Mädchen deinen Namen gehört hat, du biſt eine „Celebrität!" Die Frauen ſind auf Celebritäten ſo erpicht, wie auf Brüſſeler Spitzen! Sie liebt dich als berühmten Mann!"—„O," ſagte ich, als ich das hörte, „es giebt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hat's getroffen!"—Da lispelte wieder ein zartes Stimmchen, es war „die Vorſicht," ſie lispelte: „Aber mach' dich nicht lächerlich! Gieb Acht, daß du nicht Stoff zur Beluſtigung giebſt!"—„Was doch dieſe zimperlichen Geſchöpfe für Störfreuden ſind!" murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erſcholl; es war der „Humor," der ſagte: „Ei was, die Stunde will beim Flügel genommen ſein, wer wird ſo viel philoſophiren, wenn's nur ein Abenteuer giebt! Und wenn du zum Beſten gehalten wirſt, du haſt dich zwei Stunden amüſirt, das iſt genug! Wie oft haben ſich ſchon ganze Völker ein paar Stunden lang amüſirt und ſind nachher auch gefoppt worden, und ſind auch nicht d'ran geſtorben!"—Das iſt ein Mordkerl, der „Humor!" Ein alter Practicus!

Kurz, der „Humor," die „Eigenliebe" und die „Eitelkeit" trugen den Sieg davon.

In dieſem Augenblicke kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, ſtieß es ihre Freundin ſanft an, um ſie auf mich aufmerkſam zu machen, ich bemerkte es und wurde nun meiner Sache immer gewiſſer. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, ſie gingen in den Erfriſchungsſaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H...e, Redacteur des

„N. K.“ Ich hing mich an seinen Arm. „Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, du mußt mir helfen.“ —„Was denn? Wie denn?“—„Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm', ich werde sie dir zeigen, du mußt sie kennen, eine solche Schönheit! und dann mußt du mich vorstellen!“

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm Alles erzählte; nach einigem Suchen sah ich die Holde an einem Tischchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als sie mich sah, flüsterte sie der Dame einige Worte ins Ohr und diese sah mich dann mit großer Aufmerksamkeit an.—„Siehst du?“ sagte ich zu H., „sie hat eben mit der alten Dame von mir gesprochen, es ist richtig!“

Dr. H. sah die Gruppe an und sagte mir: „Ei freilich kenn' ich sie, das ist die schöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte ist ihre Großmutter, und ich kann dich vorstellen.“

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tische, an welchem sie saßen. Ich sah nun J.... in der Nähe. Es war eines der reizendsten Gesichter, frisch, lieblich, rosig, muntere schwarze Augen, Lippen wie die Apfelblüthe, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte schwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tische und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demselben Tische Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und zwar mit den geistreichen Worten: „Hier d'rinnen ist's doch kühler wie dort draußen.“ Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich stelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir, vor; Sie werden den Namen wohl kennen.“ Julie sah mich an und sagte: „Ich hab' nicht die Ehre.“ —„Da hast du's,“ sagte der „Verstand“

in mir zur „Eitelkeit," „du hast ja gesagt, sie liebt ihn, weil er eine „Celebrität" ist!"— Aber die „Eigenliebe" nahm schnell das Wort und sagte: „Das ist mir um desto schmeichelhafter, sie liebt also blos meine „Persönlichkeit!"— Ich aber fuhr fort, Julien den Hof zu machen, sagte ihr viel dummes und gescheidtes Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philosophen stets der Fall zu sein pflegt, und ich sah bald wie sie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich sagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie sie schon den ganzen Abend meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wie ich mich unwiderstehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und sagte: „Ja, ich hab' Sie auch schon lang bemerkt und immer angesehen." Ich erbebte vor Freude, ich rückte ein Bischen näher und fragte verschämt: „Und wodurch hab' ich diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf mich gezogen?"—Sie sah mich unbefangen an und sagte mit naiver Unschuld: „O, Sie sehen meinem verstorbenen Großvater so ähnlich!"—Ich sah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuscht man sich!

Die Waage.

„Die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein!"

Zufällig fiel mir gestern dieses kleine Büchlein in die Hand. Ach, du lieber Himmel, was werden die Menschen nicht noch alles erfinden! Die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein! Am Ende erfinden sie noch die Kunst, ein Pfund Arsenik zu speisen und sich ganz wohl darauf zu befinden! Oder die Kunst, sich die Gurgel abzuschneiden, und dabei ein Flötenconcert zu spielen!

Jedoch wenn man den Titel des Büchleins näher beaugapfelt, ſo liegt viel Wahrheit in ihm. Mit Weibern kann man ſchon glücklich ſein, mit allen Weibern, bis auf eine Einzige, bis auf unſer Weib. Das iſt immer eine Ausnahme, und Ausnahmen ſtoßen keine Regel um! Ein jeder Mann kann alſo mit ein paar Millionen Weibern glücklich ſein, und nur mit einer Einzigen unglücklich; das iſt ja gottlob gar kein Verhältniß! Es heißt ja auch: „Die Kunſt, mit Weibern glücklich zu ſein," da müſſen ja fremde Weiber darunter verſtanden ſein, denn bei ſeiner eigenen iſt das keine Kunſt, ſondern ein Handwerk oder eine Wiſſenſchaft!

Da ich ein Liebhaber der Künſte bin, da ich ſchon 38 Jahre lang gerne dieſe Kunſt erlernen möchte, und auch hoffe, wenn ich ſie noch einmal ſo lange ſtudire, ſie vielleicht ausſtudirt zu haben, ſo las ich dies Büchlein mit Begierde, und theile dem Leſer die angegebenen Daten dieſer Kunſt mit. Gleich im Anfange dieſes Büchleins heißt es:

„Der Mann muß durch Verſtand und Stärke regieren; das Weib durch Neigung und Liebe herrſchen."

Eine ſchöne Wirthſchaft! Der Mann regiert, und das Weib herrſcht! Wenn noch ein Hausfreund dazu kömmt, welcher gebietet, ſo ſind die drei Gewalten beiſammen.

„Auch durch die kräftigere und vollere Stimme regiert der Mann!"

Das iſt wahr, allein da ein Mann, ſobald er verheirathet iſt, gar keine Stimme im Hauſe mehr hat, ſo iſt ſeine Regierung, wegen plötzlicher Heiſerkeit, aufgehoben.

„Der Mann lerne Liebe und Ehe nicht wie ſie in Romanen geſchildert werden, ſondern wie ſie in der Natur wirklich zu finden ſind."

Da läßt ſich viel dagegen einwenden; erſtens iſt der Artikel „Liebe" in der Natur gar nicht zu finden! Die Liebe

und das Geschlecht der Mammouth sind ausgestorben, hie und da gräbt man aus einem Mädchenherzen so ein Stück Backenknochen dieser ehemals existirten Liebe aus, aber die Naturforscher sind nicht einig, ob es wirklich ein Stück Gebein von Liebe ist!

Was die „Ehe" betrifft, o so muß man sie nur aus Romanen studiren, wer sie in der Natur studirt, der relegirt sich selbst aus dieser Schule.

„Die frühe Liebe hat oft schon Unglückliche gemacht."

Was heißt das „frühe Liebe?" Einst hieß frühe Liebe, wenn man zu 20 Jahren liebte, dann hieß frühe Liebe, wenn man zu 15 Jahren liebte, jetzt wo man zu 10 Jahren liebt, was heißt jetzt frühe Liebe? Die frühe Liebe macht Niemand unglücklich, aber die späte Entdeckung, daß es keine Liebe war.

Wenn ich das Wort „Liebe" aus dem Munde eines Mädchens höre, ergreift mich ein sardonisches Lachen!

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das mechanische Stricken eines gelangweilten Herzens an dem Strumpf der Empfindung, wo es zuletzt eine Masche fallen läßt, und der ganze Strumpf sich auflöst.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist die Finanz-Reduction eines bankerotten Gemüthes, welches einen Schein für baare Münze giebt.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist die fliegende Hitze einer augenblicklichen Leidenschaft, die unter dem falschen Paß der erröthenden Empfindung die Wangen der Mädchen bereist.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das Sodbrennen im genäschigen Magen der Eitelkeit, welches die verschluckte Kreide dem nachbarlichen Herzen mit doppelter Kreide anschreibt.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist eine unverheirathete Blut-Congestion nach der verheiratheten Haube.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das Zähnklappern der Furcht, ledig zu bleiben, welches dem Manne als Herzklopfen angerechnet wird.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist die Hochzeitsfeier der Falschheit mit dem Betruge, die ein Mädchenherz dazu gemiethet haben, weil die Zugänge dazu sehr geräumig sind.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist ein wüthendes Buchstabiren an dem Selbstlaute „e," welcher aus der Jungfrau eine „junge Frau" macht.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das kurze Namensgedächtniß eines weiblichen Herzens.

Was ist ein Mädchenschwur? Ein Mädchenschwur ist ein Kerl, den der Portier des Herzens: der Mund, zum Hause hinauswirft, weil er beim Herzen nichts mehr gilt!

Was ist ein Mädchenseufzer? Ein Mädchenseufzer ist ein Dampfzug durch den Lippen-Windfang, damit das Herz nicht an leeren Dämpfen zerspringe!

Was ist ein Mädchenblick? Ein Mädchenblick ist ein leerer Schuß aus der Doppelflinte der Augen, um einen Hasen zu jagen, und die Bestätigung einer Lüge durch zwei erbetene falsche Zeugen.

Was ist eine Mädchenthräne? Eine Mädchenthräne ist eine kleinwinzige Seifenwasserblase, die das Auge zum Spaße macht, um dem getäuschten Herzen bunte Bilder vorzumalen.

Nun beginnt der Tausendkünstler erst recht sein Zauberwerk und sagt:

1. „Mache Dich der Geliebten wichtig!"

Ich erläutere dieses folgendermaßen: Hänge Dir eine gewichtige Goldbörse auf die rechte, eine Silbertasche auf die linke Seite, ein Amt auf die Brust, und einen Titel an deinen

Namen; wenn Du Dir dieſe Wichtigkeiten anhängſt, hängt ſie Dir auch an.

2. „Erwecke das Gefühl, daß ſie Dir unentbehrlich ſei.“

Das heißt: Da ihr Gefühl ſchläft, ſo wecke es dadurch auf, daß Du ihr ſagſt: „Du biſt mein Alles!“ Dadurch wird ſie glauben, Du beſitzeſt ſonſt gar nichts als ſie, und wenn ſie Dich dann noch liebt,—dann, ja dann, dann werden es die Tauben mit Erſtaunen hören, die Blinden werden großmächtig drein ſchauen, und die Stummen werden ausrufen: „Haben wir's nicht gleich geſagt!“

3. „Erwecke das Gefühl, daß Du der Gegenſtand des allgemeinen Beifalls ihres Geſchlechtes ſein müßteſt.“

Das heißt: Sollte ihr Gefühl doch noch ſchläfrig ſein, ſo wecke es dadurch auf, daß Du ihr glauben machſt, Du ſeieſt ein Modeartikel, der allgemein getragen wird, dann wird ſie ſich beſtreben, Dich auch anzuziehen.

4. „Man mache ſeinen Geiſt zu dem ihrigen.“

Gehorſamer Diener! Was thut nun der Liebende, der keinen Geiſt hat? Wenn ein Liebender ſeinen Geiſt zu dem der Geliebten macht, ſo kann man mit Recht ſagen: „ein Mann der liebt, giebt ſeinen Geiſt auf!“—Die Geliebte erſchiene alſo dem Liebenden zuerſt als ſein Geiſt und bald darauf als ſein Geſpenſt!

5. „Man erwecke die Ahnung in ihr, daß man ſie in engerer Verbindung beglücken werde.“

Ich glaube, die Mädchen lieben nicht der engern Verbindung, ſondern der weitern Verbindung zu Liebe.

6. „Man ſoll das Mädchen nicht mit geſuchtem Witz unterhalten wollen!“

Ich glaube, es iſt noch ſchlimmer, ſie mit verlornem Witz zu unterhalten; das iſt faſt eben ſo ſchlimm, als den Witz mit einem verlornen Mädchen zu unterhalten. So lang man ei-

Mädchen ſucht, verliert man den Witz; findet man das Mädchen, ſucht man den Witz; verliert man das Mädchen, findet man den Witz. Wenn alſo gefundener Witz ein verlornes Mädchen iſt, ſo iſt ein geſuchter Witz ein gefundenes Mädchen und dadurch klar bewieſen, daß die geſuchten Witze ſchlecht. Witze ſind!

Nun ſagt der Tauſendkünſtler ferner:

„Die glücklichſten Augenblicke in der Liebe ſind, wo man ſich gegenſeitig noch nicht entdeckt hat.“

Der geniale Verfaſſer nennt jene Stunden die glücklichſten in der Liebe, wo ſich die Perſonen gegenſeitig noch gar nicht entdeckt haben, wo Einer vom Andern noch gar nicht weiß, daß er auf der Welt iſt!

Jetzt ſagt der Verfaſſer, „der Liebende muß auch heirathen!“ und fährt fort:

„Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben, darauf muß man immer zurückkommen.“

Noch ſchlimmer iſt es faſt, daß die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit iſt noch immer ein halber Thaler Schönheit, aber eine Schönheit ohne Thaler iſt nicht einmal ein halber ſchöner Thaler! „Darauf muß man immer zurückkommen?“ Auf was? Auf die Schönheit oder auf die Thaler?

„Man heirathet gleichſam alle Verwandten der Frau mit!“

Das iſt ein Glück, denn da ſich alle Verwandten unter einander gerne vertilgen möchten, ſo hat man Hoffnung, ſie bald Alle los zu ſein.

„Die Frau rede ihre Mutterſprache rein.“

Ich würde ſagen: „eine gute Frau ſchweige ihre Mutterſprache rein;“ wenn ſie aber ſchön reden muß, ſo rede ſie wenigſtens die Vaterſprache, wenn ſie die Mutterſprache ſpricht, ſo ſpricht ſie viel zu viel.

„Unter zehn unglücklichen Ehen ſind neunmal die Männer Schuld daran!“

Ja wohl, und unter neun glücklichen Ehen ſind zehnmal die Frauen nicht ſchuld daran! Gewiß, an jeder unglücklichen Ehe iſt der Mann neunmal ſchuld: einmal, daß er ſich verliebt hat; zum zweitenmal, daß er ſich ihr genähert hat; zum drittenmal, daß er ſich ihr erklärt hat; zum viertenmal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünftenmal, daß er ihrer Verſicherung glaubte; zum ſechstenmal, daß er um ſie geworben; zum ſiebentenmal, daß er ſich mit ihr verlobt; zum achtenmal, daß er ſich mit ihr trauen ließ, und zum neuntenmal noch einmal, daß er die ganze Geſchichte angefangen hat!

„Der Mann darf den Fuß angeben, auf dem ſie leben ſoll, aber ſie nicht wie eine Haushälterin behandeln.“

Der Mann giebt den Fuß an, auf dem ſie leben ſoll, dafür giebt ſie den Pantoffel an, unter dem er leben ſoll; je größer der Fuß, deſto größer der Pantoffel. Da aber viele Männer ihre Haushälterinnen beſſer behandeln, als ihre Frauen, ſo würde manche Frau wünſchen, daß der Mann ſie wie ſeine Haushälterin behandle.

„Man beſtimme ſeiner Gattin eine kleine Summe zu unſchuldigen Vergnügungen, zu ſtillen Handlungen!

Es giebt gar keine unſchuldigen Vergnügungen für Frauenzimmer; ſobald es unſchuldig iſt, macht es ihnen kein Vergnügen, und ſtille Handlungen beim weiblichen Geſchlechte ſind ſo häufig, wie ſchreiende bei den Fiſchen; die einzige ſtille Handlung iſt zuweilen, daß ſie ganz ſtill in eine Putzwaarenhandlung gehen, die nachher laut um Bezahlung ſchreit.

„Welch' ein Glück iſt die Ehe! Was dem Einzelnen unmöglich iſt, wird den Vereinigten ein leichtes Spiel!“

Das glaub' ich! Dem Einzelnen iſt es unmöglich, dem

Andern das Leben zu verbittern; den Vereinigten iſt das ein leichtes Spiel! Welch' ein Glück iſt die Ehe!

„Ihr Leben iſt ein ſchöner Sommertag, auch dann noch ſchön, wenn ein Gewitter vorüber zog; denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Alſo ein Sommertag iſt die Ehe, ach ja, ſo lang und ſo ſchwül! Mit einem heißen Himmel und mit einem dürren Boden! Und die häuslichen Gewitter, wo das Weib den Donner macht, und der Mann blitzdumm drein ſchaut, und die Thränen-Wolkenbrüche, und die Schmoll-Dachtraufen! O, ein ſolches Gewitter erquickt die Natur, aber es gehört auch eine curioſe Natur dazu!

Hierher! Hierher! Eine reiche Frau um ſieben und zwanzig Kreuzer.

Wer kauft?

Geduld, Geduld, meine Herren, rennen Sie mir meine Thüre nicht ein! Ihr Mädchen, ihr könnt wirklich ſtolz ſein! Die Männer verlaſſen eilig ihr Wichtiges und Heiliges, ſie verlaſſen ſogar den –Bock (ein berühmtes Brauhaus in München), um ſich ſchnell eine Frau für ſieben und zwanzig Kreuzer anzuſchaffen! Selbſt den Bock verlaſſen ſie! Den Bock! ihr Alleredelſtes! ihr Auserleſenſtes! ihr Allerkoſtbarſtes; Die Welt dürfte in Trümmer gehen, wenn auch in fractus illabatur orbis, ſie trinken Bock! Die Griechen mögen winſeln, die Portugieſen heulen und die ganze Menſchheit mit den Zähnen klappern, ſie trinken Bock! Die Literatur darf zu Grunde gehen, die Kunſt erſticken, Glyptotheken, Pinakotheken, Apotheken und Hypotheken mögen einſtürzen, ſie trinken Bock! Komete mögen auf und nieder gehen, Erdbrände und

Waſſerfluthen mögen das Univerſum bedrohen, ſie trinken Bock! Raphaele mögen malen, Praxitele meißeln, Amphione muſiciren, Mara's ſingen, Veſtris tanzen und Jean Paule ſchreiben, ſie trinken Bock! So lange der Bock meckert, hat ſich alles Wiſſen, Denken, Sprechen, Fühlen, kurz alle ihre ſinnlichen und geiſtigen Fakultäten haben ſich rein eingebockt und verbockt! und dennoch kamen ein Heer Männer, ließen den Bock und fragten:

„Wo und wie bekommt man eine reiche Frau für ſieben und zwanzig Kreuzer? Zwar bekömmt man für ſieben und zwanzig Kreuzer drei Maaß Bock! Drei Maaß Bock! O himmliſche Muſik des Worts! Allein dennoch wollen wir eine reiche Frau lieber!"

Ihr könnt ſtolz ſein, Münchner Mädchen, ſogar drei Maaß Bock läßt ein Münchner Mann um eine billige Frau, d. h. um billig eine Frau zu bekommen!

Nichts iſt leichter als das! nehmt ſieben und zwanzig Kreuzer in die Hand, geht in irgend eine Buchhandlung und kauft euch ein Büchlein, welches erſchien und folgenden Titel führt:

Der galante Stutzer,

oder:

Die Kunſt, ſich bei dem ſchönen Geſchlechte beliebt zu machen!

Der namenloſe Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „Auch ich verdiente in meiner Jugend den Titel eines Stutzers mit vollem Recht und machte dadurch mein Glück; denn ob ich gleich ſehr arm war, ſo bekam ich doch ein reiches Mädchen."

Seht ihr! ihr braucht nichts als ein Stutzer im Superlativ zu ſein, um eine reiche Frau zu bekommen, und dieſe Kunſt könnt ihr um ſieben und zwanzig Kreuzer erlernen! O glückliche Menſchheit, oder um mich recht auszudrücken: o glück-

liche Männerheit! Wenn ich nicht ſchon zu alt dazu wäre, ich möchte ſchnurſtracks ein Stutzer werden.

Es iſt nichts leichter, als nach den Regeln dieſes namenloſen Schäkers ein Stutzer zu werden. Auf der erſten Seite heißt es:

„Iſt die Dame, die man liebt, wortkarg, ſo darf der Herr auch wenig ſprechen.“

Das wird eine ſaubere Unterhaltung werden! Eine Dame die ſchweigt, und ein Stutzer der nicht ſpricht! trägt die Natur ſolche Wunder? Seite 7 heißt es:

„Man verlaſſe den Ball nicht eher als ſie, und bitte, ſie begleiten zu dürfen, wo man ſagen kann: „dürfte ich es wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?“—oder: „Wenn Sie ſich in meinen Schutz begeben wollen, beſtes Julchen, ſo bin ich ſo frei, Ihnen meinen Arm anzubieten!“

Man ſieht, der Mann iſt ein großer Redner! Kann ein Frauenzimmer einer ſolchen glänzenden Suade widerſtehen? Seite 8 ſagt der loſe Schäker:

„Iſt man mit der Dame ſchon etwas bekannt, ſo kann er ſich ein Küßchen ausbitten.“

O Sie Schäker! Dabei muß man aber wieder neue und überraſchende Redensarten ſpringen laſſen, die der Verfaſſer wie folgt, vorſchreibt:

„Sollte Ihnen meine Begleitung nicht unangenehm geweſen ſein, ſo werde ich bei der erſten Gelegenheit wieder um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen,“ oder: „Möge Ihnen dieſer Ball recht gut bekommen!“—

Ich möchte wiſſen, wo der Schäker alle dieſe verfängliche Redensarten her hat! Dieſer Reichthum an Ideen! Dieſe überſchwengliche Oder-Haftigkeit! Ich will doch mein Talent auch in einigen ſolchen „oder“ verſuchen, z. B.

oder:

„Mademoiſelle! ich wünſche Ihnen zur Geneſung!“

oder:

„Ich wünsche Ihnen, Mademoiselle! eine recht vergnügte Altersschwäche!"

oder:

„Mademoiselle! wenn Sie eben so schläfrig sind, als ich, so haben wir beide die Ehre recht schläfrig zu sein!"

Potz Blitz! das geht ja vortrefflich! ich kann auch ein Schäker sein! Am Ende werde ich doch noch Stutzer-Acceſſiſt, bekomm' eine reiche Frau und werde ein armer Ehemann.

Seite 10 wird vorgeschrieben:

„Man kleide sich stets reinlich!"

Das hat allerdings etwas für sich; ein galanter Stutzer soll wenigstens reinlich gekleidet sein!

Seite 11:

„Ist der Herr blaß, so kleide er sich dunkel; ist er roth, so kleide er sich hell!"

Wenn der Herr lila oder gemsenfarbig ist, wie kleidet er sich dann?—Ferner heißt es:

„Noch ist zu empfehlen, wöchentlich einigemal an der Wohnung vorüber zu gehen!"

Ja die Liebe ist vorübergehend.

Seite 12:

„Ist die Dame gesprächig, so muß sie ganz anders behandelt werden! Wenn der Herr nicht in seiner Vaterstadt ist, so kann er auch etwas lügen!"

Der Schäker wird nun ironisch, es ist ein ganzer Kerl! Damit ist nun das ganze Stutzerthum erlernt! Nun kömmt ein „Anhang," und das ein Anhang im buchstäblichen Sinne des Wortes, „mündliche und schriftliche Heiraths-Anträge," welche doch nie etwas anders sind, als Anhänge, das heißt, man hängt sich was an oder hängt sich an Etwas, oder auch man kommt an's Hängen! Von der mündlichen Beredsam-

keit haben meine holden Leſerinnen Proben genug, alſo nur einige ſchriftliche:

Halberſtadt.

„—Daß ich Sie ſchätze und achte, ſagte ich Ihnen ſchon neulich auf dem Balle; daß ich Sie aber wahr und aufrichtig liebe, wage ich erſt jetzt Ihnen ſchriftlich mitzutheilen. Glauben Sie meinen Worten, die Liebe iſt in mein Herz mit ſolcher Gewalt eingedrungen, daß ſie nie wieder daraus vertrieben werden kann! Was meine Verhältniſſe betrifft, ſo ſind Ihnen dieſe hinlänglich bekannt!“

oder:

Magdeburg.

„Es iſt heute der Tag, an dem ich vor zwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte. Gewiß ein wichtiger Tag!“

Ganz gewiß! was wäre aus der Welt geworden, wenn der Mann vor zwanzig Jahren das Licht der Welt nicht erblickt hätte! Dann hätte das Licht der Welt auch ihn nicht erblickt, was wäre aus dem Licht geworden? Ein Nachtlicht!

oder:

„Liebes, himmliſches Malchen! Ich liebe Sie unendlich und ſelbſt dann noch, wenn Erd' und Himmel vergehen, werde ich nachlallen: Malchen!“

Das wird einen ſchönen Anblick geben? Erde und Himmel ſind vergangen und nur der einzige Magdeburger wird daſtehen in der zerfallenen Schöpfung und wird ausrufen: „Malchen!“ Was doch ſo ein Magdeburger unſterblich iſt!—

oder:

Wechſungen.

„Mein Geſchäft ernährt mich reichlich und geht täglich noch beſſer. Nur fehlt mir noch Etwas und zwar eine brave Gattin u.ſ.w.“

Nun wiſſen wir, was ein Etwas iſt: eine brave Gattin!

oder:

Steigerthal.

„Ich war Zeuge, wie Sie durch Ihr Beiſpiel und Ihre

Freundlichkeit in dem Hausweſen über die Mägde herrſchen, ſeit dieſer Zeit umſchwebt mich Ihr Bild Tag und Nacht!"—

Vermuthlich ſchweben auch die Bilder der Mägde ihn um!

oder:

Sondershauſen.

„Biſt Du krank? nein gewiß nicht: denn dann würdeſt Du gewiß ſchreiben!"

In Sondershauſen müſſen wahrſcheinlich die Kranken als Schreiber angeſtellt ſein, denn welche Folgerung iſt natürlicher als die: dann hätteſt du gewiß geſchrieben! ich erwartete ſchon weiter zu leſen:

„Biſt Du todt, nein, gewiß nicht, denn dann würdeſt Du gewiß ſchreiben! Biſt Du untreu? nein, gewiß nicht, dann würdeſt Du mir es längſt geſchrieben haben!"

oder:

Schönfeld.

„Ich bin mir nie eines Fehltritts bewußt; verdiene mein Brod reichlich für mich, für meine Frau— —was dazu gehört!"—

„Was dazu gehört!" Der ironiſche Schäfer! was gehört noch zu einer Frau? Ein Hausfreund, eine Vertraute, eine Badereiſe, zwei Putzmacherinnen und drei Pariſer-Schneider. Man muß alſo nicht ſagen: ich habe Gottlob Brod für mich und meine Frau, für meinen Hausfreund, für eine Vertraute, für eine Badereiſe, für zwei Putzmacherinnen, für drei Pariſer-Schneider und daher auch noch für mich.

Auch kommen wir wieder an einen Sondershauſer, er iſt aber kein „Malchen-Laller," ſondern ein „Hannchen-Schreier," wie folgt:

oder:

Sondershauſen.

„Freue Dich mit mir, mein Hannchen! ich habe in der Lotterie tauſend Thaler gewonnen! Ich habe ſogleich meinen Herrn verlaſſen und werde Dich nächſtens beſuchen, Du wirſt nun mein Weibchen."

Das iſt doch endlich ein vernünftiger Menſch! Er verläßt ſeinen Herrn, wenn er heirathet, denn man kann nicht zweien Herren dienen!

Nun kömmt auch ein Brief raſender Eiferſucht?

Bonn.

„Riekchen! Nehmen Sie Ihr bischen Vernunft zuſammen und ſtellen Sie einen Vergleich zwiſchen mir und dem Ladenhüter an, und Sie werden gewiß finden, daß ich im Geſchäft und im Gelde das Uebergewicht habe. Bedenken Sie nur, ich hab ein eigenes Haus, Geld und ein gutes Geſchäft, was hat aber der Ladenhüter? Nichts, gar nichts!“

O Eiferſucht! du giftiges Ungeheuer! Selbſt der Ladenhüter iſt nicht ſicher vor deinen Anfällen!

Ich glaube, der Leſer iſt nun überzeugt, daß er ſeine 27 Kreuzer nicht vergebens ausgiebt. Zum Ueberfluß kommen am Ende noch Regeln über den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht:

„Fällt ihr der Fingerhut herunter, ſo bücke man ſich ſchnell und iſt ſie ſchneller geweſen, ſo bedaure man es mit den Worten: O hätte ich doch Flügel gehabt, um den Fingerhut erhaſchen zu können!“

oder:

„In Zukunft, Demoiſelle, bitte ich Sie, mir das Vergnügen zu gönnen, alles, was Sie in Geſellſchaft fallen laſſen, aufzuheben!“

Der Mann wagt viel! Der will Alles aufheben, was die Damen in Geſellſchaft fallen laſſen, und ſie laſſen doch ſo Manches fallen, von dem ſie kein Aufhebens gemacht wünſchen!

Alſo, ich habe meine 27 Kreuzer ausgegeben, und hoffe nun bald die reiche Frau zu beſitzen.—In derſelben Officin, wo dieſe Kunſt, ſich bei dem ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, bekommt man, wie am Schluſſe angekündigt iſt, auch „die Kunſt, aus ſchlechten Weinen gute zu machen!“

Zu beiden Künſten gehört eine ſtarke Natur!

Dumme Briefe.

Gratz, im Narrenmonat eines Narrenjahres.

An Herrn Baron von Thalheim in Bauernfeld's „kategoriſchem Imperativ."

Der Herr Baron werden geleſen haben in der Zeitung, daß ich bin gereiſ't nach Peſth, und der Herr Baron werden erſehen haben daraus, daß ich bin gereiſ't nach Gratz.

Warum der Saphir iſt gereiſ't nach Gratz?—Der Saphir iſt gereiſ't nach Gratz, um zu ſehen, wie die ſteyriſchen Kapaune heuer gerathen werden. Man hat zwar erwartet, der Saphir wird am 12. d. in Wien eine „humoriſtiſche Vorleſung" halten, öffentlich, die Hälfte zum Beſten eines armen Reactionärs, aber der Herr Saphir hält keine „humoriſtiſche Vorleſung," wenn ihm die andere Hälfte nicht tauſend Gulden einträgt! Denn der Saphir braucht Geld! Und für wen braucht der Saphir Geld?—Wie der Herr Baron, „für die Leut'! blos für die Leut'!"

Darum hat der Saphir am 12. keine Vorleſung gehalten, und die Wiener, die es endlich doch dem „Wallenſtein" vergeben haben, der ſie um das „Spectakel betrog," den Grafen Thurn gefangen einziehen zu ſehen, werden es dem Saphirſtein auch endlich vergeben, daß er ſie um ein Spectakel brachte!

Da bin ich nun, mein lieber Herr Baron, in Gratz—in Gratz, wo Sie ſo ſehr gefallen haben, d. h. Sie und der „kategoriſche Imperativ!"

Mai! Die Welt iſt doch etwas ganz verkehrt! Zu Wien, wo da iſt der Sitz der Weisheit,—wenn die Sitzung nicht g'rad aufgehoben iſt,—in Wien, wo die Kritik blüht wie der Scharlach,—in Wien, wo der Herr Saphir Didascalien

ſchreibt,—in Wien, wo die Leipziger Menechmen, die Zwillinge Laube und Meixner den Schiller, den Shakeſpeare und den Ludwig Devrient verbeſſern,—in Wien hat der „kategoriſche Imperativ" nicht gefallen, und in Gratz—in Gratz, in Gratz, das vor noch wenigen Jahren nicht einmal noch „Gratz" geheißen hat,—in Gratz, wo man noch nicht einmal einen Redacteur hat, der einen rothen Adler in der vierten Claſſe unterrichtet,—in Gratz, wo ſie ſo weit zurück ſind, daß nicht einmal ein ordinärer Dramaturg den Hamlet zu einem ſteyeriſchen Kapaun tractirt,—in Gratz, wo ſie noch ſo weit zurück ſind, daß ſie lieber dabei bleiben, wo ſie jetzt ſteh'n, als daß ſie mit uns Wienern jetzt vorwärts wollen: in Gratz gefällt der „kategoriſche Imperativ!!"

Nun, was ſagen Sie, Herr Baron?

Dieſe Frage hat mich nach Gratz getrieben. Ich mußte Licht haben! Licht, ſo viel man jetzt haben darf, ohne der Finſterniß Schranken zu ſetzen.

Mich trieb's nach Gratz.

Aber leider fand ich nur zwei Theaterabende! An einem Abende Feldmann's „Schickſalsbrüder," die ungemein gefallen haben, und auch recht gut und wirkſam gegeben wurden, und am andern Abende der „Prophet," eine Vorſtellung, die im Ganzen dem Director Thomé zur Ehre gereicht. Die Ausſtattung und mise en scène iſt herrlich und in jeder Beziehung würde ſie jeder Reſidenz würdig ſein. Auch die Execution iſt überwiegend tadellos und anſprechend. Auch die „Sonne" geht über die Gratzer eben ſo ſchön auf wie über die Wiener! Sie ſehen, Herr Baron, daß der „Prophet" überall iſt, wo „Moſes und die Propheten" aus der Taſche geholt und gut angewendet werden!

Ich bekam keinen Platz mehr zum „Propheten" und ging daher zu einer „Oebſtlerin" und begehrte einen „Sperrſitz."

—„Was?“ ſchrie die Obſtlerin, „glaubt der Herr, der Herr iſt in Wien? Glaubt der Herr, daß wir in Gratz a ſo talket ſein? Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!“— Sie ſehen, Herr Baron, die Obſtlerinnen ſind in unſerem Jahrhundert ſchon „Philoſophen;“ denn alle Philoſophie des Lebens liegt in den Worten: „Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!“ Aus Erde in Erde! Im ganzen „Telemaque“ und „Zuſchauer“ ſteht nichts, was an Moral reichhaltiger iſt, als: „Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!“

Wo kommt der Herr Baron her? Aus Frankfurt!—Wo geht der Herr Baron hin? Nach Frankfurt!—Wo kömmt Deutſchland her? Aus Frankfurt! Wo geht Deutſchland hin? Nach Frankfurt!—Wo kommt der Cours her? Aus Frankfurt! Wo geht der Cours hin? Nach Frankfurt!— Wo kommt die ganze Wurſt her? Aus Frankfurt! Wo geht die ganze Wurſt hin? Nach Frankfurt!—Wenn der liebe Herrgott jetzt in den Conferenzen erſcheinen würde, ſo würde man ihm ſagen: Wo iſt der liebe Herrgott hergekommen? Aus Frankfurt? So geh' der liebe Herrgott wieder hin: nach Frankfurt!

Als mir die philoſophiſche Obſtlerin ſagte: „Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is,“ war ich frappirt! Denn kein Menſch kann nicht nur ſagen, wo er hinkömmt, kein Menſch kann auch eigentlich mit Beſtimmtheit ſagen, wo er herkömmt! Man ſagt, der Menſch kömmt aus der Erde—das iſt ſo herkömmlich, aber aus welcher Erde? Ich kam aus Lavás-Berényer Erde, im Stuhlweiſſenburger Comitate; nun weiß ich nicht, iſt das jetzt ungariſche Erde oder iſt es deutſche Erde?

Wo ſind Sie hergekommen, Herr Baron von Thalheim?

Aus Wien, aus Wien, wo Sie ein Schauſpieler ſchlecht gegeben,—möchten Sie wieder dahin zurückgehen?

Ich war aber ſehr neugierig, Sie zu ſehen und ließ mir den „kategoriſchen Imperativ" privat aufführen. Nicht nur Sie, Herr Baron, ſind ein „gewaltiger Mann," der Saphir iſt auch ein „gewaltiger Mann!"

Nach Zeus kommt gleich Shakeſpeare, nach Shakeſpeare gleich Mad. Birch-Pfeiffer, nach Birch-Pfeiffer gleich die Herren Laube und Meixner, nach dieſen gleich Saphir. Wenn nun die Kiſte in dieſer Ordnung voll iſt, wird ſie umgekehrt; dann iſt Zeus ganz unten der Letzte und Saphir oben der Erſte, und in der Mitte ſteckt Laube und Birch-Pfeiffer. Deshalb iſt Saphir ein „gewaltiger Mann!"

Ich ließ mir den „kategoriſchen Imperativ" privat aufführen. Der Herr Director Thomé nämlich war ſo gütig, auf meinen Wunſch in ſeinem Salon Abends ihn darſtellen zu laſſen. Und das noch dazu mit Thee und Delicateſſen in den Zwiſchenacten!—Der böſe Bauernfeld! warum hat er nicht ſechs Acte geſchrieben!

Ich habe alſo das Stück mehrmal geſehen und mein Urtheil bleibt daſſelbe, zwar kein Luſtſpiel, aber wirkſam, wenn's—gut geſpielt wird! ſo gut geſpielt wie hier in Gratz!—Aber hauptſächlich Sie, Herr Baron, Sie wurden von Herrn Bergmann äußerſt draſtiſch und originell gezeichnet gegeben, ſo daß ich ſelbſt im Salon, wo doch das ſo wirkſame Theater-Appareil fehlt, den Character recht hervortretend und ergötzlich fand. Es ſind mir da im Ganzen Nuancen und Pointen klar geworden, welche in der Wiener Vorſtellung ganz und gar verwiſcht wurden.

Nachher bei einem Glaſe Wahrheit nahm ich mir Ihren Gratzer Doppelgänger, Herr Baron von Thalheim, bei Seite und beſprach mich mit ihm über den Unterſchied der Gratzer

und der Wiener Thalheime. Da gab mir der Gratzer Thalheim Aufschluß. In Gratz nämlich giebt es keine israelitischen Banquiers, bei denen man scherwenzelt. Der Gratzer Thalheim trinkt nicht Champagner bei jüdischen Banquiers; der Wiener Thalheim will sich durch gutes Spiel der Rolle nicht das bessere Spiel bei jüdischen Banquiers verderben; der Gratzer Thalheim ist ein unabhängiger Thalheim, darum, Herr Baron, sind Sie hier ein ganz Anderer als Sie in Wien sind! Das ist der „kategorische Imperativ!" Das wollte ich Ihnen in der Geschwindigkeit mittheilen!—

Apropos, Herr Baron, wenn Sie ein paar Millionen übrig haben „für die Leut,"—in mir wohnen „viel Leut'"—eine große Colonie von Leut',"—verstehen Sie die Augensprache?

Ganz der „Ihrige Leut'!"

Va-banque Stammbuch und Album.

Stammbuch! Album!

Das Album ist das moderne Stammbuch; das Stammbuch ist das antike Album!

Jetzt ist die Zeit der Albums! Musikalische, theatralische, graphikalische Albums!

Eine ganze Sündfluth von Albums bricht über uns herein!

Schiller's Album!

Was heißt: Schiller's Album? Ein Papier-Schiff, in welchem sich kleine Dichter an dem Rockschooß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeschleppt zu werden!

Schiller's Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Respekt, welchen man den

Todten ſchuldig iſt, waſſerdicht und feuerſicher in die Leſewelt hineinzukutſchiren.

Schiller's Album! Ein Leichenſchmaus für literariſche Würmer, die ſich auf dieſem Feſte zu Tiſche laden.

Weg mit den Albums, weg mit den Stammbüchern!— Va-banque!

Ein Stammbuch!

Ich bekomme Nervenzufälle, wenn ich das Wort höre!

„Wollen Sie ſich nicht in mein Stammbuch ſchreiben?"

Das war einmal die Wuthfrage aller ſentimentalen Mädchen, aller Geſellſchafterinnen, aller gebildeten Commis, aller Geſchäftsreiſenden.

Wenn man wohin kam, wurde das Stammbuch ausgepackt.

Da ſtand die Freundin, die Couſine, die Lehrerin, die Großtante, die Klaviermeiſterin, der Sprachlehrer, ein Hausfreund, ein Leibdichter, ein Acteur, eine Muſterſtickerin u.ſ.w.

Da las man:

„Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht."

„Wenns auch übers Kreuz ſollt ſein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!

„Dieſes Stammbuch iſt ein ſchöner Baum,
Gieb mir als ein Blatt darauf auch Raum!"

„Wenn die Sonne vom Himmel geriſſen,
Wirſt Du meine Freundſchaft vermiſſen!

„Die Maus in der Falle,
Die Kuh in dem Stalle,
Das Schaf auf der Wieſe
Blöckt freudig: Louiſe!"

"Un Coeur qui soupire,
N'a pas ce qu'il désire."

"Adore un dieu, sois sage et aime-moi!"

"Sii felice
Il cuor me lo dice."

Und tauſend andere ſolche Kraftſprüche.

Wenn man nur einen Namen ſo groß hat wie eine Haſelnuß, ſo hat man keine Ruh, bis man auch ſeine Kakelfüße in das ſeidne Namensfaulbett hineingeſteckt hat.

Und nun jetzt gar die Albums!

Ein Charlatan und Farceur, ein Bauchredner erbeutet ſich mit Feuer und Schwert ein Album mit dem Namen berühmter Notabilitäten, läßt es dann drucken, und wird ein berühmter Schriftſteller!

Muſikaliſches Album! Literariſches Album! Schrecken der Muſiker, Geißel der Literaten!—Wer Teufel hat alle Augenblicke ein Sonett, ein Madrigal, ein Impromptu bei der Hand? Wer Teufel kann Witz und Einfälle aus dem Aermel ſchütteln? Ein Schriftſteller kann jetzt ohne ſolchen Vorrath gar nicht unter die Leute gehen!

Wer Teufel hat ſtets eine muſikaliſche Boutade, ein melodiſches Epigramm, ein ſingbares Variationchen, ein tönendes Gedankchen, ein harmoniſches Sentenzchen in den Schreibfingern? Ohne dieſen Taſchen-Compoſitions-Apparat darf ein Componiſt gar nicht mehr in Geſellſchaft gehen!

Da liegt man in einem ſolchen Album, wie ein melancholiſcher Häring, man liegt wer weiß neben wem, wer weiß mit wem!

Va-banque Stammbuch!—Va-banque Album!

Wiener Fremdwörter-Büchlein.

Der Hackelputz.

Sie haben mir zugeſagt, meinen „Hackelputz" mit Ihrer holden Gegenwart zu verſchönern; der „Hackelputz" kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons ſahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind, gethan?"

Zuerst war ich verdrießlich, dann böse, dann kochte ich, nämlich „Rache!" Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht Calderonische: "segreta venganza y segreto aggravio!" sondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beschämen! Die Welt soll wissen, daß Sie zwar eine schöne, eine liebenswürdige Frau sind, aber daß Sie durchaus keine Gelehrte sind! Was sag' ich: keine Gelehrte? Die Welt soll wissen, daß Sie— unwissend sind! Unwissend, so unwissend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren schreien, daß Sie nicht verstehen, was ein „Hackelputz" ist.

Als ich Ihnen, meine verehrteste Holdselige, in meinem Salönchen, nachdem Gesang, Declamation und sonstiges Salonfutter zu Ende war, voll Ehrerbietung sagte: „Gnädige Frau, wollen Sie mir morgen das Vergnügen machen, den „Hackelputz" mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?" fragten Sie ganz naiv, ohne über Ihre Ignoranz zu erröthen: „Ein Hackelputz?" Was ist das: „Ein Hackelputz?"

Shakespeare in seinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüsterte mir zu: "it is horrible!" Wie? der Humorist duldet Wesen in seinem Salon, die nicht wissen, was ein „Hackelputz" ist?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geistigen Vorzüge geltend; Shakespeare war unerbittlich und selbst der kleine Diogenes auf der andern Wandseite schien satyrisch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele sein kann, die nicht weiß, was ein „Hackelputz" ist!

Ich hätte der Welt nichts davon gesagt, allein Sie, anstatt mich zu besänftigen, was den reizenden Damen doch so leicht

iſt, häufen Sie das Maß Ihrer Verbrechen, ſagen ſich ſammt Familie zum „Hackelputz“ zu und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeſchätzte, iſt aber Gnade ein ſchönes Wort; es giebt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen laſſen und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein „Hackelputz“ und deſſen tiefe Bedeutung iſt.

In der Wiener Sprache giebt es manche ſolche Worte, die Adelung nicht erfunden, die Academie der Wiſſenſchaften nicht ſanctionirt, das „Schwarzblattl“ nicht zermatſcht hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutſchen Sprache, doch zu ihr zuſtändig ſind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache iſt reich an Wortgebilden, die unüberſetzbar ſind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie ſie entſtanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptirt, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und draſtiſcher ſind, als tauſend Worte, welche von Sprachforſchern und philologiſchen Geſellſchaften in das Wörterbuch eingeführt worden.

„Hackelputz!“

Nicht nur Sie, meine Holde, ſondern mit Ihnen wiſſen vielleicht viele meiner verehrten Leſerinnen nicht, was das für ein Thier in der Sprach-Menagerie des Dialectes iſt!

Wenn Jemand eine Abendgeſellſchaft einladet und ihr was zu eſſen giebt, wie es früher noch hie und da Sitte war, bevor die chineſiſche Regierung des Thees die Herrſchaft des Weines verdrängte, und ehe die blaſſe Limonade und eine mathematiſche Biscuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; alſo wenn Jemand ſeiner Abendgeſellſchaft die angenehme Grobheit erweiſt, ihr nicht blos die Geſellſchaft ſelbſt vorzulegen, ſondern ihr auch zumuthet, daß

ſie ſo unmodern ſein ſoll, von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Clavierſpiel in den Ohren und nichts, ſage Nichts in dem Magen zu haben;—wenn ein ſolcher abgeſchmackter Wirth ſeiner Geſellſchaft noch zumuthet, ſie ſoll, wenn ſie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gaſthaus ſtürzen und ausrufen:

„Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geſchwind ein Braten, oder was da iſt! Ich bin ſchon halb todt!" ſondern er giebt ihr—wirklich zu eſſen, d. h. wenigſtens die erſten Elemente des Eſſens, die fünf Selbſtlauter eines Abendeſſens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käſe; wenn ſich in der modernen Geſellſchaft noch ſo ein Rococo-Wirth befindet und bei dieſer Rarität ſich ſodann die noch größere Rarität vorfindet, daß Etwas übrig bleibt, und zu dieſen beiden Raritäten ſich dann die dritte und größte geſellt: daß der Wirth die intimen Freunde der Geſellſchaft einladet, dieſe der Vernichtungs-Schlacht entronnenen Flüchtlinge am nächſtdarauffolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, ſo heißt dieſes Nachtreffen: „Ein Hackelputz!"

Ich glaube, dieſes Wort iſt von einer genialen Köchin erfunden worden! Es iſt zuſammengeſetzt von „Hackel" (kleine Hacke) und von wegputzen, und bedeutet eigentlich, daß an dieſem Abend die Trümmer von geſtern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel" ſo vom Kalbsbraten, Schinken u.ſ.w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz" iſt die Rechnungsprobe der Soiréen: wo nichts für den „Hackelputz" übrig bleibt, da fand die Geſellſchaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz" iſt das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde,

zum „Hackelputz" nur die „Intimen," den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerst mit zwei Stunden langem stimmen der Gesellschaft, bis sie zusammenstimmen; der Eine ist zu hoch gestimmt, der Andere zu tief, der Eine schnurrt, der Andere brummt, der Dritte giebt gar keinen Ton von sich. Beim „Hackelputz" aber beginnt das Stück sogleich; es ist Alles zusammengestimmt, die Unterhaltung wird sogleich flott.

In der Soirée müssen die Leute erst warm werden, die Männer müssen erst in kleinen Häuflein sich in allen Ecken und Winkeln zusammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor sich diese Knäuel entwirren und ein Mann so unternehmend ist, sich einer Dame zu nähern, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich lebt. Die Damen müssen sich gegenseitig erst betrachten, die gegenseitige Toilette einem Examen-Rigorosum unterwerfen, Jede muß sich, so zu sagen, an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis sie anfangen gesellig zu werden.

Wie anders ist's beim „Hackelputz!" Die Männer sind so gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen sind so liebenswürdig und ziehen sogleich die Handschuhe aus.

In der Soirée muß der Wirth für alle Damen gleich liebenswürdig sein—si fabula vera—im „Hackelputz" kann er gegen Alle herzlich und gegen Eine vorzugsweise liebenswürdig sein! In der Soirée darf der Wirth nur Essen und Trinken und Aufmerksamkeit haben, im „Hackelputz" kann er auch ein Herz und einen besondern Gusto haben.

O, wie oft ist der „Hackelputz" amusanter, als die Soirée! Fast ebenso oft, als die Antichambre anziehender ist als der Salon und die Zofe interessanter als die Dame.

Die ganze Menſchheit, meine ſchöne Frau, iſt nichts, als eine Sammlung von „Hackelputze!“

Was iſt das Leben? Bis dreißig Jahre ein Feſt, dann ein „Hackelputz!“ aus den kurzen Ueberreſten der Jugend!

Was iſt die Ehe? Ein „Hackelputz“ der Liebe! Einige karge Liebes-Ueberbleibſel für zwei Perſonen!

Was iſt die Hoffnung? Ein „Hackelputz“ von Wünſchen, Erwartungen und Luftſchlöſſern!

Was iſt der Ruhm? Ein „Hackelputz“ von Eitelkeit, leerem Schall und Zeitungspapier!

Was iſt die Gerechtigkeit? Ein „Hackelputz“ von Prozeßkoſten und Büchern in Schweinsleder!

Was iſt Deutſchland? Ein „Hackelputz“ von Einheit, ſpecifiſchem Preußenthum und Sauerkraut!

Was iſt Frankreich? Ein „Hackelputz“ von Napoleon Bonaparte!

Was iſt England? Ein „Hackelputz“ von Palmerſton!

Was ſind unſere Theater! Hackelputze von Schreivogel und Kotzebue!

Was ſind unſere Volksdichter? Hackelputze von Raimund und Bäuerle!

Was iſt endlich „der Humoriſt?“ Ein „Hackelputz“ von verſchlucktem Witz und verbiſſenem Humor!

Ich hoffe, daß Sie, meine Verehrte, nun wiſſen werden, was ein „Hackelputz“ iſt; und wenn Sie es wiſſen werden, dann werden Sie auch kommen, wie ich hoffe. Ich habe Sie doch mündlich dazu eingeladen, an einige andere Damen ließ ich folgende ſchriftliche Einladung ergehen:

Unseren verehrten Freunden und Gönnern zeigen wir hiermit den Hintritt der „Gebrüder Kalbsschlägel und Schinken" an.

Sie verschieden gestern Abend nach einem kurzen kalten Fieber an den Folgen des Magenübels einer größeren Gesellschaft. Wer sie im Leben kannte und ihren Wandel und weiß, wie theuer uns die Dahingegangenen waren, wird unsere Empfindung zu würdigen wissen und unsern Schmerz nicht noch durch mehr Theilnahme vermehren.

Die irdischen Ueberreste aber der Dahingeschiedenen werden heute eingesammelt und in den Magen einiger intimer Freunde beigesetzt. Dabei wird ein Kehlen-Amt von „Gluck! Gluck!" abgehalten werden.

Sie werden eingeladen, heute Abend zwischen 7—8 Uhr sich im Humoristenhaus einzufinden, um dem Sarge mit den Gebeinen der Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen.

Der „Humorist" im Namen seiner unmündigen Witze.

Meine Genesung,

oder:

Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Constitution."

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Constitution!" In fünfzig Jahren kann man die beste „Leibes-Constitution" ruiniren.

Ich hatte eine „Constitution" bereits länger als fünfzig

Jahre getragen, und obwohl ich sie so ziemlich geschont habe, ist sie, wie so manche deutsche Constitution, doch endlich fadenscheinig und abgetragen geworden, und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf und „Magen" wollten ihre Functionen nicht mehr recht verrichten; der Minister des Innern, „der Appetit," reichte seine Entlassung ein; der Justizminister „Schlaf"—denn die Gerechtigkeit ist ja nur „ein Traum"—ging auf Urlaub; der Minister der Arbeit: „der Geist," wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoristen" nicht mehr tragen; der Kriegsminister „Humor" erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrathes und die 300 Glieder meines Körpers waren so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also alle Tage meiner „Auflösung" entgegen und daß mich unser Herrgott vermittelst seines "car tel est notre bon plaisir" wieder dahinschickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu ertheilen, und mich statt der „Todesstrafe" zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen" durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine Leibes-Constitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichsten Grundzüge mittheile:

I.

Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht:" zu „hö-

ren;" allein er darf blos „hören," nicht „horchen," welches eine Regal iſt und nur von gewiſſen, eigens dafür beſoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: „zu „ſehen;" allein wenn er Etwas ſieht, worüber einem Hören und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht; zu „riechen," wozu ihm eine beſondere Cubiknaſe octroyirt wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weiſe Geſetze durch Schnupfen und Rheuma ſchon ſo in den gehörigen Schranken zu halten wiſſen, damit er die Naſe nicht überall hineinſtecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen;" damit aber von dieſem „Fühlen" kein Mißbrauch gemacht werde — denn die Menſchen werden von dem Augenblicke an gefährlich, wo „ſie ſich zu fühlen" anfangen — werden weiſe Geſetze dieſes „Fühlen" in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen" zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „ſchmecken;" damit er aber keinen Mißbrauch von dieſem Rechte mache; daß ihm nur das wahrhaft Gute ſchmecke, werden weiſe Geſetze dafür ſorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht ſchmecken, zuzurufen: „Guten Appetit!"

2.

Von dem Freßgeſetze.

Schon bei der allererſten Conſtitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit" in dem Paragraphe: „Du ſollſt eſſen von allen Bäumen im Garten" durch ein Repreſſiv-Geſetz beſchränkt: „Nur vom Baume der Erkenntniß ſollſt Du nicht eſſen!" Weil er aber gegen dieſes Ausnahmsgeſetz gefrevelt, und zwar auf Anrei-

zung seiner democratischen Frau Gemahlin, wurde er sogleich des Edens verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!!

Also Herr Saphir hat volle „Freß-Freiheit," welche die erste Basis aller Freiheit ist; allein um jeden Miß- oder Gebrauch dieser gesegneten „Freß-Freiheit" in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

„ein repressives Freßgesetz"

Herrn Saphir den echten Gebrauch seiner „Freßwerkzeuge" und „Freßzeuge" anweisen. Er wird daher in seiner „Freß-Freiheit" auf die strengsten Regeln der unschätzbaren „Homöopathie" angewiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder Andern reinen „Wein" einzuschenken, denn im Weine liegt die Wahrheit und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöffe, welches der Civilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geist wach erhält, ist strengstens untersagt.

Als „Caution," daß er die „Freß-Freiheit" nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn seiner schönsten Stock- und Backenzähne zu deponiren.

Für seine bissigen Gelüste ist ihm das Fleisch vom „kleinen Vieh," vom „jungen Geflügel" preisgegeben; aber streng verboten ist ihm das schwere Fleisch von einem „großen Thier," welches ihm eine bedeutende Indigestion zuziehen könnte.

3.

Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, sich mit „Geduld," „Entsagung" und „Verzweiflung" zu waffnen.

Die Waffe der „Satyre," des „Scherzes" und des

„Humors" darf er behalten; doch werden weise Geſetze darauf bedacht ſein, daß ihm ſelbſt alle Luſt zur Handhabung dieſer Waffen vergehen ſoll.

Auch ſeine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weiſe Geſetze beſtimmen, durch welche Brillen ihm zu ſehen erlaubt iſt.

Es ſteht Herrn Saphir frei, ſo oft er will „in Harniſch zu gerathen;" er kann auch „gepanzerte Sonnete" in's Feld rücken laſſen, allein weiſe Geſetze werden dafür ſorgen, daß ſie auf den Panzerer ſelbſt zurückprallen werden.

4.

Von dem Glauben.

Herrn Saphir ſteht frei, zu glauben was er will, ſogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung. Gewiſſensfreiheit iſt ihm garantirt, d. h. es ſteht ihm frei, ſich aus gar nichts ein Gewiſſen zu machen!

5.

Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müſſen für jedes Jahr vorhinein veranſchlagt und auf den Humoriſtenhaushalt gebracht werden.

Jedes Deficit des „Humoriſten" wird ſtets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoriſten-Anleihen" findet nur in jenem Falle Statt, wenn ſich Jemand findet, der dieſe Anleihe realiſirt.

6.

Allgemeine Beſtimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoriſten" bleibt wie ſie war: der „Humoriſt" wechſelt die Farbe nicht, ſie bleibt „echt und roſenroth," eben ſo weit entfernt von dem verdam-

mungswerthen Hochroth der Republik, als von dem Eſelsgrau der Ultra-Conſervativen.

Der Hauptſitz des „Humoriſten" bleibt—ſo lange es möglich iſt—die Stadt Wien, d. h. inſoferne der ſterbliche, kurzſichtige Menſch jetzt mit Gewißheit ſagen kann, wo er morgen oder übermorgen ſitzen wird.

Schluß.

Sollte eine „Reviſion" dieſer dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Conſtitution" nöthig ſein, oder Aenderungen, durch welche derſelbe in ſeinen Rechten geſchmälert wird, ſo ſteht ihm ein ſuspenſives Veto zu.

Europäiſches Cyclorama

oder

Uebelbilder aus der Gegenwart.

1.

Ein „engliſches Meſſer" aus der Oſtſee, im Moment, wo es „abgezogen" erſcheint.

2.

„Sebaſtopol," eine anſehnliche Stadt, wie ſie ein Tartar in der Krim einnimmt, und in Europa von ſich giebt.

3.

Der Berg, an welchem von jeher alle Ochſen ſtehen, in dem Augenblick, wo neue Ochſen kommen, um an ihm zu ſtehen.

4.

Eine „Neutralität" im Coſtüme: Bärenfell, deutſche Leute und ſpecifiſche Troddel.

5.

„Das ſchwarze Meer," aufgenommen von dem fünften Punct und gemalt von der „Neuen preußiſchen Zeitung."

6.

Die Schlacht bei „Mirnix-Dirnix" in Brausepulverdampf gehüllt, mit dem Ausgang auch von zwei Seiten.

„Die Bestürmung der öffentlichen Meinung," ausgeführt von Zeitungen zu Fuß, zu Roß und zu Maulthier; im Hintergrund die „öffentliche Meinung" ganz unkenntlich zugerichtet. Gemalt von einem ausgezeichneten Pinsel.

8.

„Ansicht von der gegenwärtigen Lage," ein „G'waschbild," worin besonders die Aehnlichkeit der „Lage" mit der „Stellung" und die Natürlichkeit des dicken Dunkels zu bewundern sind. Dieses Bild ist von einem Greisler für sein Atelier angekauft.

9.

Der „Fechter von Ravenna" umgeben von seinem römischen Generalstabe, und Thusnelda als „Armgard" in „Tell," wie sie den Fechter vom Pferde schießt.

10.

„Ansicht der vereinigten deutschen Flotte," wenn im Begriff die Welt zu erobern; zeichnet sich durch besondere Farbenmischung aus.

11.

„Die Belagerung von Zwing-Uri," ausgeführt vom Balletcorps der großen Pariser Oper.

12.

„Der deutsche Michel," in dem Augenblicke, wo er sich hinter den Ohren kratzt und mit einem tiefen Seufzer über die Bedeutung des allbekannten Volksliedes: „Was ist des deutschen Vaterland?" nachdenkt.

Zum Schluß:
Ein Nachtlicht-Bild aus der Heimath.
Ein „Cercleſitz" à 2 Thaler zu dem „europäiſchen Concert" auf der „alten Leier!"

Va-banque der Viſite de Reconnaiſſance.

Nie hat die Sitte—wir wollen einmal einen Gebrauch ſo nennen—etwas abgeſchmackteres erfunden, als die

"Visite de reconnaissance!"

Wie überſetzt man das? Ein Erkenntlichkeits-Beſuch? eine Dankabſtattung? ein Wiedererkennungs-Beſuch?

Wenn man kein Eſſer von Profeſſion, kein Trinker von Paſſion, kein Spieler von Herzen, und kein Tänzer von Metier iſt, wozu ſoll man noch eine Visite de reconnaisance machen?

Man wird eingeladen, um Abends zu Mittag zu eſſen. Das koſtet erſt ein Paar Handſchuh, einen Wagen, und—entſetzlicher Gedanke!—wenigſtens vier Stunden Zeit! Vier Stunden Zeit! Was das für ein Capital iſt, das weiß nur der, welcher nichts beſitzt, als die Zeit, und dem deshalb die Zeit nie lang wird, als nur dann, wenn man ſie ihm um's Himmelswillen verkürzen will!

Vier Stunden Zeit! und wie ſind ſie ausgefüllt und wattirt dieſe vier Stunden! Alle Augenblick etwas Anderes für den Magen, und nie etwas Anderes für den Geiſt! Man wechſelt alle Minuten die Teller und alle Stunden einen Gedanken aus! Will man den Mund aufmachen, um Etwas zu reden, ſo nimmt einem der Bediente ſchnell das Etwas zum Eſſen fort. Will man rechts ſein Ohr auf ein Geſpräch neigen, ſo muß man links das Salz hinreichen. Will man links ein trauliches Wörtchen ſprechen, ſo muß man rechts das

Glas anfüllen. Will man gar nichts reden, so frägt die Hausfrau um Neues, um Theater, um Concerte und um alle Hausunterhaltungen, die Statt gehabt haben und haben werden. Will man ja einmal etwas Zusammenhängendes sprechen, so wird man alle Augenblicke von einem „Essen Sie doch!"—„Schenken Sie doch ein!"—„Ich bitte um die Moutardiere!" unterbrochen. Spricht man viel, so kann man nichts essen und gilt für einen Schwätzer, spricht man nichts, so gilt man für einen faden Patron. Wenn's hoch kömmt, hat man das Glück, ein Glas rothen Wein umzustoßen, oder einen Löffel voll rothe Rüben auf das Tischtuch fallen zu lassen, der Nachbarin mit dem Ellenbogen ihre Gabel in die Zunge zu treiben, einen Schluck Wein unrecht in die Kehle zu bekommen, eine Gräte zu schlucken und andere tausend kleine Tafelunfälle zu erleben, die man à la Camera brevi manu abmacht, die aber an großen Tafeln zu den allervertrakteſten Unglücksfällen des Lebens gehören! Hat man endlich drei Stunden gesessen und den Repetir-Magen erprobt, so steht man auf und macht dreißig oder vierzig tiefere oder flachere Verbeugungen, lehnt sich an eine Thürpfoste und verdaut in die Gesellschaft hinein, dann macht man wieder einige Verbeugungen, empfiehlt sich deutsch oder französisch, steckt mehreren Dienern und Fackelträgern die Belohnung für das Amusement in die Hand, und zeichnet sich wie Hamlet in seine Schreibtafel ein:

„Nächsten Sonntag muß ich da eine Visite de reconnaissance machen."

Dafür, daß ich vier Stunden Zeit mich zum Möbel gebrauchen ließ, daß ich dem Wirth und der Wirthin helfen mußte, ihre Gäste zu unterhalten, denn eigentlich werden alle Gäste doch nur wieder für die Gäste gebeten, dafür muß ich einen Besuch machen, um mich zu bedanken!

Und dennoch giebt es Menſchen, deren Lebenslauf nichts iſt, als eine Abwechslung von einer "Visite d'appétit und einer Visite de reconnaissance!"

Aber einen unendlichen Vortheil bringt dieſe Sitte der Visite de reconnaissance: Wenn man ſie nämlich einmal verſäumt, wird man nicht mehr eingeladen! O himmliſche Folge irdiſcher Geſittung!

Ich ſehe aber eine Zeit kommen, wo beſonders Menſchen von Geiſt und Kunſt ſich ſattſam und hoch genug ſchätzen werden, um das Recht ihrer geiſtigen Erſtgeburt nicht um eine Schüſſel Linſen hinzugeben; wo der Austauſchhandel: „Gieb mir Geiſt und Kunſt, und ich gebe dir Pudding und ſteiriſchen Kapaun!" nicht angenommen werden wird; wo Menſchen, die nichts haben, als ihr Talent und ihren Genius, dieſe nicht als Flötenuhren und Spielaufſätze hinſtellen werden unter die Reihe von Faſanen und Trüffeln und anderen Wildpretmarkt-Delicateſſen; dann, dann, ja dann wird das gold'ne Zeitalter kommen, wo man dafür, daß man ſich einladen ließ, eine Visite de reconnaissance bekommen muß und bekommen wird!

Allein, ſo lange es noch Würdenträger des Geiſtes, der Kunſt und des Talentes giebt, die ihren Genius gerne hinaustreiben auf den Naſchmarkt der Soirée; die ihre Göttergabe als Tafelſtückchen und Bänkelſängerei und Schaubrode losleegen und produciren für ein paté de foie und für eine mit Wachs beleuchtete Puppengeſellſchaft, ſo lange dieſe Selbſtentwürdigung noch graſſirt unter den Genius-Begabten, ſo lange wird die "Visite d'appétit" und die "Visite de reconnaissance" ihren lächerlichen Scepter noch ſchwingen. Ich aber rufe aus:

"Va-banque der Visite de reconnaissance!"

Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile,

oder

die Kunſt in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden.

Leben, Liebe und Langeweile ſind die drei Regenten der Welt; die Liebe regiert tyranniſch, das Leben nach einer Conſtitution, und die Langeweile regiert am populärſten. Wenn die Leſer nur die kleine Gewogenheit haben wollten, noch dreiviertel Stunden zu leben, und mir zu Liebe dieſes zu leſen, ſo werden ſie Leben, Liebe und Langeweile auf ein Mal empfinden.

Was iſt das Leben? Das Leben iſt jene unheilbare Krankheit, an welcher noch alle Menſchen geſtorben ſind, und die nur jene überleben, die nicht geboren werden.—Was iſt die Liebe? Die Liebe iſt ein Nichts, aus dem jedes Herz eine Welt macht, ſie iſt ein Nichts, welches Alles iſt, ein Alles, welches Nichts iſt, und jenes Nichts, welches für die Augen gut iſt!—

Was iſt die Langeweile? Die Langeweile iſt der Advokat, der die kürzeſten Geſichter in die Länge zieht; die Langeweile iſt der Einſiedler, der zu jeder Minute der Zeit an eine Ewigkeit erinnert!

Was iſt das Leben? Das Leben iſt jenes Kraut, das für den Tod gewachſen iſt. Was iſt die Liebe? Die Liebe iſt die Ueberſetzung des Ueberirdiſchen in's Irdiſche; früher hat man genau überſetzt, jetzt wird das Ueberirdiſche blos frei bearbeitet, darum fällt bei der jetzigen Liebe und bei den jetzi-

gen Ueberſetzungen das Wort „getreu" hinweg.—Was iſt die Langeweile? Die Langeweile iſt nichts als ein geſellſchaftlicher Beweis unſerer Nächſtenliebe; die Langeweile iſt dasjenige räthſelhafte Geſchäft, das Einer allein viel beſſer machen kann, als viele zuſammen; die Langeweile iſt jenes Ding, worüber kein Menſch etwas zu ſagen weiß, und wobei doch jeder das Maul aufreißt!

Leider hat das Leben zwei entgegengeſetzte Mittel gegen die Langeweile: das Glück und Unglück. Das Unglück hat nie Langeweile: Jammer und Schmerz werden nicht ſchläfrig, und nicht nur der Lachende gähnt nicht, ſondern der Weinende auch nicht. Ein großes Unglück iſt der eindringendſte Zeitvertreib, wer ſeufzt gähnt nicht, und in einem Auge, in welchem Thränen ſtehen, hat die Schläfrigkeit nicht Platz. Leben, Lieben, Langeweile! Sehen Sie, es giebt Egoiſten, die nur ſich ſelber leben, es giebt Egoiſten, die ſich ſelber lieben, aber haben Sie ſchon Egoiſten geſehen, die nur ſich ſelber Langeweile machen? Das Leben iſt nur deshalb ſo kurz, damit die Liebe leichter Treue bis in den Tod ſchwören kann.

Die Menſchen erziehen ihre Kinder, indem ſie hauptſächlich auf Lebensart ſehen, Niemand lernt ſeinen Kindern Liebesart; und doch iſt die Art, wie man liebt, wichtiger, als die Art, wie man lebt, denn verliebt kann der Menſch mehrmal im Leben ſein, aber wenn er einmal verlebt iſt, dann iſt es aus. Das iſt das Unglück bei unſern Männern, daß ſie verliebt, verlebt und verlobt auf einmal ſind!—

Die Langeweile iſt älter als die Liebe. Als Adam allein im Paradieſe war, ohne Frau, kannte er die Liebe nicht, er bekam Langeweile und ſchlief ein. Der Schlaf aus Langeweile iſt ungeſund, das hat Adam auch empfunden; während ſeines Schlafes entſtand ſeine Frau, und da er erwachte, war er verheirathet.

Bei dieſer Gelegenheit können wir dem Schöpfer nicht genug dafür danken, daß er es in ſeiner höchſten Güte und Weisheit ſo eingerichtet hat, daß die Frau aus der Rippe des Mannes erſchaffen wurde. Stellen Sie ſich vor, meine freundlichen Leſer, was wir von den Frauen zu leiden hätten, wenn wir Männer aus ihren Rippen geſchaffen worden wären. Unſer ganzes Leben wäre ein einziger Rippenſtoß!

Man hat Bücher geſchrieben über die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, wer erfindet aber die Kunſt, das menſchliche Lieben zu verlängern? Man kann ſich ſein Leben verſichern laſſen, wer verſichert uns aber unſer Lieben? Im Gegentheil, die Lebensverſicherungen ſind gerade das Gegentheil von den Feuerverſicherungen, es giebt Leute, welche wähnen, es habe nie ſo viel Feuer gegeben, als ſeitdem die Feuerverſicherungen aufgekommen, und es habe nie weniger Liebe gegeben, als ſeitdem die Lebensverſicherungen nöthig ſind!

Das Leben iſt ein fliegender Sommer mit Sonnenſchein und Donnerſchlägen und Hundstagen, mit Saat und Ernte, mit Blüthe, Frucht und Verweſung; die Liebe iſt ein fliegender Frühling voll Morgenröthe und Lerchenklänge und Blumendüfte; aber unſeren jetzigen Männern iſt die Liebe kein fliegender Frühling, ſondern der alte Weiber-Sommer, der über die herrliche Flur zieht. Die Langeweile iſt der ziehende Winter, der uns die kürzeſten Sommerabende zu den längſten Winternächten macht. Gegen die Langeweile, gegen die Ratten und gegen böſe Frauen giebt es viele gute Mittel, die nichts helfen. Man geht in Geſellſchaft, um ſich nicht zu langweilen, das geſchieht auch, man langweilt *ſich* nicht, ſondern den *Andern*. Es iſt ein Picknick von Langeweile, jeder bringt ſeine Schüſſel Langeweile mit, und ſie wird ſodann durch einander verzehrt. Eine gute Geſellſchaft muß

wie ein gutes Fernrohr zusammengesetzt sein aus flachen und aus erhabenen Gläsern, die meisten jetzigen Gesellschaften sind blos aus vollen Gläsern zusammengesetzt. All unser bonton und bonsens beschränkt sich auf bon jour! Seitdem die Langeweile sich verheirathet hat an den Jour-fix, wird man sich bald nicht anders grüßen als: bon jour fix! Die Jour-fix heißen deshalb Jour-fix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig ist! Unsere Abende sind à Jour-fix gefaßt. Die Langeweile ist auch ernster und klüger geworden, sie will etwas Fixes haben. Es ist jetzt in vielen deutschen Hauptstädten Sitte geworden, blos „Männer-Jour-fix" zu haben, weil sie von Kopf bis zu Fuß in ihrem Elemente sind, d. h. vom Pfeifenkopf bis zum Pferdefuß. Gewöhnlich sind unter den Menschen die leersten Köpfe, die vollsten—von sich selbst, in einem solchen Jour-fix haben nun viele Mitglieder zwei volle Köpfe, und wo so viele heiße Köpfe sind, da sollen auch keine Frauenzimmer sein. Wenn das Kopfgeld noch existirte, und man müßte von Pfeifenköpfen auch bezahlen, da wären die Herren übel d'ran.

Kopfgeld! welche Zusammensetzung! wer Kopf hat, hat selten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: „mein Kopf thut mir weh," kein Mensch sagt: „mein Geld thut mir weh!" und doch thut manchem Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles ist verkehrt: Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, sind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf theilen Geldstücke aus, und Leute von Geld theilen Kopfstücke aus. Es giebt Geldhändlerhäuser, wo man für viel kleines Geld großes Geld bekommt, aber es giebt nirgends einen

Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Mensch schämt sich zu sagen: „ich habe gerade kein Geld bei mir," aber Niemand sagt: „ich habe gerade keinen Kopf bei mir." Baarkopf ist in Gesellschaft guter Ton, aber Baargeld ist der beste Ton.

Außer diesem besten Ton giebt es jetzt keinen Ton. Der Ton in unsern Jour-fix ist eigentlich ein Bariton; er hat keine eigentliche Höhe und keine eigentliche Tiefe. Das Bestreben unserer Männer, sich von der weiblichen Gesellschaft zu befreien, zeugt von ihrer Geistesrohheit und Sinnes-Niedrigkeit. Sie finden sich in Frauengesellschaft deshalb so ungemein genirt, weil sie ohne Frauengesellschaft ungenirt gemein sind. Mit den Frauen entflieht die Grazie aus dem Zirkel, und ohne Grazie kann man lustig sein, aber nicht fröhlich; laut, aber nicht angeregt; klug aber nicht geistreich; in Gesellschaft, aber nicht gesellig.

Die Geselligkeit ist wie das Leben; im menschlichen Leben ist der Mann blos der Zähler, das Weib ist der Nenner. Ohne Frauen wäre das Leben auch ein Jour-fix, ein Nachtstück voll Rauch; durch die Frauen wird es zu einem Blumenstück, wo jede Härte zur Rose und jeder Dorn zur Knospe wird. Im Buche des Lebens sind die Männer blos in der Rechtschreibung zuvor, in der Rechtlesung sind die Frauen Meisterinnen; sie verstehen seine Hieroglyphen zu enthüllen, und in ihrem zarten Gemüthe liegt der Schlüssel zu den eleusinischen Geheimnissen des Lebens, zur Liebe. Die Männer sind die Früchte am Baum des Lebens, die Frauen sind die Blüthen; Früchte müssen anderes Wetter haben und Blüthen auch; darum hat das Schicksal für die Männer seine Stürme und Donnerschläge, aber für die Frauen seinen Morgenthau und seine Abendlüfte, seine Maifrische und seine Mittagsweste. Darum giebt es, wo sich die Männer mit Frauen

vermählen, zweierlei Wetter: auf der einen Seite Trockenheit, auf der andern Seite Donner und Blitz, und es ist nur ein Glück, daß es selten einschlägt.

Die Liebe kam erst zu den Männern und jeder kleidete sie in seine Hauslivrée, als Vaterliebe, als Kindesliebe, als Bruderliebe, als Freundesliebe, als Unterthanenliebe, als Menschenliebe; aber der Liebe war diese Livrée zu enge, da kam das Weib mit einem gebrochenen Herzen, mit einem nassen Auge und mit einer sehnenden Seele, und über die in lieblicher Geschämigkeit entbrannte Lippe floß das geschmolzene Gold: ich liebe! und die Liebe wurde erlöset von ihrer Gefangenschaft, und floh von einem Pole zum andern, und goß ihre Seligkeit aus über das menschliche Geschlecht, und machte das Herz des Weibes männlicher und das Herz des Mannes weiblicher! Mit dem Leben der Liebe begann die Liebe zum Leben!

Leben und Liebe! Wen man so recht liebt, den nennt man: mein Leben! Ein zärtlicher Ehemann sagte einmal zu seiner Frau: „Du bist mein einzig Leben, aber mein Leben ist mir zur Last!" Das Leben an und für sich hat keinen In- und Anwerth; es ist blos unschätzbar als pretium affectionis der Liebe! Früher hat man länger gelebt, länger geliebt und kürzere Langeweile gehabt; jetzt lebt man kürzer, man liebt kürzer und hat längere Langeweile. Als die Leute noch 900 und 1000 Jahre alt wurden, da liebten sie sich zwei bis dritthalb hundert Jahre! Das scheint uns kaum glaublich. Es ist Schade, daß das nicht mehr ist; welch' eine schöne Zeit wäre das für die Romanenschriftstellerei gewesen. Bei unserm Leben müssen sich die Heldinnen dieser Romane im dritten Band heirathen, oder die Verfasserin muß sich selbst ermorden; aber wenn die „Gabriele" und die „Tante" der Frau von Schoppenhauer eine zweihundertjäh-

rige Liebschaft gehabt hätten, hätten sie zu einigen hundert Bänden anwachsen können, und die lange Weile wäre eben so lange, als ihre Liebe und Leben gewesen.

Unsere jetzigen Mädchen, wenn wir auch noch so gut mit ihrer Liebe fahren, so haben sie auf der Liebesfahrt doch wie ein vorsichtiger Fuhrmann ein fünftes Rad, noch eine andere Liebe, aufgeschnallt, für den Fall, daß etwas brechen sollte. Die Liebe ist bei ihnen ein Rausch, sie sehen gern doppelt; wenn sie auch einen schon im Herzen haben, haben sie doch noch einen im Auge, und nicht selten liegt ihnen ein dritter im Magen. Sie lieben für ihr ganzes Leben, allein sie führen alle Augenblicke ein anderes Leben. Sie schwören ihm Treue bis zum Tod, und weiter als bis zum Tod geht ihr Schwur nicht. Die Mädchen fordern Liebe, die Frauen fordern mehr den Schein der Liebe, die Männer fordern jetzt weder Liebe noch Schein der Liebe, sondern blos die lieben Schein', dieser Schein trügt nicht. Wenn man daher meint, unsere Männer heirathen blos nach dem Schein, so ist das blos schein-baar gemeint. Die Mädchen sind übler daran wie die Knaben; ein Knabe läuft oft schon im dritten Jahr, während ein Mädchen oft im vierzigsten noch sitzt. Ueberhaupt sind die Mädchen in allen Situationen leicht zu necken. Sitzen sie, so sagt man, es hat sie einer sitzen lassen; gehen sie, so heißt es, der hat sie gehen lassen; laufen sie, so heißt es, jemand hat sie laufen lassen; fahren sie, so heißt es, jemand hat sie fahren lassen. Unsere Männer wieder betreiben blos ihre Geschäfte so mit Liebe, daß sie die Liebe als ein Geschäft betreiben, und ich wundere mich, daß man noch nicht auf Actien liebt.

Die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt. Die jetzige Liebe trägt wohl

auch eine Fackel, aber nicht, um dem geliebten Gegenstand ins Angesicht, sondern um ihm in die Tasche zu schauen. Früher wurden Liebe und Ehe in einer heimlichen Laube beschlossen, jetzt in öffentlichen Blättern. Ich habe einmal mich selbst folgendermaßen als Heiraths-Candidat in die Zeitung gesetzt.

Heirathsantrag.

„Ein Gutsbesitzer in Wien, d. h. ein Mann, der das Gut besitzt noch ledig zu sein, sucht eine Frau, um die Ruhe seiner Tage zu beschließen. Er ist nicht mehr so jung, um noch am Podagra zu leiden; er ist auch nicht so alt, um die Gurli zu spielen. Er ist weder so schön, um außerordentlich dumm sein zu können, noch ist er so häßlich, um nicht zu der schönen Welt gehören zu können. Von Character ist er nicht so boshaft, um seiner Frau kein schönes Stubenmädchen zu erlauben, noch ist er so gut, um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskost bei sich zu sehen, denn bei einer solchen Hausmannskost kostet der Mann nicht blos das Haus, sondern es kostet dem Haus auch seinen Mann. Dieser ledige Mann also, zwischen 16 und 62 Jahren, sucht eine Frau; der redliche Finder wird bestraft. Er sieht nicht sowohl auf Glücksgüter, als auf baar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant ist, so darf sie sonst noch so viel Schmuck besitzen als sie will. Wenn sie schön ist, so macht er sich nichts daraus, wenn sie auch jung und reizend ist, wenn sie nur sanfte Augen, ein frommes Gemüth und auserlesene Bildung hat, so verzichtet er gerne auf sonstige Leberflecke und Sommersprossen. Ist sie fröhlich und munter, so schadet es auch nichts, wenn sie schlank und schön gebaut ist; und wenn sie nur häuslich und sparsam sein kann, so macht er sich nichts daraus, wenn sie ihm ein Haus auf dem Graben mitbringt. Personen, welche schweigen können,

belieben sich an ihn zu wenden; er ist zu treffen auf dem Kreuzwege zwischen Junggesellenstand und Ehe, wo sich die Straßen theilen und die eine weit abführt ꝛc. ꝛc. ꝛc.“

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, so wird jetzt im Leben und in der Liebe alles profanirt, alles mit Frivolität betrieben. Man betreibt sie ordentlich professionsmäßig. Was sind unsere Gesellschaften anders, als daß man zusammenkommt und Langeweile zupft; aus einem großen Stück Langeweil-Leinwand zupft man Charpie-Langeweile, um sie in die klaffende Wunde der Zeit zu legen. Seitdem das Conversations-Lexicon erschienen ist, hat sich alle Conversation in das Lexicon hineingezogen. Zu sprechen versteht man gar nicht, man kann nur schweigen oder plaudern. Die Frauen spielen oder tanzen, das sind die Vacanzen der Zungen: die jetzigen Männer können auch schon deshalb nicht sprechen, weil sie stets geräucherte Zungen im Munde haben. Noch ein eigenes Unglück in unsern Gesellschaften sind die bestellten Wecker, welche die Gesellschaft aufwecken müssen, die sogenannten „guten Gesellschafter.“ Die Aufsatz-Menschen, die man so in eine Gesellschaft hinstellt und ihre Stückchen abspielen läßt. Es ist schon ein großes Unglück, um die witzigen Köpfe; aber das schrecklichste der Schrecken das sind die witzigen Tröpfe! Die Cholera- und der Witz-Morbus sind gräßliche Dinge! Das sind die Zeichen der Zeit; früher haben nur die Reichen viel verschwendet und nur die Geistreichen waren witzig, jetzt verschwenden alle armen Schlucker, und jeder dumme Kerl ist witzig und humoristisch. Früher, wenn einer zu gar nichts getaugt hat, ging er als Statist zum Theater; jetzt, wenn ein dummer Kerl zu gar nichts mehr taugt, geht er unter die Humoristen.

Seit der neuen Einrichtung mit der Post ist es vor Witz gar nicht mehr zum aushalten, die Comptoiristen gehen so

früh von der Schreibstube! Es ist mit dem Witz wie mit Geld: wer viel besitzt, giebt gerade so viel aus, als er nöthig hat; wer gar keines hat, der klappert mit dem Büchsen, das er sich ausgeliehen hat. Jene Humoristen sind nur manchmal witzig aus Bosheit; das ist nichts, man muß nur zuweilen boshaft sein aus Witz. Das Leben ist eine Olive, man muß es mit der scharfen Presse angreifen, wenn es uns sein mildes Oel geben soll. Die Menschen begreifen gar nicht, wie sehr gut man sein muß, um recht boshaft sein zu können! Nur der brennende, sengende Frost-Reif füllt und zeitigt die süße Beere. Die Menschen kennen nur die Contraste des Lebens und der Liebe zu wenig. Die Menschen kennen höchstens die Manieren des Lebens und der Liebe, sie leben und lieben nach der holländischen Schule, oder nach der niederländischen, nach der italienischen oder deutschen; sie kennen das Colorit des Lebens und der Liebe, aber nicht ihre Zeichnung. Die Gegensätze sind es, aus denen die zwei Shakespeare'schen Stücke: „Leben und Liebe," hervorgehen. Nur in dem Feuer eines heiligen Zürnens läutert sich das Herz zur goldenen Lebensreinheit; nur in dem Gießbach des Hasses wäscht sich das Goldkorn der Liebe von allen Schlacken frei; nur durch dieses Feuer und Wasser geht in der „Zauberflöte" des Daseins der Tamino-Mensch in das geläuterte Liebeleben ein. So giebt die Nähe des Grabes dem Leben etwas Heiligeres, der Liebe etwas Himmlischeres. Der Mensch soll die Sonne nicht über seinen Zorn niedergehen lassen, geschweige denn sein Leben. Aber gerade aus dem Zornfeuer entwickelt sich der Salamander: Versöhnung, und Versöhnung ist süßer als das Leben, ist süßer als die Liebe.

Das liebende Mädchen verhüllt ihren Unwillen halb in Wehmuth und halb in Schweigen; der Mann verhüllt ihn halb in Zorn, halb in Bitterkeit und halb in Witz. Das

Leben iſt wie ein Mann: wenn es mit uns zürnt, ſagt es uns dieſelbe Härte und dieſelbe Bitterkeit zwei, drei Mal hintereinander! Die Liebe hingegen iſt wie ein Mädchen: wenn ſie mit uns zürnt, ſpricht ſie blos durch das ſchweigende Zerpflücken einer Roſe, durch eine Thräne, die ſich im Winkel des Auges ſchamhaft verſteckt. Wie im Leben die Blumen ſtärker duften und die Glocken heller tönen, wenn ein Ungewitter über ihnen ſteht, ſo erſchließen ſich in der Liebe alle Kelche der Empfindung und die Blumenglocken ihrer Seele tönen reiner und inniger, wenn die Gewitterluft des Schickſals ihren Himmel umdüſtert. In einem unterſcheidet ſich das Leben von der Liebe: bei dem Unglück im Leben ſetzt man gerne die Schuld ſeiner Mitmenſchen voraus, das Unglück in der Liebe hingegen ſetzt nur ſeine eigene Schuld voraus.

Man ſieht, daß Leben, Liebe und Langeweile eigentlich Humoriſten ſind; ſie beſtehen in Gegenſätzen, im Vergleiche des Höchſten mit dem Gewöhnlichen. So nennt der Humor die Liebe auf der einen Seite die Verſöhnerin des Geſchaffenen mit dem Schöpfer, und auf der andern Seite wieder nennt er ſie das Langepuffſpiel zweier enuyanten Seelen. Eben ſo nennt er das Leben den langen Tag, deſſen zwei Enden ſich in ein überirdiſches Morgenroth und Abendroth hüllen, und auf der andern Seite nennt er das Leben eine lange Wurſt, an deſſen beiden Enden es einen Faden hat. Ich habe letzthin das menſchliche Leben und die Menſchen mit Würſten verglichen. Menſchen und Würſte ſcheinen dazu geſchaffen zu ſein, daß man ihnen die Haut über die Ohren herabziehe. Die Reichen das ſind die Fettwürſte, die Gelehrten und Schriftſteller das ſind die Brod- und Semmel-Würſte, und alle übrigen, der große Haufen, das ſind die Kreuzer-Würſtel. Es giebt trockene Menſchen und trockene Würſtel, Menſchen mit Kren und Würſtel mit Kren. Die

Menſchen wie die Würſtel findet man faſt immer Paarweiſe. Bei ſo einem Menſchenpaar iſt es leicht zu errathen, wer Mann oder Frau iſt; aber wie wollen Sie bei einem Würſtelpaar herausbringen, welches der Mann und welches die Frau iſt? Nichts leichter als das, wer beim Aufbrechen am meiſten ſchreit, das iſt die Frau. Leider haben ſo ein Paar Würſtel mehr Anhänglichkeit an einander, als ſo ein Paar Menſchen; das Band, welches zwei Würſtel an einander knüpft, trennt nur ihr beiderſeitiges Ende. Bei den meiſten Würſteln und bei den wenigſten Menſchen weiß man, was in ihnen ſteckt. Die Würſtel kann man aufbrechen und in ſie hineinſehen, wer aber einen Menſchen aufmachte, um in ſein Inneres hineinzuſehen, würde keinen Menſchen mehr aufbrechen! Was iſt aber das beſte an ſchlechten Menſchen und an ſchlechten Würſten? daß ſie doch ein Mal ein Ende nehmen; dieſes Gute iſt auch an dieſem Aufſatze. Ich habe Ihnen über Leben, Liebe und Langeweile geſprochen, und ich darf mir ſchmeicheln, daß Sie ſo lange Sie leben an die Langeweile denken werden, die Sie mir zu Liebe erlitten haben.

Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein,
Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein!

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieſes Sprichwort ein bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein, ſollen ſtets aufgeräumt ſein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer ſieht den Mädchen in's Herz hinein? Kaum einmal durch's Schlüſſelloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber, beim Himmel, es iſt wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein,

in ihren Schrank, in ihren Schreibtisch hineinschauen und ich will euch auf ein Haar sagen, wie es in seinem Herzen aussieht!

Aufgeräumt! das ist ein schönes Wort! Gut aufgeräumt! was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im im Zimmer am rechten Orte steht, wenn nichts herum steht, nichts schief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen ist, nichts zu leer ist, dann ist die Stube aufgeräumt! Eben so ist es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Orte steht, nichts schief und nichts verschoben ist, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da ist, dann ist das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tageskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Gallasachen nicht zwischen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsstaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren bestimmten Platz haben und nicht verwirrt durcheinander geworfen sind; wenn man auch im Finstern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohlgeordnet liegt; wenn man alle Abend hübsch wieder nachsieht, ob Alles in Ordnung ist, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung finde, dann ist der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchen-Herzen die fleißigen Tagesgedanken nicht schon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemischt sind; wenn jedes Band seinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen selbst ist; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens,

der züchtigen Jungfräulichkeit, der stillen Bescheidenheit, in freundlicher Ordnung blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen soll, von allen den spielenden Pflichten und tausenderlei sinnigen, kostbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn so ein Mädchenherz auch in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Instinkt, aus natürlicher Sittsamkeit und Tugend alles zu finden weiß, was einem Mädchen-Herzen noth thut, dann ist das Mädchenherz aufgeräumt!

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; eine Stube, wenn sie Morgens die Fenster aufmacht; ein Schrein, wenn Morgens seine Thüre aufgemacht wird, müssen sogleich auf- und zusammen-geräumt sein und werden, sonst sind Mädchen, Stube und Schrein nicht sonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß sein wie eine Rose, die gleich beim ersten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der sich bis Mittag in der alten Haut schlammig wälzt und sich erst gegen Mittag häutet. Ein Mädchen soll sein wie eine Frühlerche, sie muß gleich Morgens singend und heiter sich zum Himmel erheben im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter sich niedersenken in die grünen Aehren der vollen Tagessaat.

Ein Mädchen soll sein wie das muntere Vöglein; beim Erwachen soll sie mit den lustigen, unschuldigen Aeuglein erst heiter in die Höhe schauen, im Wasser sich waschen und das Haupt schlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in seinem Häuschen von einer Pflichtsprosse auf die andere hüpfen, und stets freundlich und munter schauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen sich anzieht, desto seltener zieht sie Andere an.

Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachläſſige Broſchüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erſcheinen, verlöſcht den Eindruck ganz, den ihr Prachteinband des Nachmittags und des Abends machen kann!

Der feurigſte Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube ſeiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kaſten, und das Nachtkleid hängt über dem Armſeſſel, und die Kämme liegen auf dem Leſetiſch, und die Handſchuh von geſtern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke ſtehen die Fächer halb offen, als ob ſie im Schlafe gähnten und von gar nichts iſt der Staub abgekehrt, als vom—Spiegel, wahrhaftig, er denkt ſich: So wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen ausſehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbſtbeſchauung nicht; vielleicht iſt auch da nichts recht verſchloſſen und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn, wahrlich Mädchenherz, Mädchenſtube und Mädchenſchrein ſtehen im magnetiſchen Rapport miteinander!

Ein Mädchen ſoll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitig ſchauen laſſen, noch weniger ſoll ſie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten laſſen, bevor ſie beide gut aufgeräumt hat, und ſie weiß, daß ſie den Gaſt mit Anſtand empfangen kann; am allerwenigſten aber ſoll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemanden ſagen: „Nehmen Sie Platz!“ ohne zu wiſſen, welchen Platz er in der moraliſchen Welt einnimmt, ob er würdig ſein dürfte, Platz-Commandant zu werden. In einem Mädchen-Herzen und in

einer Mädchen-Stube ſoll aber auch nur Platz ſein für Zweie, und es ſoll Niemand hineintreten als der, welcher den Schlüſſel zu Beiden empfing aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenſtube ſollen nicht auf die Straßenſeite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenſter, und Fenſter, die auf die Straße gehen, ſind die Augengläſer des Böſen! Ein Mädchenherz und eine Mädchenſtube müſſen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenſtern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne hereinzulaſſen, aber nicht um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenſtäubchen tanzen!

Ein Mädchen-Herz und ein Mädchen-Schrein müſſen ſtets gleich verſchloſſen ſein, ſtets gleich in allen nöthigen Fächern wohlverſehen, ſtets gleich rein und blank! Ja, ja, es iſt wahr:

„Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein,
Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein!"

Das Räthſel und die Löſung.

Ein Bruchſtück aus meinem Reiſebüchlein.

„Theuerſte Amalie!" rief ich ſchmelzend aus und drückte dem Kellner im „Kronprinzen von Preußen" zu Halle zärtlich die Hand. „Theuerſte Amalie!" ſeufzte ich noch einmal und drückte ſeine Hand immer feſter; da brach ein ſchallendes Gelächter aus, ich kam zu mir. Ich ſtand in Reiſekleidern in der Gaſtſtube, luſtige Studenten ſaßen am Tiſche, der Kellner brachte mir die Rechnung; ich aber dachte an das Wiederſehen Amaliens, und anſtatt dem Kellner acht Tha-

ler und sechzehn Groschen zu bezahlen, glaube ich Amalien zu sehen und rufe aus: „Theure Amalia!“ Der Kellner, dem meine theure Amalia wahrscheinlich für acht Thaler und sechzehn Groschen zu theuer war, lachte, die Studenten lachten; ich kam zu mir, bezahlte—hier lachte ich nicht—und stieg in den Eilwagen. Bevor ich in einen Eilwagen steige, mache ich immer mein Testament; denn man kann auf einem Eilwagen an verschiedenen chronischen Eilwagen-Uebeln sterben, als da sind: Weinreisende, Anecdotenerzähler, Schnarcher, alte Weiber mit Husten, junge Laffen mit Zoten, Dickbäuche mit Schweißgeruch, Ewigsprecher u.s.w.

Um auf einem Eilwagen sich wohl zu befinden, muß man entweder ein Satyriker, ein dummer Kerl oder ein Verliebter sein. Da ich, Gottlob, seitdem ich denken kann, immer wenigstens zwei dieser Eigenschaften besaß, so befinde ich mich so ziemlich wohl. Manchmal bin ich dumm und verliebt, ein andermal dumm und satyrisch, und das dritte Mal satyrisch und verliebt. Mit dem Verliebtsein ist es ganz eigen. Die gescheidten Menschen werden dumm, wenn sie verliebt sind. Aber auch nur die ganz dummen oder die ganz gescheidten Menschen sind im Stande, sich zu verlieben. Die Menschen alle zwischen grundgescheidt und stockdumm, mit ihrem alltäglichen nußbraunen Hausmannsverstand, die trockenen Brod- und Semmel-Wissenschaften, die verlieben sich nicht, auch die Haus-, Grund- und Goldbesitzer nicht; blos die freien Künste sind im Stande, sich zu verlieben, als da sind: Maler, Musiker, Dichter, Schauspieler, Ladendiener, Müssiggänger, mediatisirte Redacteurs und sonst noch Alle, die kein Geld haben.

Bei dem weiblichen Geschlechte ist es umgekehrt. Da empfinden blos die Brod- und Semmelgelehrten heftig; das sind die Klassiker der Liebe; die Romantiker hingegen, die Künstlerinnen, die ganz reichen und die ganz ar-

men Mädchen, und dann die poſitiven Wittwen, die verlieben ſich nie. Wenn daher ein Freund zu mir kommt und mir ſagt: „Ach, ich bin verliebt!“ ſo frage ich ihn ſogleich: „Iſt's eine klaſſiſche, ſo biſt du auf jeden Fall glücklich; entweder ſie erblickt oder erhört dich auf ein Mal, oder ſie ſagt: „Scheren Sie ſich zum Teufel,“ und du biſt noch glücklicher. In einem ſolchen „Scheren Sie ſich zum Teufel“ iſt Klarheit, klaſſiſche Kürze und Bündigkeit; du weißt wenigſtens, woran du biſt, oder vielmehr woran du nicht biſt! Iſt es aber eine „romantiſche,“ eine ſogenannte ſpeculative, ſo weiß ich dir keinen liebevolleren Rath zu ertheilen, als dich todtzuſchießen. Denn entweder du ſeufzeſt ein Jahr, wirſt nicht erhört und ſchießeſt dich dann todt, und in dieſem Falle iſt's doch beſſer, du ſchießeſt dich gleich todt, ſo erſparſt du ein Jahr lang viel Geld auszugeben, und was man thun will, muß man ſogleich thun; oder aber du ſeufzeſt ein Jahr lang und ſie erhört dich, dann biſt du zwar nicht erſchoſſen, aber lebendig begraben. Denn eine ſolche Speculative liebt dich nicht mit ihrem Herzen, o nein, ſie liebt dich mit ihrem Vater, mit ihrer Mutter, mit ihrem Onkel, mit ihrer Tante, mit ihrem Großonkel, mit ihrem Urgroßonkel mütterlicherſeits u.ſ.w. Alle dieſe müſſen dich erſt lieben, d. h. dich, dein Geld, deine Umſtände und deine Verhältniſſe. Der Vater, die Mutter, die Baſe, die Tante u.ſ.w. müſſen noch dich und dein Geld und deine Verhältniſſe und deine Umſtände mit allen andern etwa zu hoffenden Liebhabern, mit ihrem Geld, und ihren Verhältniſſen, und ihren Umſtänden vergleichen und prüfen und wägen, und wenn du, d. h. dein Geld, deine Verhältniſſe und deine Umſtände als beſſer befunden werden, ſo ſagt Vater, Mutter, Tante, Baſe und die ganze ellenlange Sippſchaft zu deiner Angebeteten: „Weißt du was, du kannſt ihn unſertwegen ſchon lieben!“ Darauf fällt dir ihr Herz wie

eine aufgeplatzte Eichel in die Arme und sie ruft: „O! wie lieb' ich Sie!"—Siehst du, mein Freund! so lieben die Romantischen!"—Jedoch, ich komme von meinem Wege und von meinem Eilwagen ganz ab.

Wie gesagt, da ich das ganze Jahr hindurch stets verliebt bin—mit Ausnahme des 24. Decembers, an welchem Tage ich aus Liebe bald geheirathet hätte und deshalb diesen Tag für einen unglückseligen für die Liebe halte—so betrat ich ziemlich getrost meinen Eilwagen, in welchem ich folgende Gesellschaft fand, die den redlichen Finder nur zum Theil belohnte. „Nummer fünf!" schrie der Conducteur und schob mich wie eine eingelegte Arie zwischen zwei Wesen in den Fond des Wagens hinein. Wie ich denn immer mein Gespräch mit einem schlagenden Witz beginne, so sagte ich auch hier zugleich, als ich einstieg: „Guten Tag!" und schwieg. Ich wollte mich erst mit meinen Blicken einwohnen und die Mitbewohner meiner Geduldsarche physiognomisch studiren. Rechts neben mir saß ein Mann mit einem von jenen Gesichtern, welches begreifen läßt, daß—wenn es in der Schöpfungsgeschichte heißt: „Und er blies in seine Nase lebendigen Geist," dieser Mann weder Geist, ja kaum Odem haben könnte; denn er hatte eine Nase, so schmal und dünn wie die Butter auf einer Berliner Butterstolle, und diese Nase machte die Grenze der zwei vollen, mit einem Archipelagus von Warzeninseln überstäeten Wangen, so unbestimmt und schwankend aus, als ob sie erst von einer Conferenz mehrerer Dorfgemeinden dazu bestimmt werden sollte. Ueber den zwei grauen stechenden Augen standen die buschigen Augenbraunen wie zwei großmächtige Parapluis, und unter dem schmalen Dinge, welches sagen sollte: „Auch ich bin eine Nase," lief querüber ein Mund, ähnlich jenen Erdrissen, die durch heftige Erdbeben zu entstehen pflegen. Die übrige Gestalt dieses

Mannes war ganz kurz, eine wahre spartische Epistel, Kopf und Ende nahe beisammen, so daß er als Karpfen ein ausgezeichneter Karpfen gewesen wäre, als Mensch aber selbst für ein Handbillet der Schöpfung zu gedrängt war.—Noch hatte dieses Wesen nicht gesprochen und ich wußte also nicht, ob es ein satyrisches oder ein griechisch naives Epigramm der schaffenden Natur war. Allein, wie ward mir zu Muthe, als dieser Taschenmensch zu reden anfing, seinen Kopf hinausbeugte und das Mädchen an meiner linken Seite fragte: „Nun, Putchen, wie ist dich?" Nun weiß ich nicht, was ich dem Leser zuerst schildern soll, das Mädchen, oder die Stimme meines menschlichen Karpfens, oder was eigentlich „Putchen" bedeuten soll. Putchen ist das Diminutiv von Pute, Pute ist das Femininum von Puter, Puter ein „kollerischer Puter," das weiß Jedermann, der Voßens „Louise" gelesen hat, ist ein indianisches Huhn. Für Jemand aber, der Voßens „Louise" nicht gelesen hat, giebt es keine Schriftsteller und keine indianischen Hühner. Wenn aber ein Berliner, d. h. ein Mann aus der Stadt, in welcher Geist und Sand in allen Straßen eben so vollauf als trocken zu finden ist, wenn ein solcher Mann zu einem weiblichen Wesen sagt: „Putchen," so ist das so viel, als wenn ein anderer unsandiger Deutscher sagt: „Mein Engel!" oder ein Franzose: "ma mie!" oder ein Italiener: "carra anima!" oder ein Engländer: "My sweet heart!" u.s.w. Wenn der Berliner sagt: „Putchen," so fällt gleich darauf seine Liebkosungsfähigkeit in Ohnmacht, denn sie hat sich erschöpft; und ein Berliner, der zu einem Frauenzimmer sagt: „Putchen!" das kann nur ihr Vater, ihr Liebhaber, oder ihr Theaterdirector sein. Die Stimme aber, die jetzt an meiner rechten Seite dieses „Putchen" an meine linke Seite spedirte, konnte keine andere als die eines Vaters sein. Diese

Stimme an und für ſich ſelbſt, wenn ſie ohne den, der ſie ausſtieß, durch die Welt gezogen wäre, hätte unſern Naturforſchern viel zu ſchaffen gemacht; ob ſie eine begeiſterte Froſchſtimme, oder eine in Ruheſtand verſetzte Dreſch-Walzen-Stimme, oder eine bedeutende Collecte von mitleidigen Raben-Stimmen iſt. Das Mädchen aber, lieber Leſer! das Mädchen! Sieh, lieber Leſer, ich könnte dir jetzt die Beſchreibung und den Mund recht wäſſerig machen, ich könnte deine Phantaſie ſo aufſtacheln, daß ihr die Haare, Federn oder Borſten zu Berge ſtänden—denn ich weiß eigentlich nicht, welch' eine Gattung Thier deine Phantaſie iſt—aber nein, ich will es barmherzig machen. Es war ein Mädchen, zu dem ich auf den erſten Anblick getroſt hätte ſagen können: „Liebe mich, heirathe mich und verzichte auf das Glück deines Lebens!"—Ein Geſicht, mit einer Milde und Seelenhaftigkeit, wie ſie nur in der altdeutſchen Lebens- und Malerſchule zu finden waren. Wenn man jene Bilder und die unſerer Maler anſchaut, ſo weiß man nicht, iſt die Gemüthswelt, oder die Gemüthskunſt, oder wohl beides verloren gegangen! Aus jenen weiblichen Köpfen ſpricht die Seele, die ganze hohe Kindlichkeit des Stilllebens der Unſchuld, die ſüße Einfalt des Herzens uns an; wir ſtehen gerührt vor dieſen wunderſamen Geſtalten! Aber unſere jetzigen Maler malen keine Herzen, ſie malen Geſichter, ſie verſchönern ſie, d. h. ſie verweltlichen ſie, ſie idealiſiren ſie für die Erde, nicht für den Himmel. Das Geſicht ſpricht, ja wohl, es ſpricht! es ſpricht franzöſiſch, engliſch, italieniſch, aber es ſpricht nicht zum Herzen: es iſt nicht die Seele, die ſpricht.—Hier aber ſaß ich neben einem Weſen, das ſchön und fromm und altdeutſch ausſah! Die hellen Locken fielen in reicher Fülle auf die edelgeformte Schulter herab. In ihren tiefblauen Augen lag ihr Lebenshimmel

und der einer Herzensunschuld. Die vom zartesten Jugendroth angeglühten Wangen hatten gewiß noch nie das Erröthen der Schuld beherbergt; der klein geschlossene Mund, vom edelsten Karmine gefärbt, öffnete sich nur lächelnd, um zwei Kinngrübchen zu entwickeln, in denen die Grazien ihr Hauptquartier hatten. Sie umschloß ein züchtiges Gewand, das oben unterm Kinn zusammengebunden war. Noch hatte sie nicht gesprochen, wie begierig war ich daher, ihre Antwort auf das: „Nun, Putchen, wie ist dich?" zu hören.

„Mir ist wohl, lieber Vater!" antwortete das Mädchen, mit einer weichen, melodischen Stimme, und in demselben Augenblicke stieß sie auch plötzlich ein schmerzliches „Ach" aus. Ihr gegenüber saß ein großer, vierschrötiger Kerl, der seine Beine von sich streckte, und ihr wahrscheinlich ganz unsanft auf den Fuß trat. Der Kerl, von dem ich nachher erfuhr, daß er ein Artischocken-Händler war, entschuldigte sich gar nicht, sondern sagte mit einem Grinsen, welches er für Lachen hielt: „Im Wagen müsse man gar keine Füße haben!" Ein Student in einem grünen Flausrock, der neben ihm saß, belachte diesen Einfall, und so war die Introduction dieser Wagen-Unterhaltung im Gange. Der Berliner Student, der mit der Gesellschaft schon länger im Wagen beisammen war, schien das holde Mädchen besonders in Protection genommen zu haben, und etwas empfindlich darüber zu sein, daß ich an ihrer Seite saß. Er sprach unaufhörlich, und zwar immer von seinen Studien, von Künsten und Wissenschaften, citirte alle Augenblicke den „Goethe" und den „Schiller," und sagte immer inzwischen zu dem Mädchen: „Uf Ehre!" das müssen Sie lesen!" Da ich zu allen seinen Ausrufungen, Citationen und Bemerkungen ein höchst einfältiges und nichtssagendes Gesicht machte, so hielt er mich für ein recht frommes Schaf, und machte im Stillen ein Plänchen

mich zum Beſten zu haben, und das Mädchen auf meine Koſten zu beluſtigen. „Jott verdamme mir!“ rief er aus, „was ſagen Sie zu dieſer herrlichen Gegend?“ — Wir fuhren eben durch ein wahres Sandmeer. — „Glauben Sie nicht, daß ein Claude Lorrain ſie verewigen ſollte?“ Dabei lachte er ironiſch mich an. „O,“ erwiederte ich, mit einer ſo leeren Miene, als nur immer möglich, „dieſe Gegend ſollte man von einem anderen Pinſel verewigen laſſen! Der Student ſah mich groß an, aber ich ſah ſo unſatyriſch aus, daß er ſich ſelbſt nicht geſtehen konnte, daß ich in Beziehung ſprach. Das Mädchen aber mit ihrer Silberſtimme fing an über Claude Lorrain zu ſprechen; über ſeine Eigenthümlichkeit, über die Färbung ſeiner Bilder, über die Vortrefflichkeit ſeiner Perſpektive u.ſ.w. Sie nannte ſein Bild der Villa Madama, welches Papſt Clemens XI. mit Gold bedeckte, ſein beſtes, und erzählte dabei, daß der Herzog von Devonſhire eine Sammlung von zweihundert Handzeichnungen von ihm beſitze. — Ich war nicht wenig über die gründliche Kenntniß dieſer Unbekannten erſtaunt, und der Student rief aus: „Jott verdamme mir, Sie wiſſen das Alles ja beſſer, als mancher Profeſſor! Das Mädchen ſchwieg, der Student fuhr fort: „Jott verdamm mir! Raphael war doch der erſte Maler der Welt! nicht wahr, mein Herr?“ wandte er ſich ſpöttiſch gegen mich — „beſonders ſeine Thierſtücke?“ „Ja,“ erwiederte ich — „ich habe eben eins vor Augen! ich werde ſtets mit Vergnügen daran denken!“ — Der Student wurde etwas ſtutzig, denn ich ſah ſo unſchuldig dumm dabei aus; er wendete ſich nun an das Mädchen: „Nicht wahr, Raphael, das iſt der Erſte!“ „Raphael?“ fragte das Mädchen, „den kenne ich nicht, den habe ich nie nennen hören!“ — Er ſah das Mädchen groß an: „Jott verdamme mir, den Raphael kennen Sie nicht, nur den

Lorrain so genau? Lorrain verhält sich zu Raphael wie Gellert zu Göthe!" — „Sie kennen doch den großen Maler Gellert auch?" so fragte er mich wieder ganz schnippisch. — „Ich kenne nur ein Bild von ihm," war meine Antwort, aber ganz nach der Natur, und das ist: der grüne Esel." Der Student fing an, seine Fühlhörner ein wenig zurückzuziehen. Das Mädchen aber wurde ganz gesprächig. „Gellert," meinte sie, „habe die Ahnung der Religiosität im Herzen des Volkes erweckt; es fehle ihm zwar die Tiefe, aber die Innigkeit, besonders seiner geistlichen Gedichte, sei sehr wahr und rührend. „Für den Roman," fuhr sie fort, „hatte er kein Talent, das beweist seine „schwedische Gräfin," aber in seinen Fabeln paart sich treuherzige Schalkhaftigkeit und populärer Witz." — Der Student und ich sperrten das Maul weit auf, und bewunderten die kleine Gelehrte. — „Was Goethe betrifft," sprach die Holde im Zuge immer fort, „Göthe vereinigt den höchsten Cynismus mit der höchsten Poesie. Er hatte eine Kraftperiode, eine elegante Periode und eine ideale Periode: „Faust," „Clavigo," „Werther." Im „Wilhelm Meister" ist seine Idealität am meisten ausgeprägt. In seiner „Eugenie" ist die Griechheit in Form und im Leben marmorglatt und marmorkalt! Seine Liedersammlung hingegen gibt ein Bild von dem, was der Mensch im abgeschlossenen Despotismus aus seinem Leben und aus seiner Muse macht." — Wir konnten aus unserm Erstaunen kaum zurückkommen. Der Berliner Student rückte wie besessen auf seinem Platze herum, er war ganz Bewunderung. Ich aber sah mit einer befremdlichen Neugier das Mädchen an, welches aus den schönen Lippen das alles hervorsprudelte, aber ohne allen Anstrich von Erhebung oder Begeisterung. „Jott verdamme mir!" schrie der Student nun wieder,

„Goethe, der ist alles für den Verstand, für die Vollendung, für's Herz aber, ich meene so für das rechte innerste Herz, da ist nur een Schiller, und keener mehr!" Das Mädchen schlug die Augen nieder, und schwieg. „Sie schweigen?" fragte er dringend, „lieben Sie den Schiller nicht?" „Schiller?" fragte sie, „wer ist das? von dem weiß ich gar nichts." Ganz betroffen und verduzt schwiegen wir Beide. Ich wußte nicht, was ich aus meiner schönen Nachbarin machen sollte. Lag eine tiefere Bedeutung darin, daß sie vorgab, Raphael und Schiller nicht zu kennen? War es blinde Vorliebe für Goethe, oder für die Landschaften Claude Lorrains? oder endlich war es Ironie und Schalkhaftigkeit?

Ich setzte absichtlich das Gespräch über bildende Künste fort und sprach von Canova. Da belebten sich ihre Züge, man sah, wie sie freudig ergriffen wurde, als wie wenn man eine Saite ihres Herzens berührt hätte, die nun jetzt gern allein forttönt. „Ja," sagte sie, „die Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist das Bestreben, in dem harten Stoff den Reiz des weichsten Schmerzes hervorzubringen. Ich kenne nichts Schöneres, als seinen Genius am Grabmale des Papst Clemens XIII. in der Peterskirche zu Rom, obschon dieser Genius mehr schmeichelnden Reiz, als tiefere Bedeutung hat. Sein Perseus hingegen ist ohne Einheit und tiefere Ansicht. Der magische Reiz aber der Vollendung in dem blendend reinen Stoffe, fesselt Aug' und Sinn, und die zarte Bearbeitung läßt die Kennerschaft vergehen. Viel höher aber als Canova in der Vergeistigung der Formen steht Daneker, besonders in seinem „Christus," in dem die Menschlichkeit und Göttlichkeit als Mittlerthum wieder gegeben werden mußte!"—„Jott verdamme mir!" rief der Student aus, „Sie reden wie ein Professor!" Ich aber saß in

ſtiller Anſchauung und faſt etwas ſcheu, weil ich es durchaus nicht mag, wenn die Frauen gelehrt thun oder gelehrt ſcheinen wollen. Mir iſt das Weib durch Weiblichkeit intereſſant, durch Sanftmuth, durch Gemüth. Heldinnen, Dichterinnen, kann ich bewundern, aber nie lieben. Ja, es wird mir angſt und bange, wenn ich in der Nähe eines Frauenzimmers bin, die den Ruf einer Gelehrten hat. Es kommt mir immer ſo vor, als ſähe ich eine Nachtigall mit Sporn, oder eine Taube mit einem Schnurbarte. Wenn ein ſolches Mann-Weib mit mir ſpricht, zieht ſich mein ganzes Weſen in ſein Schneckenhaus zurück und ich bekomme den Starrkrampf in der Zunge, und ich ſehe mich ängſtlich um, ob nicht ein anſpruchloſes, weibliches Geſchöpf meine verſteinerte Empfindung wieder aus ihrem Banne löſen will.—Die Männer ſind die Bäume der Menſchengattung, die Frauen ſind ihre Blumen. Die Blumen ſollen unſer Leben zieren, ihre Blätter ſollen unſer Leben anlächeln, ihre Farben uns ergötzen, ihr Duft uns erquicken. Aber aus Blumen ſoll man kein Brauch- und Brennholz, keine Wurfſpieße, keine Schreibetiſche und Profeſſorſtühle hauen und ſchnitzen. Aus dieſen Anſichten ſah ich auch die junge Gelehrte an meiner Seite mit einer Miſchung von Neugierde und Mitleid an. Ihr Vater, der kurze Karpfenmenſch, lächelte aus ſeinen Aeuglein heraus und nickte dem Studenten triumphirend zu. „O," ſagte dieſer, das Geſpräch wieder aufnehmend, „Canova und Daneker werden beide von der Kühnheit Thorwaldſens überflügelt; meinen Sie nicht?"—„Wie meinen Sie das, Thorwaldſen?" fragte meine Nachbarin: „iſt das auch ein Bildhauer? ein Berliner vielleicht? oder haben Sie den Namen erdichtet?"—Dabei ſah die Kleine ſo unbefangen aus, ſie ſah den jungen Univerſitäts-Sohn ſo offen an, daß er ganz verblüfft da ſaß und,

wie Hilfe flehend, bald mich, bald die reizende Sprecherin ansah.—„Jott verdamme mir," schrie er heftig, „Sie wollen mich nur zum Besten haben!" Indessen wurde es Abend, das letzte Roth der abtropfenden Abendsonne fluthete durch den Wagen; der Karpfenmann saß da, wie ein vergoldeter Thurmknopf und schillerte mit seinen Prisma-Augen seine Tochter an. Diese aber saß und sah hinaus in die niederschmelzende Abendröthe, und auf ihrem Antlitze lag das letzte Tageslicht, als könnte es nicht davon scheiden. „O!" rief ich halb für mich aus, „wie der Abend niedergeht und sein Licht, und mit diesem Licht auch die Flammen des Tages im menschlichen Herzen verlöschen."—„Die bildenden Künste," antwortete die Räthselhafte wie gedankenlos, „malen ihn auch wie einen Genius, mit einem Stern auf dem Haupte, der die Fackel zur Erde senkt!" Ich drückte ihr unwillkürlich die Hand; denn am Abend sind nicht nur Fieberkranke, sondern auch Verliebte Dichter, und Narren in einem gesteigerten Paroxismus. Ein Dichter ist am Abend ein Verliebter und ein Narr; ein Narr ist am Abend ein Verliebter und ein Dichter, und ein Verliebter ist am Abend ein Dichter und ein Narr. Ich hatte aber einen schönen Abend und ein schönes Mädchen, so zu sagen, avant la lettre, bei der Hand, daß ich ein Narr und ein Verliebter en aftus werden mußte. „Nicht der Abend des Tages," sagte ich mit seidenweicher Stimme, „sondern auch der Lebensabend, Freund Hain, hat auch eine umgekehrte Fackel in der Hand!"—„Freund Hain?" fragte das Mädchen und sah mich fragend an, „das ist wohl ein Spezialfreund von Ihnen; aber warum trägt er eine Fackel in der Hand?"—Eine Eiskälte überflog mich bei dem schnöden Ton dieser Worte, die, wie ich bestimmt glaubte, absichtlich gesagt wurden, um meine Empfindelei kurzweg abzuschneiden. Ich lies ihre Hand los und schwieg. Die Nacht

brach an und die Sterne zogen wie Neugierige am Himmel herauf und guckten von beiden Seiten in unſern Wagen hinein. „Jott verdamme mir!“ jubelte der Student, „ich weiß nun nicht, ſoll ich die Aſtronomie da oben oder in Ihren Augen ſtudiren, meine Schöne!“ Dabei lächelte er wohlgefällig über das feine Compliment. „Die Aſtronomie,“ erwiederte ſie unbefangen, „ſowohl die ſphäriſche, theoretiſche und die phyſiſche, und die Wahrnehmung der unveränderlichen Geſetze der Weltkörperbewegung iſt ein trockenes Ding, das nichts mit dem Herzen zu thun hat. Von Nutzen iſt ſie, wie der große Naturforſcher Gehler ſagt, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Gedankenreihe bis über das Grab hinauszutragen. Die Aſtrologie hingegen iſt zwar eine trügeriſche Kunſt, aber ſinnig iſt es, ſein Schickſal an die Wahrnehmung der Geſtirne knüpfen zu können. Ihr hohes Alter läßt ſich aus der moſaiſchen Erzählung (Buch 5, 18, 10) entnehmen und Belus, der ſich am Euphrat niederließ, brachte ſie aus Egypten nach Aſien.“ Dem Berliner Student blieb der Verſtand ſtill ſtehen, der ohnehin nicht ſtark im Gange war; mir aber wurde dieſes Mädchen mit ihrer Grundwiſſerei und angeheuchelten, räthſelhaften Ignoranz auf der andern Seite faſt peinlich und ſie kam mir wie eine Spukgeſtalt vor. Der Student ſetzte das Geſpräch fort und ſagte: „Ja, ſelbſt die Hellenen legten hohen Werth auf die Aſtrologie.“—„Sind das Ihre Schweſtern, die Hellenen,“ fragte das Mädchen mit dem unſchuldigſten Geſichte von der Welt.—„Wie,“ rief der Student unwillig aus, „Sie kennen die Hellenen nicht?“—„Ich habe nicht die Ehre,“ erwiederte das Mädchen ganz trocken; ihr Vater lächelte, wie ein Stück faules Holz durch die Nacht, und der Student und ich ſchwiegen, indeß es doch anfing, mir etwas grauenhaft vorzukommen. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht ſein, als wir in die

Hauptstadt Berlin einfuhren. Als wir durch das Leipziger Thor über den Belle-Alliance-Platz hinab kamen, warf die herrliche und blendende Gasbeleuchtung ihr Licht in den Wagen und ließ uns noch einmal die räthselhafte Schöne in dem Schimmer ihrer jugendlichen Schönheit sehen. Der Student hatte mir eine Station früher, in Zehlendorf, versprochen, mir sogleich Nachricht zu geben, wenn er in Berlin das Mädchen näher kennen lernen wird, da er sich bereits beim Papa die Erlaubniß, ins Haus zu kommen, erwirkt habe. „Jott verdamme mir!" brach er nun wieder los, „das Jaas ist eene herrliche Flamme, es ist wie am Dage!"—„Ja," sagte das Mädchen, „die Erfindung ist eine der freundlichsten und wir verdanken ihre erste Idee dem Lampadius, der in seiner Hüttenkunde darüber sprach. Lubon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz und die Engländer fingen erst im Jahre 1810—11 an, die Gasentwickelung aus Steinkohlen zu ziehen. Der Schottländer Pattenson will sogar ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren." Wir sahen ihr noch einmal in die von Gaslicht umflutheten superklugen Augen und der Student meinte: „O, meine Schöne! für ein Frauenzimmer haben Sie doch fast zu viel von der Hypokrene getrunken!"—„Ich? getrunken?" erwiederte sie fast beleidigt, „ich habe den ganzen Weg über nichts getrunken, das haben Sie gesehen, und das Getränk Hypokrene kenn' ich gar nicht; wird wohl eine Art Fusel sein!"

In demselben Augenblicke bog der Wagen in die Königsstraße ein und rollte in den Gasthof, und wir wurden von einigen Dienern der langsamen Eilfertigkeit aus den Wagen gebracht und gingen nach Hause.

Zwei Tage später stürmte der Student des Morgens in mein Zimmer: „Jott verdamme mir!" schrie er wie der

Wirbelwind, „ich habe es man heraus, was es mit dem Mädchen iſt. Ich habe ihr eene Viſite applicirt und da iſt mich die janze Feuersbrunſt aufjejangen! Die Perſon hat das Converſations-Lexikon und ſtudirt es durch. Jetzt iſt ſie nicht weiter jekommen, als bis zum H; darum hat ſie auch von Claude Lorrain, Aſtronomie, Canova, Daneker, Gellert, Goethe, Gasbeleuchtung u.ſ.w. alles jeſagt, was darin zu finden iſt; von Raphael aber, von Schiller, von Thorwaldſen, von Hellenen, von Hydrogen, von Hypokrene u.ſ.w. keene Sylbe jewußt! Die kann mich jeſtohlen werden, die ekle Priſe!“ und damit lärmte er wieder aus meinem Zimmer hinaus. Ich traf ſie zufällig nach einigen Wochen im türkiſchen Zelt in Charlottenburg. Es war ſehr heiß; ich machte ihr dieſe geiſtreiche Bemerkung, worauf ſie ſagte: „Wir leben jetzt in den Hundstagen und da geht der Syrius mit der Sonne zugleich auf.“ Sie war alſo indeſſen ſchon über das H gekommen.

Ueber den Einfluß der Kometen auf unſere geſellſchaftlichen Unterhaltungen.

Der Einfluß, den der Halley'ſche Komet auf unſere geſellſchaftlichen Unterhaltungen ausübt, liegt nicht ſo ferne, als man glaubt.

Wichtiger und zweifelhafter iſt die Frage: welchen Einfluß werden unſere Concerte, Declamatorien und Vorleſungen auf den Halley'ſchen Kometen ausüben. Denn die Furcht, die wir vor dem Halley'ſchen Kometen haben, beſteht darin, daß er der Erde zu nahe kommen könnte; daß die Anziehungskraft der Erde ihn an ſich ziehen könnte. Es handelt ſich nun darum, ob die Erde durch unſere Concerte, Declamatorien

und Vorleſungen an Anziehungskraft gewinnt, oder ob ſie nicht vielmehr dadurch an Abſtoßungskraft gewinnt, und den Kometen entfernt? Alle veranſtalteten derlei Unterhaltungen könnten vorzüglich die Ueberſchrift tragen:

„Zum Beſten des Halley'ſchen Kometen!“

Zu dieſen meinen Beobachtungen über den Einfluß, den der Halley'ſche Komet und unſere Unterhaltungen auf einander ausüben, wäre es vor Allem nöthig, daß wir den Geſchmack des Halley'ſchen Kometen näher kennen lernten, ob er ein Enthuſiaſt für Muſik, für Declamatorien, für Vorleſungen oder Dilettantismus u.ſ.w. iſt.

Wenn Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, gütigſt bedenken wollen, wie ſchwer es iſt, ein verehrtes Publikum zu befriedigen, welches man doch halbwegs zu kennen die Ehre hat, ſo werden Sie deſto eher die Schwierigkeit erſehen, einen Kometen zu befriedigen, der Alles auf der Welt geſehen hat. So ein Komet liebt nichts Wäſſ'riges, wo er erſcheint, giebt es guten Wein und allgemeinen Waſſermangel.

Indeſſen bleibt mir ein Troſt, ich glaube den Geſchmack dieſes Kometen ziemlich errathen zu haben.

Dieſer Halley'ſche Komet, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt, wie der berühmte Gruithuiſen in München behauptet, nichts als ein junger Weltkörper, der noch in der Ausbildung begriffen iſt. So ein Komet iſt alſo im Himmel ungefähr das, was auf der Erde unſere Jünglinge ſind. Ein Komet iſt ein Himmels-Jüngling, der noch in der Ausbildung begriffen iſt! So ein Komet iſt zuerſt eine Aetherkugel, die ſich um ſich ſelbſt dreht, ſo wie unſere Jünglinge ſich auch alle um ſich ſelbſt drehen; dieſe Kugel wird von der Sonne angezogen, jede Bahn um die Sonne iſt ein Gang zu ihrer

Ausbildung, gerade wie unsere Jünglinge glauben, daß, wenn sie sich um ihre Sonne bewegen, das schon ein Gang zu ihrer Ausbildung sei.

Endlich jemehr der Kern an Ausbildung zunimmt, desto weniger Aether nimmt die Kugel auf und wird endlich ein Planet. Unsere Erde war also auch einmal ein Jüngling, sie ist jetzt ein alter Hagestolz, deshalb mag sie auch so grämlich und langweilig sein.

Der Halley'sche Komet ist also ein Jüngling. Zum Beweis, er hat einen so großen Kopf, der 27,000 Meilen im Umfange hat, ein seltener Jüngling! Allein von den 27,000 Meilen Wasserkopf sind nur 93 Meilen Kern, alles Andere ist Dunst und Wasserstoff!!!

Welchen Einfluß der Halley'sche Komet auf das schöne Geschlecht machen wird, weiß man noch nicht, denn die Astronomen wissen nicht, ob er als der „schöne Halley" oder als der „häßliche Halley" wiederkehren wird, weil er sehr verschiedentlich erschien.

Wird er als ein schöner Jüngling kommen, so wird ihm sein Wasserkopf gar nicht schaden, die Damen werden nach ihm lorgnettiren und ausrufen: „Ah! le joli garçon!" und ihn in ihre Cirkel laden: wird er aber als ein häßlicher Halley erscheinen, so wird er die Augengläser der Damen nicht sehr in Bewegung setzen, sie werden ihn einmal ansehen und ausrufen: Fi donc, qu'il est abominable!"

Die Männer aber werden weniger Notiz von dem Kometen nehmen, so wie überhaupt die Frauen mehr nach dem Himmel und nach den Sternen sehen, und deshalb auch eher den Abglanz des reinen Himmels im Herzen, und der klaren Sterne im Auge tragen, als die Männer. Der Mann sieht mehr nach dem Sterne a u f dem Herzen, die Frau nach dem Stern i n dem Herzen. Nur der wahrhaft liebende Mann

ſieht in dem Augenhimmel der Geliebten ihren Himmel, und ſeinen Himmel und den wahren Himmel, und in ihrem Augenſtern ſeinen Lebensſtern und ſeinen Polarſtern. So wie überhaupt die Menſchen zu viel in die Erde hineinſchauen und zu wenig in den Himmel, denn, wenn man in die Erde hineinſchaut mit ihren ungeheuren Schätzen, dann freilich kann ſich Niemand reich nennen; wenn man aber in den Himmel hineinſchaut mit ſeinen Schätzen, dann kann ſich Niemand arm nennen. Jeder Menſch, der von dem Himmel nur die Erde verlanget, für den hat die Erde keinen Himmel; ſo wie der Menſch, der auf der Erde nur einen Engel ſucht, kaum einen Menſchen finden wird, wer aber auf der Erde nur Menſchen ſucht, gewiß ſeinen Engel findet. Der Menſch iſt nichts als Obſt, welches 70 Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird, wenn nicht Sturm und Ungewitter ihn vor der Reife vom Baume ſchütteln. Wie ungerecht geht aber der Menſch mit dem Himmel um! nur zum fremden Unglauben ruft er den Himmel an, und ruft und betheuert „beim Himmel!“ Bei ſeinem eigenen Unglauben aber läßt er den Himmel himmelweit liegen! Das Unglück, das der Menſch durch ſeine Schuld ſich zuzieht, das ſchreibt er dem Himmel zu; das Glück aber, das der Himmel ihm beſchert, das ſchreibt er ſeinem eigenen Verdienſte zu! — Mit jedem Menſchen geht der Menſch höflicher um als mit dem Himmel.

Wenn uns Jemand einladet, ein Vornehmer oder Gönner, und uns im Jahr ein Mal einen Löffel Suppe giebt, und ein Glas Champagner, dann ziehen wir uns gleich darauf in Galla an und kommen mit gekrümmten Rücken und machen eine Visite de réconnaissançe. Der Himmel aber ladet uns alle Tage an ſeinen großen runden Tiſch der Erde, und zündet uns ſeine tauſend und abermals tauſend Sinumbra-

Lampen an, und ſpeiſt uns mit den Millionen Couverts der Natur, und läßt uns die Tafelmuſik der tauſendſtimmigen Schöpfung erſchallen, und wir bitten freilich alle Morgen „um unſer täglich Brod!“ aber jeder meint was Anders, und wir meinen eigentlich: „Gieb uns täglich Faſanen,—gieb uns täglich Gefrornes,—gieb uns unſern täglichen Shawl, gieb uns unſern täglichen Courmacher u.ſ.w., und der gute, unendlich liebreiche Himmel giebt uns das Alles, und dennoch, wie ſelten fällt es dieſem oder jenem ein, in Galla zu gehen in den Tempel der Natur, und dem gütigen Himmel, unſerm höchſten Gönner, eine Visite de réconnaissançe zu machen! Der Himmel iſt ſo gut, ſelbſt wenn wir glauben, er drohe, iſt er großmüthig. Wir meinen der Komet bringe Unglück, und er bringt nichts als guten Wein. Der Komet iſt alſo ein Weinliebhaber; deshalb erſcheint er auch ſtets mit einem Haarbeutel, und wenn man ihn anſieht, iſt er ſternvoll! Der Komet bringt uns alſo Wein, im Weine liegt Wahrheit. Die Wahrheit unterhält nicht, der Komet hatte alſo auf alle unſere Unterhaltungen einen traurigen Einfluß. Und auch umgekehrt müſſen unſere Unterhaltungen auf ihn einen traurigen Einfluß ausüben, und ich glaube, alle Furcht zu beſeitigen, wir ſchickten dem guten Halley'ſchen Kometen Eintrittskarten zu allen ſtattfindenden Unterhaltungen, und ich bin überzeugt, er kommt gar nicht, oder er wird wenigſtens in ſeiner Laufbahn ſo langſam kommen, daß er die ganze Erde verſäumt, und dann iſt für ihn und für die Erde alle Gefahr vorüber.

Der Herr Profeſſor Hecht in ſeiner „Kometenlehre“ erzählt von einem Kometen, der im Jahre 538 erſchien, und der die Wirkung hervorbrachte, daß alle Leute gähnten und dann ſtarben, ſo daß ein Edict verordnete, wenn Jemand gähnt, muß der andere „Helf Gott!“ ſagen. Der Herr Profeſſor

erzählt nicht, ob in jenem Jahre viel Concerte und Vorlesungen statt fanden.

Mir ist es leid, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß dieser schläfrige Komet nicht vor diesem meinem Aufsatze erschien, denn es liegt ein großer Trost darin, wenn man das Gähnen des Publikums einem Kometen zuschreiben kann! Es wäre entsetzlich, wenn man jetzt noch in allen Unterhaltungen jedem Gähnenden „zu Genesung" sagen müßte, wir wären dann genöthigt, ein gegenseitig abonnirtes Gähnen zu veranstalten. Der große Naturforscher Haller behauptet, so lange man gähnt, höre man nicht. Das wäre eine große Erleichterung, man braucht nur ein Mal ein Kunstgähnen anzuwenden, dann hört man nichts. Sollten Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt schon nichts mehr hören, so bitte ich, mich gefälligst davon in Kenntniß zu setzen.

Gähnen ist sympathetisch ansteckend, je sympathetischer zwei Menschen fühlen, desto eher gähnt der Eine wenn der Andere gähnt, also nur die Sympathie ist Ursache, daß die Eheleute mit einander so viel gähnen. Ich gähne in Gesellschaften zuweilen blos deshalb, um zu erfahren, wer mit mir sympathisirt. Die gesellschaftliche Langeweile ist also nicht nur ein schlafbeförderndes Mittel, sondern auch eine Sympathieprobe.

Der größte Beweis der menschlichen Eigenliebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, besteht darin, daß so viele Menschen sich beklagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können, solche Menschen schläfern oft eine Gesellschaft von 60 Personen ein, sich selbst aber machen sie gar keine Langeweile, sich selbst können sie nicht einschläfern. Nur in Gesellschaft ennuyirt sich der Mensch, nur in Gesellschaft macht der Mensch dem Menschen Langeweile, und man bemerkt sogleich, je länger die Zeit wird, je kürzer wird der Mund; je kürzer die Lichter werden, je länger werden die Gesichter. Man muß

tanzen, musiciren u.ſ.w., damit die Menſchen beileibe nicht blos mit den Menſchen zu thun haben ſollen, und jede Partie Whiſt oder Boſton iſt nichts als das ſtille Geſtändniß, welches ſich vier Perſonen machen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen. Zur völligen Ausbildung unſerer Jünglinge gehört alſo auch das Kartenſpiel und der in ſeiner Ausbildung begriffene Halley'ſche Komet iſt alſo jetzt gewiß damit beſchäftigt, Whiſt oder Boſton zu lernen, ohne welche Kenntniß man auf unſerer Erde gar nicht mehr erſcheinen kann. Der Komet hat zwar vor unſern Jünglingen das voraus, daß er ſein eigenes Licht leuchten laſſen kann, allein auf der andern Seite iſt er gerade ſo wie alle Erdenjünglinge; zum Beweis: ſeine Bahn geht zwiſchen Venus, Mars und Mercur, und greift, ſo zu ſagen, mit gleichen Waffen Liebe und Handel an. Gerade wie bei unſern Jünglingen, die nicht ſowohl den Handel mit Liebe betreiben, als daß ſie die Liebe wie einen Handel betreiben. Sie ſind Liebhaber, nicht weil ſie die Liebe haben, ſondern weil ſie das Haben lieben. Sie betrachten das Herz der Mädchen als ein Durchhaus zu dem Kaſſezimmer des Vaters. Sie betrachten jeden reichen Vater, der Töchter hat, wie ein Staatspapier mit Coupons, und ſie heirathen eigentlich nur das Coupon, um die Intereſſen des Staatspapiers. Die Liebe iſt ihnen kein Arkanum, kein Panacé des Herzens und der Seele, ſondern blos ein Hausmittel, d. h. ein Mittel, ein Haus zu machen. Ein ſolcher Jüngling legt die Hand auf's Herz und ſagt, wie voll ſein Herz iſt, indeſſen er eigentlich meint, wie leer ſeine Taſche iſt; denn es iſt eine ärztliche Bemerkung, daß Leute, die Waſſer im Kopf haben, falſche Empfindungen ausdrücken, und ſagen, ſie haben Herzweh, wenn ſie Seitenſtechen haben.

Wie zu bedauern, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt in unſerm Zeitalter das weibliche Geſchlecht; es

geht den Mädchen wie den Gesangsstimmen, sie werden von der Mehrzahl nur nach ihrem Metall und nach ihrem Klang geschätzt, aber nie nach der Höhe ihres Geistes, nie nach der Tiefe ihres Gemüthes. Die Männer gehen bei den Frauen fast immer nur nach dem Aeußern; von den Frauen hingegen verlangen wir, daß sie bei uns das Aeußere gar nicht beachten sollen, daß ihnen unsere Schale gar nichts sein, sondern daß sie blos unsern Kern ergründen und schätzen sollen. Und warum? Sind die Frauen Nußknacker oder Kernbeißer!? Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt; aber sie sind mit sympathetischer Tinte geschrieben, und nur das Herz des Mannes, das in reiner, heiliger Liebe Clairvoyant ist, vermag diese Briefe an das Herz zu legen, und ihren hohen Inhalt mit dem geistigen Auge abzulesen. Diese Briefe unterscheiden sich von den gewöhnlichen Briefen darin, daß bei ihnen die feinen und dünnen, die Velinfrauen mehr Porto kosten, als die gewöhnlichen Conzeptpapierfrauen.

Wie ungerecht, wie hart aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, verfahren wir mit den Frauenzimmern, die nicht heirathen! Ein solches Frauenzimmer, das keinen Mann heirathet, heirathet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung, die Nächstenliebe, die Frömmigkeit u. dgl. Bei den Männern aber, die nie heirathen, die vermählen sich am Ende stets mit einer Untugend, und in dieser Hinsicht leben oft gerade die meisten Hagestolzen in einer wahren Vielweiberei.

Ueber nichts macht der Mensch oft größere Fehlschlüsse, als über das Herz eines weiblichen Wesens, das allein, verlassen, verkannt, verblüht, unter seinem Herzensgitter schlägt. Es ist nicht immer eine Pflicht, zu heirathen, aber es ist immer eine Pflicht, sich, seinem Gefühle, seinem innern Selbst nichts zu

vergeben. Es iſt nicht immer lächerlich, nicht zu heirathen, aber es iſt immer weinerlich, ſeinen Stolz, ſein Selbſtbewußtſein, ſein Gefühl dafür zu opfern, um zu heirathen!

Ach, meine theuren Leſer und Leſerinnen, wie oft gehen wir an einem einſam verfallenen Gebäude vorüber und es ſtimmt uns wehmüthig, und warum gehen wir mit Hohn und Härte oft an einem einſam zerfallenen weiblichen Herzen, an den Trümmern einer edlen weiblichen Seele vorüber? Wüßten wir, welche ſchmerzliche Täuſchungen, welche bittere Kränkungen unſeres Geſchlechts dieſes Herz verödet haben; welche edle Entſagung, welche heldenmüthige Kämpfe in dieſer hohen Wölbung wohnten; welche rohe Hand, welches rohe Gemüth aus unſerm Geſchlechte alle bunten Freudengeiſter um dieſes Herz zuſammenſchlug, und alle ſeine Liebes- und Gefühlslichter auslöſchten; dann würden wir mit Achtung und Rührung vor ein ſo ſtilles und unbewohntes Herz hintreten, und es ſanft und wehmüthig an unſere Bruſt nehmen. Wir würden mit ihnen weinen, wenn wir die Thränen alle zählen könnten, die ſo ein Herz, welches vielleicht in jedem Herzen ein Echo, aber in keinem Herzen eine Antwort fand, in jeden Strickſtrumpf mit einſtrickte, wie ſie bald eine Thräne, bald eine Maſche fallen läßt; wie ſie keinen andern Frühling kennt, als den, welchen ſie mit bleichen Wangen auf die Seide ſtickt; wie ſie kein anderes naſſes Auge kennt, als das Blüthenauge ihres kleinen Zimmergärtchens; wie nicht Gatte, nicht Kind zu ihr hintreten, nichts, als in ihrer leeren Dämmerung eine einſame, große, himmliſch lächelnde und tröſtende Geſtalt der Tugend vor ſie hintritt und ihr winket, mit ihr aufzuſchweben; dann, ja dann, würden wir ſie, die ſcherzend verzagen und ſchäkernd verbluten, lieben und ehren und mit reiner Menſchenliebe umfaſſen, denn gewiß, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, Thränen ſind bitter, allein es iſt Troſt, ſie

zu weinen; das Härteſte aber iſt, ſie aus falſcher Scham verbergen. Das Unglück iſt ſchwer, aber es iſt das traurigſte, wenn das Unglück keinen andern Vertrauten hat, als ſein Kopfkiſſen; es iſt kein Unglück, wenn man keine Schlöſſer bauen kann, aber es iſt der höchſte Schmerz, wenn man nicht einmal mehr Luftſchlöſſer bauen kann; wenn man auf ſein Kopfkiſſen, dieſes Erdgeſchoß aller Luftſchlöſſer, nichts mehr aufzubauen hat, wenn das Herz und die Hoffnung ſchon ſo leer und verarmt ſind, daß ſie nicht einmal Bauſteine zu Luftſchlöſſern mehr liefern können.

Ueberhaupt ſind die Männer im Luftſchlöſſerbauen ſtärker als die Frauen; die Frauen bauen blos Luftküchen, Luft-Modehandlungen, und wenn's hoch kömmt, Luftheirathen; die Männer bauen Luftpaläſte, Luftbörſen, Luftkriege, Luftwelten.

Die Luftſchlöſſer und die Luftheirathen haben das Gute an ſich, daß man bei den erſten keine Grundſteuer und bei den zweiten keine Ausſteuer braucht, und zu ſolchen Luftheirathen iſt der Comet, dieſer Jüngling, wie geſchaffen. Unſtreitig hat der Halley'ſche Komet auch große Schuld daran, daß die Männer in dieſem Karneval weniger heirathen werden, denn der Comet wird einen großen und langen, kalten Winter hervorbringen, ſo daß die Frauenzimmer viel Hüte brauchen werden, und die Männer ſtehen jetzt eigentlich blos deshalb an, die Mädchen unter die Haube zu bringen, weil ſie ſie dann auch unter die Hüte bringen müſſen; in dieſem Punkt kann man nicht genug behutſam ſein, ſo eine junge Frau ſetzt alle Augenblicke ihren Kopf auf und ſo oft ſie einen neuen Kopf aufſetzt, will ſie auch einen neuen Hut aufſetzen.

Es giebt überhaupt viel Gegenſätze im Leben, die ſich doch gegenſeitig bedingen und hervorbringen. Je heller der Kopf iſt, deſto finſterer wird der Blick; je voller das Herz wird,

deſto leerer wird die Taſche; je höher man ſich ſelbſt ſtellt, deſto kleiner kommt man den Andern vor; je breiter der Ausdruck wird, deſto ſchmaler wird der Eindruck; je ſpäter man ſich verliebt, deſto früher wird man zum Narren gehalten; je ärmer die Autoren werden, deſto reicher werden die Verleger; je kürzer die Kleider werden, deſto länger wird die Rechnung; je nervenſchwächer die Frau wird, deſto nervenſtärker wird der Pantoffel; je dünner die Kerzen werden, deſto dicker werden deren Erzeuger; je feiner der Filz wird, deſto gröber werden die Hutmacher; je mehr Equipagen die Schneider haben, deſto ſchlechter fährt man mit ihnen; und je öfter die Mädchen ſich ſelbſt anziehen, deſto ſeltener ziehen ſie einen Freier an. Jede Marchande-de-modes iſt eine lebendige Entſchuldigung der Hageſtolzen, und beſonders im Winter ſind ſie, wie die Blumen, zwei Mal ſo theuer. Deshalb rathe ich Allen, die heirathen, bei den Mädchen nicht ſowohl auf die Sommerſproſſen, als auf die Winterſproſſen zu ſehen; die Bälle, Redouten, Pickenicks, Soirees u.ſ.w., das ſind curioſe Winterſproſſen. Mancher Mann führt ſeine Frau durch den ganzen Winter zu jeder Muſik und zu jedem Tanz, und hat dann noch zu Hauſe ſeine beſondere Muſik und ſeinen beſondern Tanz. In dieſer Hinſicht muß der Jüngling Halley an der Sonne, mit welcher er ſich zu vereinigen ſtrebt, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, als die Erdenjünglinge, die ſich mit ihrer Sonne ehelich verbinden. Der berühmte Dörfel hat nämlich bemerkt, daß ſich der Halley'ſche Komet bei ſeinem frühern Erſcheinen ſchnell der Sonne näherte, und ſich langſam und gleichſam ſchwer von ihr entfernte; bei den Männern iſt das umgekehrt; ſie nähern ſich ihrer Sonne langſam und haben ſie ſich mit ihr verbunden, ſo entfernen ſie ſich ſchnell und leicht; allein auch bei den Kometen bemerkte er, wie bei den Männern, daß er nach ſeiner Verbin-

dung mit der Sonne den Kopf ganz verloren hatte. Auch in dieser Hinsicht also kann der Halley'sche Komet unsere Unterhaltungen nur vermindern, indem weniger Hochzeiten stattfinden. Viele Astronomen wollen behaupten, unsere Unterhaltungen werden durch den Einfluß des Kometen an Hochzeiten vermehrt werden, indem viele Ehen geschlossen werden; da, wie man allgemein glaubt, die Erscheinung eines Kometen nur Krieg bedeuten soll. Der Braut- und Bräutigam-Stand ist nichts als das glänzende Manifest, das dem Kriege vorausgeht und in welchem beide Parteien ihre friedlichen Gesinnungen proclamiren. Am Altare wechseln sie nicht nur die Ringe, sondern auch die Rollen, und die Feindseligkeiten beginnen. Jede Frau lebt auf immerwährendem Kriegsfuß; sie betrachtet ihren Mann als ein feindliches Heer, das sie stets umzingelt. Ich glaube auch, daß sich die Frauen zum Militärdienst sehr gut anschickten; ich aber würde sie alle zu Profoßen machen, dann wäre bei jedem Regimente nur Einer, mehrere zusammen thäten nicht gut. Zu jedem Militärdienst würden sich auch die Frauenzimmer gut anschicken, nur zum Exerciren nicht; die Worte „Halt!" und „Marsch!" wären ihnen viel zu kurz, und statt „Halt!" würde so eine gesprächige Flügelfrau ausrufen: „Aber ich bitte euch, was geht ihr denn immer vorwärts; es handelt sich jetzt um ganz was anderes; jetzt seid ihr schon genug marschirt, macht jetzt einen kleinen Augenblick einen Ruhepunkt, damit man doch ein Bischen plaudern kann, darum macht jetzt ein Bischen „Halt." Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen; die Männer können nur philosophiren, disputiren und räsonniren. In unseren Winterunterhaltungen spricht man allgemein davon, daß man nicht weiß, wovon man sprechen soll, und da man nicht weiß, von was man sprechen soll, spricht man von dem, was man nicht weiß, und da man sehr viel nicht weiß,

ſo hat man ſehr viel zu ſprechen. Der Komet aber, der Alles weiß, weil er überall war und iſt, der geht ſtill und ſtumm ſeine Bahn; der würde alſo in unſeren Unterhaltungen eine traurige Rolle ſpielen.

Wenn man aber alles das, was man nicht weiß, erſt zu Papier bringen muß, um es nicht zu vergeſſen, und allein ſpricht, das nennt man einen Aufſatz; der Halley'ſche Komet hat durch ſeine Trockenheit die Erſcheinung dieſes Aufſatzes veranlaßt: vielleicht wird die Trockenheit dieſes Aufſatzes die Nichterſcheinung des Kometen veranlaſſen; auf jeden Fall aber wird die Erſcheinung des Kometen höher ſtehen, als dieſer mein Aufſatz.

Indeſſen, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſeien Sie getroſt, fürchten Sie weder dieſe noch jene Erſcheinung; Alles geht zu Ende, ſehen Sie nur auf den Himmel, der Himmel fügt das Ende.

Da oben in des blauen Aethers Räume,
Da ziehen in der Feier jeder Nacht,
Die Sterne auf, wie helle Morgenträume,
In deutungsvoller, feierlicher Pracht;
Sie prangen dort, wie gold'ne Weihnachtbäume,
Daß jedem Erdenkind das frohe Auge lacht,
Die Blumen ſind der Erde gold'ne Sterne,
Die Sterne ſind die Blumen jener Ferne.
Und jedem Menſchen blühet eine Blume
An jenes Himmels hochgewölbter Bruſt,
Wenn in der Nacht, im ſtillen Heiligthume,
Empor er ſchaut, mit andachtsvoller Luſt.
Ein Stern gewiß wird ihm zum Eigenthume,
Iſt er des Sternes immer ſich bewußt,
Denn jedem Herzen blüht in jenen Reichen
Durch Lebensnacht ein helles Wunderzeichen.
Am höchſten als das höchſte Ideale,
Erglänzt die Jungfrau in dem Sternenbau,

Sie schimmert in dem allerreinsten Strahle,
Wie eine Blume in der Sternenau,
Und sendet in des Lebens dunkle Thale,
Aus keuschem Kelch des Lichtes Morgenthau,
Und jedem Herzen, das sich werth kann zeigen,
Wird dieser Stern in Heiligkeit zu eigen.
Und noch ein Zeichen flammt am blauen Bogen,
Die Wage, die im hohen Aether schwimmt;
Ihr Lichtstrahl, der in Doppelflammen-Wogen,
Uns das erstaunte Aug' in Anspruch nimmt,
Er sagt: „Hier oben wird die Menschenthat gewogen,
Ob für den Himmel, ob für die Erde sie bestimmt,
Und unsichtbar erwägt auf dieser Wage
Der große Richter unsere Lebenstage."
Ein drittes Sternbild schauet strahlend nieder,
Sieht g'rade den Verlassenen tröstend an:
Die Leier ist's, mit purpurnem Gefieder,
Mit Flammenschwingen ist sie angethan;
Aus ihren Strahlen sinken Himmelslieder
Herunter sich auf uns're Erdenbahn;
Wer dieses Sternbild sich hat auserkoren,
Dem wird aus jeder Nacht ein Tag geboren.
Und jeden Tag, wenn aus dem schwarzen Meere
Der Nacht hervor der Stern des Morgens geht,
Sein frisches Licht, das ewig junge, hehre,
Wie eine Freudenflagge niederweht,
Prangt er am Himmelsbuch wie eine Lehre,
Daß aus der Grabesnacht das Licht ersteht;
Für alle Menschen hat der Himmel Sterne,
Und wer sie glaubt, dem sind sie niemals ferne.

Die unbegreifliche Gastfreundschaft.

Es war in einer jener norddeutschen Städte, wo die Natur sehr viel Sand und sehr wenig Gemüth gedeihen ließ, und wo daher auch die Mohr-, weißen, Wasser- und Steck-Rüben

beſſer und häufiger gepflegt wurden als Herzlichkeit, Innigkeit, Freigebigkeit und Gaſtfreundſchaft.

In dieſer Stadt hatte der liebe Himmel den Banquier X. geſegnet mit Geld und Gut, und damit er in ſeinem irdiſchen Glücke nicht übermüthig werde, ſegnete er ihn auch mit einer Frau und ſieben Töchtern.

Töchter haben, iſt an und für ſich ein geborner Hang zur Schwermuth; ſieben Töchter haben iſt ein natürlicher Beruf zur incurablen Melancholie.

Indeſſen: die Töchter waren ſchön, der Vater reich und die Mutter kurzſichtig, drei Umſtände, welche ganz geeignet waren, den Beſuch in dieſem Hauſe zu den angenehmſten zu machen, und ſo fanden ſich denn immer junge Schäfer genug ein, welche die ſieben fetten Kühe auf die große Weide des Cour-Machens austrieben und mit ihnen abweideten die ganze Wieſe der Galanterie.

Unter dieſen Schäfern war auch ich; nicht etwa um eine jener Kühe am Abende des Courmachens heimzutreiben in meinen Stall, denn ich hatte keinen eigenen Stall, und auch ſonſt gar nichts von jenen fetten Heu- und Gras-Gaben der Natur, die nöthig ſind, um mich für eine appetitliche Ehe-Wieſe zu halten; allein der Winter im Norden iſt ſehr kalt, das Holz ſehr theuer, in dem Geſellſchafts- und Speiſe-Zimmer des Banquier X. war es immer ſo ſchön warm, und in der Geſellſchaft dieſes Siebengeſtirns befand man ſich immer in einer Art von angenehmer und der Geſundheit zuträglicher Transſpiration.

Es iſt bekannt, daß die Muſen viel Roſen und Vergißmeinnicht, aber wenig Brennholz abwerfen, und daß die Muſenſöhne die heißeſten Herzen und die kälteſten Füße haben.

Da ich von dem Speiſe- und Geſellſchafts-Zimmer des Banquiers X. ſprach, ſo muß ich dabei bemerken,

daß das identische Begriffe und dieselben Personen waren: man speiste im Gesellschafts-Zimmer und gesellschaftete im Speise-Zimmer.

Wenn ich sagte „man speis'te," so muß ich wieder dabei bemerken, daß ich nicht aus historischen Quellen schöpfte, sondern aus Traditionen, aus Sagen, die sich mündlich im Publikum fortpflanzten. Augenzeuge war nie Jemand, ob bei dem Hrn. B. X. je gegessen wurde und was gegessen wurde. Die Familie betrieb dieses Geschäft im Geheimen, gehüllt im tiefsten Schleier, nie war eine fremde Person Zeuge dieses Schauspiels, nie wurde ein Uneingeweihter zu diesen Mysterien zugelassen.

Was das ist, „einen Gast zu Tische bitten," kannte die Familie nur dem Hörensagen nach. Hr. X. hatte den Grundsatz: „nur der ist gastfrei, der frei von allen Gästen ist!"

Hr. und Mad. X., sieben Töchter, vier Söhne und eine alte Tante, welche zugleich Erzieherin der fetten Plejaden war, sie setzten sich ewig und immer ganz allein an den Eßtisch, und so lange der Mond die gehörnte Sichel in den glänzenden Scheiben der dicken Wangen der sieben Töchter abspiegelte, hat kein fremder Mund sich in ihr stilles Geschäft am Tische gemischt.

Ich war immer willkommen im Hause, denn die Mutter hielt mich für ganz ungefährlich, die Töchter wollten sich immer zu Tod lachen über meine possirlichen Einfälle, und der Vater, glaube ich immer, duldete mich gerade dieses letzten Umstandes halber.

Ich kam immer eine Stunde vor Tische, entweder Abends oder Mittags; nie, nie sagte Jemand zu mir: Bleiben Sie zum Essen da. Je näher die große Abfütterungs-Stunde kam, desto besorglicher wurden alle Mienen. Hr.

und Mad. X. ſcharrten mit den Füßen, wie Schweizer Vieh, wenn ein Gewitter in den Firnen ſteckt. Die ſieben Töchter gingen unruhig im Kreiſe herum, als ob ſie Kolik hätten. Die Luft ſelbſt wurde ſchwül, bis ich mich erhob, um zu gehen, und wenn ich ſagte: „Sie wollen wohl eſſen? jetzt geh' ich!“ glänzte das Antlitz des Hrn. X. wie ein Seidenhut nach dem Regen. Mad. X. lächelte freundlich wie eine geknickte Schmalzblume, und die ſieben Töchter wimmelten ſelig untereinander, wie ſieben Oel-Fettaugen auf einem Eſſigſalat.

Zwei Jahre nacheinander beſuchte ich die ſieben Töchter des Hrn. X.; ich wurde dadurch nicht fetter und ſie nicht magerer, nie wurde ich zum Eſſen eingeladen, und wenn mich nicht zuweilen am Abend, wenn ich hinkam, ein Zugemüſeduft, der noch von dem geheimen Mittagsopfer im Zimmer herumzog, wie eine Weihrauchwolke, und ein Nachglanz auf den vierzehn Wangen der Töchter, der lieblich leuchtete, wie der belohnte Hunger, überzeugt hätten, daß hier gegeſſen wurde, gegeſſen mit Fracturzähnen, ſo würde ich immer mehr geglaubt haben, daß man in dieſem Hauſe gar nicht an die Exiſtenz des Magens glaube.

Ich kam zuletzt auf den Gedanken, dieſe Familie eſſe gar nicht mit dem Munde. Vielleicht, dachte ich bei mir, gab ihnen die Natur andere Aufſaugungs- und Einſaugungs-Theile. Die Bäume eſſen mit den Blättern, die Blumen auch mit den Staubfäden, vielleicht ſpeiſt dieſe Familie mit den Poren, mit den Augen-Brauen, mit dem Ohr-Läppchen; wer kennt alle Capricen der in ihren Schöpfungen ſo bizarren Natur?! Falſche Scham hält dieſe Familie zurück, je vor andern Leuten zu eſſen! So dachte ich.

Eines Tages, es war am 15. December, kam ich wie gewöhnlich um 12 Uhr Mittags. Ich blieb immer bis ſich die der Abfütterung vorgehenden Symptome einzuſtellen pflegten,

nämlich allgemeine Bewegung, auf die Uhr ſehen, in die Ohren ziſcheln u.ſ.w. Heute kam nichts von allem dem. Eine beſondere Zuthunlichkeit der ganzen Familie drängte ſich an mich, ſie war nie ſo freundlich geweſen; die ſieben Töchter ſchwammen um mich herum wie ſieben Karpfen um einen Semmelbrocken. Die Mutter blinzelte mit den Aeuglein wie eine Eidechſe, wenn man ihr auf den Schwanz tritt, Hr. X. ſah ſo ſchlau aus, wie eine Charade, welcher die Auflöſung vorgedruckt iſt.

Mir wurde unheimlich, ich ahnte, daß was Ungewöhnliches vorgehe, ich griff eilig nach dem Hut, darauf ſagte ich mein Troſtſprüchlein auf:

„Sie wollen wohl eſſen? Jetzt geh' ich.“ Allein Himmel! Welche Begebenheit! Das Unerhörteſte iſt geſchehen! Nicht möglich und doch geſchehen! Hr. X. fuhr auf mich zu: „Wollen Sie nicht einen Löffel Suppe mit uns eſſen?“—Ich blieb ſprachlos ſtehen. Hatt' ich recht gehört? „Eſſen?“ „Miteſſen?“ „Mit uns eſſen?“

Es mußte etwas Ungeheueres vorgegangen ſein!

Ich war ſtarr vor Erſtaunen und konnte kein Wort hervorbringen. Mad. X. angelte mit der Hand nach mir wie eine Angel nach einem Weißfiſch. „Ach ja, Sie ſind heute unſer Gaſt!“—Ich rieb mir die Augen, die Ohren, die Naſe, ich wußte nicht, ob ich träumte, wache. Die ſieben Töchter umringten mich auch und aus allen Sieben ertönte es auf ein Mal wie aus ſieben Bierflaſchen, von denen der Stöpſel losging: „Ach ja, Sie eſſen heute Mittag bei uns!“

Dabei nahm man mir Hut, Stock und Handſchuh aus der Hand, und ich blieb faſt willenlos. Gewiß, es lag eine große Urſache, ein unerforſchliches Geheimniß zu Grunde, und ich beſchloß, es zu erforſchen, und wenn es mein Leben koſten ſollte.

Man speiste, man speiste gut, mit Fleiß und Ausdauer, mit aller deutschen Biederkeit und jener gelehrten, zähen Unermüdlichkeit, die man an deutscher Philosophie und Eßlust gewohnt ist. Die Familie aß wie alle Menschen, nirgends eine Abnormität! Die sieben Töchter, freilich die aßen jedes Gericht drei Mal: erst verschlangen sie es mit den Augen, dann verschlangen sie es mit der Nase, und dann erst mit dem Munde; dafür geschah dieses Letzte aber auch so schnell, dafür wurde das Gericht mit einer solchen Blitzesschnelle von der Zunge zum Magen übergeführt, daß es nicht einmal Zeit hatte, ein kleines Legat an die Zähne auszuwerfen. Dies Essen war zu Ende, alles in Ordnung, man war fröhlich und guter Dinge, nirgends konnte ich die Ursache dieser unerhörten Gasteinladung erforschen.

Ich nahm gerührt Abschied von der ganzen Familie, sie war freundlich und lieb bis zum letzten Augenblicke.

Ich ging, in Gedanken damit beschäftigt, die Ursache dieser außerordentlichen Erscheinung aufzuspüren.

Im Vorzimmer hing mir das Stubenmädchen meinen Mantel um.

Dieser Moment war immer einer der interessantesten bei dem Banquier X. Es war ein allerliebstes Wesen, und so konnte kein lebendes Wesen den Mantel nach dem Wind' und um die Schultern hängen als sie. Da ich ihr beim Weggehen stets entweder die Hand selbst, oder etwas in die Hand drückte, welches Letzte mehr Eindruck auf sie zu machen schien, war sie mir sehr gewogen, und schüttete manches Familien-Geheimniß in meinen Busen und in meinen Mantel aus. Heute lächelte dieses Stubenmädchen ein Lächeln, in welchem viel „Drolliges" lag, aber Drolliges frisch und lustig, nicht alt und abgeschmackt.

Ich gewahrte das, drückte ihr die Hand beträchtlich und etwas Beträchtliches in die Hand.

Meine Druckkosten wurden reichlich belohnt. „Wissen Sie, Herr Dr.," sagte sie, „warum Sie heute hier speisten?" — „Ach, Engel! sage es mir doch!" erwiederte ich. — „Nun," sagte sie, „die alte Tante ist krank, und konnte nicht zu Tische kommen. Die Familie ist ungeheuer abergläubig, ohne die Tante wären sie dreizehn bei Tische gewesen, und ihrer Meinung nach, hätte Jemand von Ihnen sterben müssen, Sie mußten also den Vierzehnten machen!"

Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, so sucht er eine Bahn zum Davonlaufen und dies ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als, daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, schon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, so wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorlesen; es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es

kommt alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeſchickteſte macht oft auf ſeiner Laufbahn alle Neun und der Allergeſchickteſte trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Menſch blos ſeine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Menſch ſeine Eiſenbahn haben müſſen. Als vor einigen Wochen ſo viel Schnee fiel, ſagte mir ein naives Mädchen: „Es fällt jetzt ſo viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menſchen hat.“ So, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, könnte man auch ſagen: In unſer Jahrhundert fallen ſo viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutſchbahnen, Eiſenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unſerem Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eiſenbahn ſo nöthig als jetzt, wo alle Menſchen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht ſo wohl ſagen, die Menſchen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menſchen; denn in unſeren Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von den Menſchen, ſondern der Menſch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menſchen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, ſo ſehen ſie, daß ſie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunſch des Jahrhunderts nach Eiſenbahnen in der Sehnſucht der Menſchen liegt, ſich ſo ſchnell als möglich wieder zu ſehen, oder in der Sehnſucht, ſich ſo ſchnell als möglich wieder los zu werden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vortheile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eiſenbahnen auf Mercantil-, Induſtrie und Production hervorbringt; aber wir kennen noch bei weitem den Einfluß und die Umgeſtaltung nicht, welche die Eiſenbahnen in Kunſt, in Literatur und ſelbſt im Reiche der Empfindungen bewerkſtelligen werden.

Die Erfindung der Eiſenbahnen, meine lieben Leſer und

Leſerinnen, iſt doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden; man wird viel ſchneller die ganze Erde wirklich bereiſen, als man eine Erdbeſchreibung leſen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht geleſen, ſondern gereiſ't werden; der Profeſſor wird ſich mit ſeinen Zöglingen auf die Eiſenbahn ſetzen und alle Tage jenen Theil bereiſen, der gerade docirt werden ſoll.

Der Menſch wird zum Briefe werden. Bevor man ſich Zeit nehmen wird, erſt eine Feder zu ſchneiden, zu ſchreiben und zu ſiegeln, wird man ſich ſelbſt auf die Eiſenbahn legen und es wird nicht lange dauern, ſo wird man uns von den Eiſenbahnen die frankirten Menſchen ins Haus bringen; wir werden den Menſchen leſen und ihn retour ſchicken. Und ſind denn die Menſchen etwas anderes, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, als Briefe?—Die Großgewachſenen, das ſind die langen Gellert'ſchen Briefe; die Kleinen, die ſpartiſchen lakoniſchen Epiſteln; die Dicken, das ſind die Geſchäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das ſind die trockenen Berichtsbriefe; die Groben und Unverſchämten, ſind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen, die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen ſind die Pfandbriefe des Himmels und die Unglücklichen das ſind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um ſie an den fürchterlichen Wechſel, an den Wechſel aller Dinge zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen ſind blos die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das koſtbare Gut, das weibliche Geſchlecht, in die Welt ſendet.—Für jedes Frauenzimmer iſt im Grunde ein einziger ſolcher Frachtbrief beſtimmt, oft geſchehen aber in der Spedition ſolche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweiſen hat. Die Frauenzimmer ſind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die ver-

heiratheten ſind ſchon an ihre Adreſſen gekommen! die Ledigen ſind die Poſtreſtanten, die noch abgeholt werden müſſen; die ewig Ledigen ſind die unbeſtellbaren Briefe, die auf der Poſt liegen bleiben, und die Wittwen das ſind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende leſen konnte. Das Poſtporto dieſer Gnadenbriefe kommt etwas hoch und auch bei ihnen koſten, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigſten.— Dieſe Gnadenbriefe, je ſchöner ſie geſchrieben ſind, deſto theurer müſſen die Männer dieſe Calligraphie bezahlen. Dieſe Gnadenbriefe beſiegeln ihr Wort mit Küſſen und mit Schwüren, und dieſe Küſſe und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß ſie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Blos die Männer-Briefe die haben auf ihrem Lebenspoſtlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn; blos diejenigen Frauen, welche Romane ſchreiben, von denen ſagt man, ſie haben die ſchriftſtelleriſche Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftſtellerei wird wirklich nichts ergriffen als die Laufbahn. Durch die Errichtung der Eiſenbahnen aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, wird die ganze Romanenſchriftſtellerei wohl bald aufhören; denn aus was beſtehen die Romane, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiederſehen. Durch die Eiſenbahn kommen wir ganz um alle Abſchiedsthränen und die Romane müſſen ganz mager werden. Eine ſolche Romanenſchriftſtellerin, wenn Anton ſich in Leipzig von ſeiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände ſchrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände ſchrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreiſe von Anton zu Amalie und die vier Bände waren voll. Jetzt, da zwiſchen Leipzig und Hamburg eine Eiſenbahn iſt, warum ſollten Anton und Amalie ſolche Narren ſein und ſich vier

Bände Briefe schreiben?—Anton und Amalie setzen sich im ersten Bande Seite 67 auf die Eisenbahn, und Seite 68 sind schon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eisenbahnen existirt hätten, er hätte bei den Reisen seiner Helden 15 Millionen Postgeld rein erspart! Wie gesagt, meine freundlichen Leser und Leserinnen, auf Liebe, Kunst und Poesie werden die Eisenbahnen ungeheuer einwirken.—

Auch die armen „Wander- und Liebeslieder" werden aufhören müssen. Früher, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau war, schrieb er:

„Sehnsuchtslieder an die Entfernte."

Und er fing an:

Fern von dir
Weil ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben,
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen.
Es wandern die Stern',
Doch du bleibst fern,
Wie ich auch schau,
In Iglau!

Doch jetzt, da Eisenbahnen sind, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieses Lied kräht kein Hahn,
Setz' dich auf die Eisenbahn!"

Das ist schon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abschiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch' ein Verlust!—Die Thränen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, und die Hoffnung, das sind die zwei Zehrpfennige, die dem Menschen auf die Lebensreise mitgegeben wurden, als er das Paradies verlassen mußte. Wehe dem, der sch-

inmitten der Reiſe keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat; wehe dem, der ſeine Hoffnung nicht mit einer Thräne auffriſchen und ſeine Thräne mit keiner Hoffnung wegtrocknen kann. Roſenblätter und Menſchen müſſen oft gepreßt werden, um ſich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Aether vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Thautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Menſch und Blumen das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolſter der Erde.—Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu: in Seufzern und in Thränen, alſo auf trockenem und auf naſſem Wege, d. h. zu Achſe und zu Waſſer.—Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; ſie behandeln ihren Thränenſack wie den Waſſerſack ihrer Pfeife, ſie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis ſie ihn fühlen; die Frauenzimmer fühlen den Schmerz ſchon, wenn ſie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, ſo iſt dies eine Gabe, ein Geſchenk der Götter; bei den Frauen iſt das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja, es giebt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen der Genies iſt: aus gar keinem Stoffe ſeinen Gegenſtand erſchaffen. Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten ſelbſt gilt: „aus den Augen, aus dem Sinne.“

Was ſind Thränen anders, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Menſch auch Thränen, das ſind falſche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter ſieht als das Herz und ſieht, wie nach jeder großen Freude im menſchlichen Leben ein großer

Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und Festgepränge ein armer Bettler mit seinen Jammerkrücken dem Zug nachhinkt.

Die Hälfte der menschlichen Thränen, und gerade die schönsten, die Thränen des Wiedersehens, meine freundlichen Leser und Leserinnen, die werden auf der Eisenbahn ganz eintrocknen. Die Eisenbahnen werden nicht nur das äußerst Ersprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, sondern sie verbinden auch die Menschen, sie schlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Actienband um viele Individuen, und Actienverwandte halten besser zusammen wie Blutsverwandte. Die Actionäre der Eisenbahn werden zu Hause sitzen und doch gut fahren; man wird die Actionäre der Eisenbahn nicht fragen: „wie geht es Ihnen?" sondern: „wie fährt es Ihnen?" und sie werden mit Fug und Recht antworten können: „es passirt!" denn die große Passage macht alles aus. Die Actionärs und die Dictionärs sind darin gleich, daß sie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben so schätzenswerth und unentbehrlich wie ein dictionaire de poche ist ein Actionär de poche; zwischen einem Dictionaire und einem Actionair ist nur der Unterschied: bei einem Dictionaire sind die späteren Ausgaben die erwünschtesten, bei einem Actionair sind die späteren Ausgaben die unerwünschtesten.—Es geht mit den menschlichen Gedanken und Erfindungen wie mit dem Menschen selbst und mit den Thieren. Die großen und genialen sind nicht immer die nützlichsten. Ein Schaf nützt der Menschheit mehr, als ein Rhinoceros; eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menschheit eher auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatist, und die Erfindung der Eisenbahnen ist für

die gesammte Menschheit vortheilhafter als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen sind es auch ganz allein, bei denen der Associationsgeist Gutes stiftet, sonst hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Association der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Association der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entspringen; aber es gehören Millionen Hände dazu, um diese großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eisenbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist nichts, als eine eiserne Characteristik unseres Jahrhunderts; denn in unserem Jahrhundert entfernen wir uns von nichts so sehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts so nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf das Reich der Empfindungen ist unberechenbar, z. B. auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kennt nur eine Krankheit, die Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abwesenheit, denn diese ist ein Symptom der Liebe.

Was ist Liebe? Die Liebe ist jene Rechnung, bei der es keine Probe giebt. Die Liebe numerirt nur sich selbst, addirt nur das Herz zum Herzen, subtrahirt von ihren eigenen Freuden, um die der andern zu multipliciren, und dividirt nur mit ihrem eigenen Ich.

Was ist Liebe? Liebe ist dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wissen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verstehen. Die Frauenherzen athmen Liebe, die Männerherzen schnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenstände, aber ein Frauenherz nur wenige, so wie Holzschnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke

Die Männerherzen sind in der Liebe wie das Schicksal oder wie die früheren Fürsten, sie stellen blos Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage stellen.

Es ist eine sehr traurige aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß der Mensch keinen Menschen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menschen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menschen ist grundlos, aber nicht seine Liebe; der Haß des Menschen faßt im Herzen einen grundlosen Boden, aber die Liebe nur einen bodenlosen Grund! Nur im Haß ist der Mensch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Mensch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß sie, wie Rechtssachen, bei seinem Ohr und bei seinem Auge in Duplicat einreichen.—Die schlechten Handlungen aber, die der Mensch hört, die glaubt er gleich; sie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugniß, keine Belastungszeugen. Nur bei schlechten Handlungen, die man dem Menschen erzählt, ist der Mensch ein klägliches Ausrufungszeichen; bei den schönen Thaten seiner Nebenmenschen ist er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Mensch mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgensonne erscheinen ihm die moralischen Schatten der Menschen, wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendsonne seines Lebens sieht er sie ganz lang und groß; es ist aber nicht deshalb, weil die Menschen wirklich mehr Schatten werfen, es ist deshalb, weil seine untergehende Sonne ihr Licht ganz schief und einseitig auf die Menschen fallen läßt. Die eigentliche Liebe, d. h. das eigentliche Verliebtsein, dauert bei dem Menschen nur bis er majorenn wird. So lang der Mensch im Wachsen ist, kann er mehr essen und mehr lieben. Herz und Magen sind Wandnachbarn im Menschen, und zwischen einem Verliebten und einem Hungerigen ist nur der Unter-

ſchied: bei einem Hungerigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu 24 Jahre kann des Menſchen Herz und Magen alles mit machen, aber nachher kommen die Herz- und Magenkrämpfe.

Der Menſch, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, hört nie zu wachſen auf, wir ſehen es nur nicht. Bis 24 Jahr wächſt er in die Höhe zum Himmel empor, nach 24 Jahr fängt er ſchon an in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachſen, in's Grab hinein. Das Leben iſt ein Tunnel, ein langer, finſterer Gang, den wir in die Erde hinein gehen und deſſen Ende wir nicht ſehen, als bis wir es erreicht haben. Es wird durch die Eiſenbahnen keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was iſt die Vergangenheit? eine geſtorbene Gegenwart. Was iſt die Zukunft? eine noch nicht geborene Gegenwart. Was iſt die Gegenwart? eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwart iſt ein Wechſel auf die Zukunft gezogen, der aber von dieſer nicht reſpectirt wird.—Was iſt alt? Was iſt neu?

Neu, ſagt Schiller, iſt nur die Phantaſie. Man kann ſich alſo nicht wundern, daß es ſo wenig Neues gibt. Man ſollte ſich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? ſondern was haben Sie für Phantaſie? und die Antwort wird ſein: „Ach ſehr wenig!“ — — Unſer jetziges Leben gleicht einer Eiſenbahn, wir ſind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft ſchrumpfen auch auf unſerer ſchnellen Lebensbahn zuſammen. Kaum, daß man uns am Anfang der Lebenseiſenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe!“ hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!“ Der Menſch macht ſich aber ſeine Lebenseiſenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! ſondern, um

ſich, wie einem Pferde, noch mehr Laſten aufladen zu können. Unſer Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unſere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu erſparen oder zu erhöhen. Wie viel übermenſchliche oder nicht menſchliche Kräfte brauchen wir zu den Menſchen: Um ſie zu ernähren, Dampfeskraft; um ſie fortzubringen, Pferdekraft; und um ſie zu ertragen, Rieſenkraft.

Durch die Eiſenbahnen wird jemand ein ſehr gereiſter Mann ſein, und man wird doch von ihm ſagen können: „Er iſt nicht weit her!“

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reiſe um die Welt, die man ſonſt in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird ſeinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reiſe durch Europa machen laſſen, eine ſolche Reiſe dauerte ſonſt zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von ſeiner Reiſe durch Europa zurückkommen, er wird ſich auf dieſer Reiſe mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird, „was haben Sie denn z. B. in Holland geſehen?“ ſo wird er ſagen: „entſchuldigen Sie, Holland habe ich gerade verſchlafen!“

Auf allen Wegen werden Eiſenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man ſollte einmal auch auf dem Prozeßweg eine Eiſenbahn anlegen. Man weiß, wie viel verſchiedenartige Kanäle man haben muß, um auf dieſem Weg fortzukommen, wie wohlthätig wäre alſo da eine Eiſenbahn? um ſo mehr, da man, um auf dem Prozeßweg vorwärts zu kommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Prozeß iſt ja wie eine Eiſenbahn ſelbſt, nichts als die Kunſt, ſeine Sachen fortzuſchaffen. Mit einem Prozeß iſt's wie mit einer Bouteille Wein: die Anwälte, das ſind die Propfenzieher, ſie

können oder wollen oft nur auf krummen und gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Prozeß hat, ist der Pfropfen selbst, der dabei so lange angebohrt wird, bis er ruinirt ist, und die Summe des Prozesses ist der Wein, der gar nicht getrunken wird, sondern blos in Kosten aufgeht. Ein juridischer Prozeß und ein chemischer Prozeß sind ganz gleich. Ein chemischer Prozeß besteht in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen; ein juridischer Prozeß besteht ebenfalls in Destilliren, Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen. Die beiderseitigen Beweisgründe werden destillirt und sublimirt, die Prozeßkosten verdampfen, die Geduld schmilzt, die Clienten werden niedergeschlagen, und bis der Prozeß zu Ende geht, sind beide Parteien ihrer irdischen Auflösung nahe!

Die besten Advokaten sind die Hausherren, die lassen ihre Parteien nicht gerne ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Parteien herumgehen, und wahre Parteigänger sind. Die Hausherren haben einen eigenen Kalender. Sie zählen nicht von Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses, die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt; ihre vier Jahreszeiten sind: Johanni, Jakobi, Georgi und Michaeli. Sie haben auch alle Jahr eine andere Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine, die sichtbare Finsterniß auf ihren Stiegen. Die Einwohner sagen von dem Miethzins: „Das ist fabelhaft!“ allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist eine Miethe!“ (Mythe), und in dieser Hinsicht könnte man sagen: „Die Hausherrenkunst ist nichts, als die angewandte Miethologie!“ Blos auf dem Weg un-

ferer Miethzinsen kann man keine Eisenbahnen anlegen, denn der geht immer in die Höhe.

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenstöße, aber man hatte Zeit, sich ein Bischen umzusehen. Dann kamen die Eilwägen. Alles in Eile! Die Menschen und ihre Reisen kamen mir vor, wie Frauenzimmerbriefe, wenn sie noch so lang, und noch so breit sind, heißt es doch immer: „In Eile!" Leider schreiben sie blos zuletzt in Eile, wenn sie im Anfange gleich oben schrieben: „In Eile!" würde man gleich wissen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuscript von den Schriftstellerinnen sehen könnten, am Ende des siebenten Bandes steht gewiß: „In Eile." So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, daß man sagt, sie werden immer zu spät fertig; es ist nicht wahr, sie fangen nur immer zu spät an. So sagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben; da thut man ihnen Unrecht, sie wollen schon am Anfang immer Recht haben, und nur wenn sie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen sie am Ende immer Recht haben, und da haben sie am Ende nicht Unrecht. Man sagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Comma's, keinen Beistrich und keinen Punkt, das ist Verleumdung. Sie geben Comma's, Beistriche und Punkte blos en gros aus, sie machen gleich Anfangs einen Klecks, so ein Klecks ist nichts anders, als zusammengesparte Comma's und Punkte, die der Leser dann nach Gefallen vertheilen kann. So ein Klecks in einem Liebesbrief ist oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Klecks nur lesen können, und es kommt alles darauf an, wo so ein Klecks steht, und wie es aussieht; z. B. „Mein einzig Geliebter!" Ausrufungszeichen, Klecks! da muß man immer denken, es wird so wenig bei dem einzigen Geliebten bleiben, wie bei dem einzigen Klecks.

„Wie ſchildere ich dir dieſes Meer von Empfindungen?“ Fragezeichen, Klecks. Dieſer Klecks iſt die Antwort auf die Frage, ſie ſchildert das Meer der Empfindungen, es iſt das ſchwarze Meer.

„Du begreifſt nicht, wie mein Herz —„— Gedankenſtrich, Klecks! d. h. begreifſt nicht, was mein Herz unerklecklich iſt.

„Verbleibe Deine Treue—“ Klecks!

Das iſt der Klecks! — ſie hängt ihrer Treue ſelbſt einen Klecks an. Dann kommt noch „In Eile,“ oder „In aller Eile,“ oder „Eiligſt,“—Klecks. Ein ſchwarzer Beweis, daß dieſe Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit iſt.

Das iſt alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwägen waren uns bald zu langſam, und wir bekamen Eiſenbahnen. Im nächſten Jahre, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, werde ich auch eine Eiſenbahn durch meine Vorleſung anlegen. Einer Eiſenbahn durch meine Vorleſung ſteht auch kein Hinderniß im Wege, denn es geht immer hübſch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn Sie werden ſchneller fortkommen.

Der Frühling, auch ein Poſtillon.

Der Menſch fährt auf der Poſt durch's Leben, ſowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man ſich auf einer Station niederlaſſen will, kommt gleich der Poſtillon und bläſt und jagt mit uns nach der nächſten Station, wo der Menſch zum letzten Male aus- und einſteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remiſe der Vergänglichkeit geſchoben wird.

Aber der Menſch ſehnt ſich immer nach der Station und nach dem Poſtillon und giebt gute Trinkgelder, nur damit die

Postillone schnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Postillon der Kindheit, der Postillon der Jugend, sie blasen ihre Fanfare, sie schmettern auf ihrem Posthorn, und kaum ist man angelangt, bläst schon der Postillon des reifen, des greisen Alters, bis der letzte Postillon mit der schwarzen Postkutsche kommt und mit dem letzten Blaser—das Licht ausbläst!

Der Frühling ist auch eine Station, der Postillon Lenz bläst, daß es durch Felder und Wälder schallt; da sind wir— auf der süßen, freundlichen, holden Frühlingsstation! Halt, Postillon, halt! Laß uns aussteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon sattelt der Postillon Sommer seinen Brandfuchs! O halt! Nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Bissen warmen Sonnenstrahl!

Aber geschwind! Nur geschwind! So schnell wie auf einer Mittagsstation auf der Eisenbahn, das Essen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was bist du? Ich bin die Poesie! Poesie, was bist du? Ich bin die Freude! Freude, was bist du? Ich bin die Jugend! Jugend, was bist du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was bist du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poesie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich singt dir die Dichtkunst nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was ist der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Herberge, ein grünangestrichenes Stück Zeit, eine Taschenspieler-Vase, die zur bestimmten Minute Blumen wachsen läßt!

Was ist dem, der nicht liebt, Poesie? Eine Harfenistin,

die ihre eingelernten Weiſen abſingt, eine eingeleierte Droſſel, eine Spieluhr!

Was iſt dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgeriſſen ſind; eine Blume, im Treibhaus gezogen; für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was iſt dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gaſt nie erſcheint; eine Anweiſung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verſchloſſene Blume, in welcher eine ſchöne Prinzeſſin gefangen ſitzt und zu deren Erlöſung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Poſtillon, halt! Die Liebe iſt da zu Hauſe! Laß ſie da weilen! Der Frühling iſt ja nur eine Paraphraſe, eine Umſchreibung der Liebe in Blumenworten, in Blüthenſätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüthen waren nicht in Hermelin gehüllt, die Roſe war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergoſſen; die Bewohner des Waldes, die Vögel, waren ſtumm, nicht die Lerche ſtieg ſchmetternd zum Himmel und nicht Philomele ſang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanctus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felſen zurück, Alles war heiße Goldgluth, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tödtend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in dieſem einförmigen All ſah das erſte Weib den erſten Mann ſchlafend im Graſe, das Ebenbild des Herrn im Angeſichte und die Bruſt gehoben von dem Vortraum der Liebe, ſein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erſte Weib über-

wältigt von einer unnennbaren Empfindung, leise wie ein ziehender Nebel zog der erste Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenlose Sehnsucht wickelte sich um ihr Empfinden, sie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Auge sich netzen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Selbst zu dem zweiten Sieselbst hingezogen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Und sie beugte, überwältigt von Sehnsucht und süßer Bitterniß, sich nieder, seufzte und lispelte die noch unverstandenen Worte: „Ich liebe!" Und als dieses Wort gesprochen war, ging die erste Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, und die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes schaarten sich um diese Offenbarung, und als das erste Weib das Wort „Liebe" sprach und lieblich heilig erröthend dastand, und aus ihren blauen Augen die erste Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen sich die Rosen den Wiederschein ihrer Wangen, Lilien und Blätter theilten sich in die Blüthe ihrer Stirne, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blättchen in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: „Ich liebe dich!" zum Himmel empor, und die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und setzte ihn in Musik, in Sehnsuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das stumme Echo sprach zum ersten Male den Wiederhall: Liebe! Und aus der ersten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, schoß die Trauerweide in die Luft, die, stets nach Thränen dürstend, die Zweige niedersenkt. Und so wurde der Frühling! Ein Geschöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was ist euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopf-

loch der Jahreszeiten! Eine gemalte Couliſſe in das Spectakelſtück: „Leben“ geſchoben!

Arme Menſchen, die ihr nicht liebt, nicht die Menſchheit und nicht die Menſchen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menſchen, deren Herz nicht vom Gaſe der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was iſt euch der Frühling? Eine italieniſche Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menſchen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menſchen nicht liebt in der Menſchheit, und die Menſchheit nicht liebt in jedem Menſchen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er iſt ein Vorwurf für euch! Die Blumen, die Bäume, die Blüthen, die Sänger des Waldes ſind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm ſie gebeugt hat und ſie nach dem Sturme ihr Haupt wieder erhebt, ſie duftet doch wieder milde und ſendet ihren Wohlrauch in dieſelbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, ſie fragen den ſonnverbrannten Wanderer nicht: „Haſt du die Gabe meines Schatten verdient?“ ſondern ſie ſagen: „Kommt alle, die ihr matt und müde ſeid, in meinen Schatten, ich bin hoch; aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erſt ein Höherer dort oben richten!“ Und die Blüthen predigen Liebe, ſie opfern ſich ſelbſt gerne, ſie geben ihr Daſein hin, um der ſpätern Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Geſang, ihre Lieder ſind die Urſache, daß die Menſchen ſie verfolgen und einfangen, und doch ſingen ſie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menſchen zu beglücken!

Arme Menschen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menschenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der Frühling offene Tafel giebt und einladet alle edlen Gefühle und alle schönen Regungen, und von dem Obermundschenk Sonnenstrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofcapelle des grünen Cabinets anstimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrsager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, ist der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung ist!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenschrift lauter große Anfangsbuchstaben! Die Rose spricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnsucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von der Erinnerung, die Mimose von ihrer Verehrung, und—die wilde Rose? Was sprichst du, süße, holde, wundersame wilde Rose? Was sprichst du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbst?! Was sprichst du, wilde Rose, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was sprichst du, wilde Rose, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du sprichst gar nicht, du lächelst nur,
So lächelt durch die stille Nacht
Der klare Mond mit seinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du sprichst gar nicht, du siehst nur her,
So blicket aus dem klaren See
Die Wasserrose lieblich still,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du ſprichſt gar nicht, du neigſt den Kopf,
So neigt die Roſe zart das Haupt,
Wenn ſie dem Liebefreier Weſt
Verſchämt den erſten Kuß erlaubt.

Du ſprichſt gar nicht, du blüheſt blos,
So blüht der Frühling, blühet ſtumm,
Doch Sang und Klang und Liederſpiel
Ertönt in ſeinem Heiligthum.

So ſingt mein Herz, ſo ſingt mein Mund
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühling und die wilde Roſe,
Sie werden beide mich verſteh'n!

Die Kunſt, einzuſchlafen, oder: Die Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen.

Es gibt eine große Kunſt: ſich gut auszuſchlafen; aber es gibt noch eine größere, noch ſchwierigere Kunſt, einzuſchlafen!

Das iſt eine Kunſt, die man, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über dieſe Kunſt ganze Nächte lang wacht, ſo lernt man ſie erſt nicht!

Die Kunſt einzuſchlafen, iſt eigentlich nichts als die Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menſchen, als wenn ſie ſagen: ich kann bei Nacht nicht einſchlafen! Das iſt nichts als ein Beweis, wie gut ſie ſich mit ſich ſelbſt unterhalten, wie amuſant und geiſtreich ſie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Geſellſchaft iſt, ſo läuft man oft alle Augenblick Gefahr, ſogleich einzuſchlafen; iſt man aber allein, Abends, im Bette, mit Niemandem beſchäftigt als mit ſich.

hört man nichts, als das, was man ſich ſelbſt ſagt, in Gedanken oder in Monologen, da iſt man entſetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbſtliebe und Selbſtgefallung!

Im Schlaf gehen die Geſchäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag alſo des Tages über gute oder ſchlechte Geſchäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es ſchwer zum Einſchlafen bringen! Allein ein ganz geſundes Herz ſchläft gar nicht—es ſchnarcht nur zuweilen!

Alſo die Kunſt, einzuſchlafen, erfordert: Erſtens: daß man kein Herz habe, das Herz iſt die Unruhe im Menſchen, und mit Unruhe in ſich kann man nicht einſchlafen. Zweitens: daß man nichts denke; denn denken iſt ein Andrang von lebensſchädlichen und organismuszerſtörenden, böſen Einflüſſen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einſchlafen gehört eine bequeme, der geiſtigen und leiblichen Ruhe zuträgliche Leerheit des Kopfes. Drittens: daß man nichts beſitze, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts beſitze; denn der Beſitz, jeder Beſitz, es ſei nun der eines Dukatens, oder eines Hauſes, oder eines Herzens, oder auch nur eines Talentes—dieſes gefährliche Schieß- und Mordgewehr—hebt die freie Wirkſamkeit der Seele nach Innen auf, richtet ſie auf die Außenwelt und zerſtört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und ſchnell einſchlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in baarem Geld, noch in Grundſtücken habe, und doch auch kein Börſenſpekulant ſei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und ſich um keines Menſchen Wohl und Weh zu bekümmern habe; daß man ſich gar keines Talentes bewußt ſei, daß man die ſichere

Ueberzeugung habe: „Morgen Früh, wenn ich aufstehe, bin ich ein so dummer Kerl und ein so talentloses Wesen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann," wenn man bei allem diesen nichts gegessen hat, blos ein Glas Zuckerwasser trank, sich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht lesen kann, dann kann man sich der Hoffnung überlassen, leicht einzuschlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um schnell einzuschlafen! Die Fensterscheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewisse Melodie so lange immer von Neuem summen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren u.s.w. u.s.w.

Aber es geht diesen Mitteln wie allen Hausmitteln: sie sind alle recht gut, aber sie nützen alle nichts!

Es ist ein großes Unglück, daß sich die Menschen so gut mit sich selbst unterhalten! Man ist so seelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat als das — Kopfkissen! Das Kopfkissen gähnt uns nicht in's Angesicht, das Kopfkissen hört uns geduldig zu, und wer am besten zuhört, ist der beste Gesellschafter!

Von was spricht der Mensch mit dem Kopfkissen? Von sich! Von sich! Von sich! Kann man bei einem so interessanten Gespräche einschlafen? Das wäre eine Beleidigung an sich, und sich selbst beleidigt kein Mensch sobald!

Ich kenne Schriftsteller, die mit dem Vorlesen ihrer Schriften ganze Gesellschaften eingeschläfert haben; sie lesen sich ihre Werke aber selbst alle Nacht vor, und es kömmt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anekdotenerzählen haben; wenn sie dieselben in Gesellschaft erzählen, so schlummert der auftragende Bediente im Gehen plötzlich ein, die Natur selbst fängt zu gähnen an, und Todesschlaf herrscht ringsum; dieselben wiederholen sich diese

Anekdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten sich dabei so köstlich, daß sie nicht einzuschlafen im Stande sind!

Ich komme also darauf zurück, daß die leidige Selbstliebe der Feind ist, warum viele Menschen nicht einschlafen können.

Ich kenne Menschen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine so narkotische Einwirkung machen, daß man sich an das erste beste Haus anlehnen und schlummern muß, bis sie vorüber sind, und diese Menschen klagen auch, daß sie nicht einschlafen können! Sie müssen also nothwendiger Weise Nachts ganz aus sich heraustreten und sich für ein anderes Individuum halten.

Man sagt, um bald einzuschlafen, müsse man das Licht auslöschen; Unsinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrscht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einschlafen;" das Licht ist kein Hinderniß des Schlafes, denn der erste Mensch ist sogleich nach Erschaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeschlafen! Daß aber der erste Mensch so bald und so leicht einschlief, ist ein Beweis für meinen Ausspruch: Man muß gar kein Vermögen besitzen, Niemand lieben, nichts wissen, nicht lesen können, und — unverheirathet sein, um bald und schnell einzuschlafen.

Daß aber das Licht am Einschlafen nicht schadet, beweist der Umstand, daß manche Menschen gerade in der Gesellschaft der größten Lichter am ehesten einschlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einschlafen zuträglich ist, geht auch daraus hervor, daß man tausend und tausend Dinge, Prozesse, Untersuchungen u.s.w., je eher einschlafen läßt, je greller das Licht ist, in welchem sie erscheinen!

Ich glaube, gerade im Finstern kann man gar nicht einschlafen, denn schlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finstern werden die Sinnesempfindungen am meisten wach gehalten.

Ich für meinen Theil, ich finde nie mehr Luſt zu ſchlafen, als bei einer *Illumination*, bei einem Feuerwerke, und die Feuerſpritzen ſind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande!

Ein Betrunkener ſchläft ſogleich ein, und der iſt doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantaſie des Menſchen iſt, deſto eher ſchläft er ein; je farbloſer ſie iſt, deſto weniger; darum ſchläft die Jugend viel, das Alter wenig! Ich weiß, das iſt eine falſche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — *Schlaf*, und will verſuchen, mich—in *den Schlaf zu reden*, denn ich ſchreibe dieſen Aufſatz im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an—daß ich nicht ſchlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten noch Liebe, beſitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin Eigenthümer aller Erforderniſſe zum Schlaf, und—kann doch nicht ſchlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Geſellſchaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgeleſen und bin doch nicht eingeſchlafen! Da dacht' ich, das ſind *alte Sachen*, die wirken nicht ſo, *friſche Mittel* ſind wirkſamer, und ſchreibe mir friſch dieſes Opiat. Allein, ſchon ſind alle Leſer um mich eingeſchlafen, und ich bin noch ſo munter, ſo wach! Es iſt entſetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geſchriebene ſchon vorgeleſen, und kein Schlaf kömmt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht ſchon durchwachen; Du aber, lieber Leſer, *eingeſchlafen* biſt Du ſchon, ſchlaf' alſo gut *aus*!

Don Carlos mit Butter,

oder:

Die Lese-Soirée.

Introduction.

„Lieber Joseph, seid'ne Strümpfe!
Weißt, wohin ich geh',
Mich erwartet schon um Sieben
Eine kleine Soirée."

Arbeit giebt's von allen Seiten,
Arbeit, wo ich hin nur seh',
Und die größte Arbeit wartet
In der kleinen Soirée.

Schnupfen hab' ich, Gliederreißen,
Und es thut der Zahn mir weh,
Alles das wird wohl curiren
Heute noch die Soirée.

Dunkel ist es, kalt und windig,
Und es fällt ein großer Schnee,
Doch ich segle durch die Lüfte
In die kleine Soirée.

Esse erst ein Dutzend Würstel
Denn mir ahnt ein grüner Thee,
Und ein blaß platonisch Bretzel
In der kleinen Soirée.

Lege auch noch etwas Watte
In die Schuh', auf meine Zeh';
Denn mir schwanen große Füße
In der kleinen Soirée.

Und ich blaſe meinen Odem
In die Handſchuh von Glacée,
Und wir treten aufgeblaſen
In die kleine Soirée.

— — — — —

Herr von Zitterl hat ein ſchönes Haus in der Vorſtadt, in dieſem Hauſe eine Stube voll Töchter über der Erde und einen Keller voll Wein unter der Erde; die Töchter ſind alle auf Romane und der Wein aller auf Bouteillen gezogen. Frau von Zitterl hat ihre Töchter zu Arbeitsfurcht und Leſeliebe erzogen, und von Zitterl hat jährlich ſeinen Töchtern ein Jahr abgezogen und ſeinem Wein zugelegt. Anno zwei und zwanzig war ſeine älteſte Tochter 28 Jahre alt und ſein älteſter Wein ein halbes Jahr. Anno ſechs und dreißig war die älteſte Tochter vierzehn Jahre und ſein Sechsund-dreißiger-Wein auch vierzehn Jahre alt!

Amalgunda Zitterl war die Erſte, die älteſte Jüngſte, und Theone Zitterl war die jüngſte Jüngſte.

Alle Zitterl's haben von ihren Eltern die große Wahrheit gehört: „Wer Geld oder ein Haus beſitzt, der kriegt ſchon einen Mann, ohne alle anderen Zuthaten.“ Allein große Wahrheiten haben ſchon große Männer ſtecken laſſen, warum nicht auch einmal ein halb Dutzend Zitterl's?

Die Zitterl's haben durch Putzliebe, Schnippigkeit, Leerheit an Herz und Geiſt, durch große Anſprüche alle Bewerber verſcheucht. Der Herbſt, der fatale, der unleidliche Herbſt, der Lebensherbſt nämlich, kam heran, die Haus-Pique-niques-Schwalben flogen davon, die Ball-Leimruthen hielten weder einen Goldfaſan noch einen Gimpel mehr feſt und die Zitterl's lernten noch eine harte Wahrheit kennen, die ſie zwar nicht ſtecken, aber ſitzen ließ, die Wahrheit: „Wer viel klaubt, bleibt ſelbſt unaufgeklaubt!“

Herr von Zitterl ſpannte ſeinen Zins immer höher und die Zitterl's ihre Anſprüche immer tiefer; allein ein Quartier muß der Menſch haben, aber eine Zitterl nicht, und ſo fand ſich richtig um Michaeli und Georgi immer ein Miethsherr, aber nie ein Eheherr ein!

Die Liebe macht erfinderiſch, ja wohl; die Noth macht auch erfinderiſch, ja wohl; aber eine Mutter, die ihre Töchter verheirathen will, iſt am erfinderiſchſten! Gebt einer Mutter, die vier heirathsfähige Töchter hat, vier zu erringende Schwiegerſöhne am Nordpol und die Nordpol-Expedition wird gelingen, ſie muß gelingen!

Frau von Zitterl hat einen neuen Verſuch gemacht, Geſellſchaft in's Haus zu bekommen: eine Leſe-Soirée!!

Es wurde nämlich alle Wochen ein Stück geleſen und in Rollen vertheilt: Jeder und Jede las eine Rolle. Man las Shakeſpeare, Goethe, Schiller, nur Klaſſiſches; in den Zwiſchenacten wurde Butterbrod gegeſſen und Wein getrunken, und hie und da eine Action nachgeholt.

Frau von Zitterl hatte mich auf einem Hausballe kennen gelernt und in einer meiner liebenswürdigen Minuten verſprach ich ihr mit Hand und Mund, in der nächſten Leſe-Soiréé eine Rolle zu leſen.

So oft, d. h. ſo ſelten ich noch liebenswürdig war, ich hab' es noch immer bereut!

Zwei Tage darauf kam ein Billet von der Frau von Zitterl, mit der Bitte, mir eine Rolle in dem nächſt zu leſenden Stücke: Don Carlos, zu wählen. Ich ſchwankte lange zwiſchen der Infantin Clara Eugenia und der Prinzeſſin Eboli, endlich übermannte mich die Beſcheidenheit, wie das bei allen theatraliſchen Künſtlern der Fall iſt und ich wählte den Poſa.

Es war ein ſchweigſamer Januarabend, die Sterne blin-

zelten ſo begehrlich herab, die Luft war lau, wie das Publikum bei einem claſſiſchen Stück, die Nacht ſah gar nicht darnach aus, als ob ein ungeheurer Gräuel in ihr geſchehen ſollte, und doch, und doch, — o gütiger Himmel! dennoch las Amalgunda Zitterl die Eboli!

Ein allgemeines „Ah!“ empfing mich, als ob mich Stuwer eben losgelaſſen hätte. Ein Stein oder Ziegel Butter ſtand inmitten des Tiſches, und der Stein kam mir vor, als wär' er mir vom Herzen gefallen. Mehrere Meſſer und Brod-Räder lagen auch bereit, zwei große Flaſchen des jüngſten alten Weines, kurz alles war da, was zu Don Carlos unumgänglich nöthig iſt.

Auch verſchiedene „Don Carloſſe,“ blaue, grüne, broſchirte, ſteife, ſchmutzige und reine lagen um die Butterſchüſſel herum. Das Schlachtfeld lag im dumpfen Schweigen. Die Würger mit blutdürſtigen Seelen ſaßen mit funkelnden Augen da. Frau von Zitterl ſtellte mir die Helden des Stückes vor. Herr Schlehdorn war Don Carlos. Er war ganz dazu geſchaffen. Von Geburt ein Bortenwirker, durch Schickſal aber Tapezierer, ſchien er dazu geboren, der Schöpfer eines goldenen Reichs zu werden und ſpäterhin ſogar einen Thron auszuſchlagen; Schlehdorn war genial gekleidet, Kragen und Halstuch locker herabſchlotternd, ſo daß ich glaubte, das wären „die flandriſchen Provinzen, die an ſeinem Halſe weinen!“

Ein Herr von Eierweiß war Philipp.

Er war von Erziehung Wachskerzenfabrikant und konnte wie Philipp ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter!“

Ein Herr Gallonenzwiker war der Herzog von Alba. Er war Handlungsbefliſſener und brachte daher, wie Alba, ein großes vermeſſenes Weſen mit und wenn er ſeine

Waare ausschnitt, so war er, wie Don Carlos von Alba sagt: „Ein Schnitter sonder Gleichen!“ Von den weiblichen Hauptrollen nenne ich noch: Mamsell Sternenschnitz als Elisabeth.

In Steiermark geboren und zur Gouvernante erzogen, war sie dreizehn Jahre lang Gesellschafterin einer tauben Herrschaft, welcher sie vorlesen mußte. Sie hatte eine Stimme, daß, wenn sie in Wien las, die steierischen Berge furchtbar wiederhallten. Ein Organ, ganz wie zur Elisabeth geschaffen!

Theone gab die Mondecar und ich freute mich schon voraus, daß sie bald Zeit bekommen wird, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken.

Hr. von Zitterl war Regisseur und strich alle andern Personen fort. Man weiß, wie Regisseure mit Stücken umzugehen pflegen:

„Wehe, wenn sie losgelassen,
Streichend ohne Gran Verstand,
Durch die vollen Zeilengassen
Streichend mit verweg'ner Hand;
Denn die Regisseure hassen,
Was der Dichter wohl verstand!“

Die Olivarez, den Lerma, den Taxis strich Herr Zitterl so fort, als ob sie auch Butter gewesen wären, ja er legte die verwegene Hand an die Herzoge von Feria und Medina Sidonia! Ja, einem Hausherrn ist Niemand heilig, als seine Einwohner, und die Herzoge von Feria und Medina Sidonia wohnten nicht bei Zitterl! Hr. von Zitterl kündigte mir an, daß gleich angefangen und in den Zwischenacten Butterbrod gegessen wird. Ich hätte mich gerne blos auf die Zwischenacte abonnirt; da kommt man oft besser weg, insonders wenn keine Ouverturen und Symphonien gespielt werden.

Die Frau von Zitterl war ganz glücklich, daß ich eine Rolle

leſen werde; ich glaubte, ſie habe für die Eboli ein Auge auf mich und dachte mir: in dieſem Falle bleibt Poſa Malteſer-Ritter!"

Die Sitzung begann. Noch kannte ich das volle Maß der Freuden, die auf mich warteten, nicht. Eboli-Zitterl wollte mit mir aus einem Buche leſen und Eliſabeth von Valois hatte einen ſolchen Huſten, daß ſie, gerade als ich im Garten von Aranjuez zu ihr ſagte:

„Die neue Regung
Erſtickt die leiſe Stimme der Natur."

in einen ſolchen Raſſel-Huſten ausbrach, daß Herzog Alba ſeine Grandezza vergaß und zu ihr ſagte: „Sie haben einen rechten Schafhuſten!"

Eboli-Zitterl, die holde Brünette, rückte nagelfeſt an mich heran; leider war ſie auch kurzſichtig, und mein blondes und ihr ſchwarzes Haupt lagen wie eine Mundſemmel und ein Indianerkrapfen auf der ſchönen Cotta'ſchen Ausgabe von Schiller in einem Bande. Ich ergab mich dem Schickſal auf Gnade und Ungnade, und der Don Carlos mit Butter begann.

Der erſte Streich fiel auf mein Haupt. Ich als Poſa hatte die erſte Scene mit dem Tapezierer-Carlos; der gute Carlos konnte die Buchſtaben w, b, p, d, t und g, k, nicht unterſcheidend ausſprechen, alle klangen hart und weich, und er fing an mit einer Stimme, wie wenn ein gebratener Apfel zerplatzt:

Carlos.

„Ber kömmt?—Bas ſeh' ich?—O, ihr kuden Keiſter!"

Mir fuhr eine Trepanirnadel durch's Herz, aber ich raffte mich zuſammen und las mit einer Stimme wie Futterbarchent:

Mein Carlos!

Carlos: — — — — tu buſteſt

„Tas Carlos ohne Enkel bar, du fanteſt
Mir tiefen, und ich frake noch?“

Während dieſer Scene machte ich die Bemerkung, daß Don Carlos mit der jüngſten Zitterl liebäugelte, als er ſagte: „Ich lipe meine Mutter!“ blickte er ſie mit Seidenbortenblicken an; Theone aber ſchien hungrig zu ſein, denn ſie hatte einen Reifen Brod mit geſchickter Wendung unter ihr Buch herangezogen, wahrſcheinlich wollte ſie es mitnehmen, wenn ſie zehn Jahre entfernt von Mädrid leben ſollte. Don Carlos aber rief immer wüthender aus:

„Tas ſeh' ich ja, und tennoch lipp' ich!“

Amalgunda hatte mir während der ganzen Scene in's Ohr geſprochen, ſie ſagte mir leiſe: „Merken Sie nichts; meine Schweſter und der Schlehdorn?“ In der Zerſtreuung richtete ich die Worte Poſa's an ſie:

„Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht!“

Amalgunde erbebte wie ein Mehlauflauf und ſah mich mit einem übertragenen Liebesblick an; ich aber ſtieß die folgenden Worte Poſa's:

„O, mein Gott!“

mit einem Schrei heraus, daß die Geſellſchaft zuſammenfuhr und die Marquiſin von Mondekar ein Stück Butterbrod, welches ſie eben verſteckt zum Mund führte, vor Schrecken dem Tauer'ſchen Schiller auf das weiße Haupt fallen ließ! Nun kam die Scene im Garten zu Aranjuez. Die Königin, Eboli, Mondekar.

Die zwei Zitterl hatten ein gleiches ungleiches Schickſal. Der Zahn der Zeit, der eine Zahn, der allen Frauenzimmern weh thut, hatte den beiden Schweſtern einige Zähne ausgezogen, aber zum Unglück Amalgunden auf der rechten Seite, Theonen auf der linken Seite. Beide ſuchten die dadurch entſtandenen Gedankenſtriche in den Zahnreihen durch

die Bedeckung mit den Lippen zu verhüllen. Amalgunde verzog den Mund und ſprach halbrechts, Theone ſprach halblinks; Amalgunde ſah aus, als ob ſie ſich rechts etwas ins Ohr ſagen wollte, Theone, als ob ſie ſich links etwas ins Ohr ſagen wollte. Theone liſpelte, Amalgunde ſchnarrte. Mamſell Sternſchnitz aber, die Königin, ſprach alle Buchſtaben wie harte Eier aus und das R klang wie ʒ, z. Sie begann:

„Sie will um mich haben, Mondekaz!“

worauf die Eboli bekennt, daß ſie:

„Madrrid mit grrroßen
Frreuden wiederrr ſehe!“

und die Mondekar ſagte:

—„ßie ßollten
ßo unſern von Aranjueß ſich trennen?“

Die drei Damen fegten nun die Scene glücklich durch, bis ich wieder an die Reihe kam und Carlos zu der Königin brachte. Da ging es los wie beim babyloniſchen Thurmbau, kaum wußte ich, ob deutſch geleſen wurde:

Carlos.

Sie haben nie gelipt?

Königin.

—ich liebe nicht mehz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

Verlaſſen Sie mich, Pzinz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

O Kazlos!—

Nun kam der Wachskerzen-Philipp. Der hatte ſich eine

rigene Declamation gebildet; alle „ei“ hat er wie „äu,“ alle „i“ wie „ü“ und alle „e“ wie „ö“ ausgesprochen.

—„So alläun, Madame?“

Und auch nicht ä u n e Dame zur Begläutung?
Wo blüben Uehre Frauen?“

Auch das ging vorüber und in der Schlußscene des ersten Actes mußte ich noch einmal mit Don Carlos lesen. Der Tapezierer reichte mir die Hand:

„Komm Arm in Arm mit tir,
So fortr' ich mein Jahrhundert in die Schrangen!“

und in einem Nu flogen die Don Carlosse alle vom Tische, und der ganze spanische Hofstaat stürzte sich auf die Butter los.

Don Carlos fraß eine furchtbare Handschrift! lauter gothische Bissen. Dazu schenkte er sich von dem Zitterl-Wein die Gläser so voll, daß er den Tisch überschwemmte und ich ausrief:

„Stolz will ich den Spanier, wenn auch der Becher überschäumt!“

Am meisten aß die Marquisin von Mondekar; ich wollte auch etwas in diesem Artikel thun, allein die Frau von Zitterl meinte, in den Zwischenacten kann ich die lesende Gesellschaft critisiren. „Critisiren?“ sagte ich, „mit Vergnügen! Sehen Sie, Sie, Marquisin, Sie verschlucken zu viel! Sie gehen zu wenig in's Detail, aber Sie füllen Ihren Platz aus!— Sie, Infant von Spanien, Sie nehmen das Maul zu voll, Sie lassen sich von Ihrem Gegenstand zu viel d u r c h s t r ö m e n! Sehen Sie—(die Prinzessin Eboli bemächtigte sich so eben eines halben Laib Brodes)—„sehen Sie, die Kunst geht zwar nach Brod, aber die Muse soll, wie Schiller sagt, keine Kuh sein, die uns mit Butter versorgt.“—„Reden Sie von mir?“ fragte die Eboli und strich ein halbes Pfund Butter auf etliche Stücke Brod.

Endlich waren die Flaſchen geleert, die Butter halb aufgezehrt, man wiſchte ſich den Mund und fing weiter zu leſen an.

Die edlen Spanier hatten eine furchtbare Niederlage in unſerer vaterländiſchen Butter angerichtet! in dem ungeheuren Butterberge waren ganze Höhlen und unterirdiſche Gänge ein- und ausgegraben, und wenn die leſenden Lippen auch nicht von Beredſamkeit träufelten, ſo träufelten ſie doch von Fettigkeit. Beſonders Carlos und Eliſabeth, die durch nichts getrennt waren, als durch den Butterberg, ſchienen wirklich alle Berge ebnen zu wollen, oder vielmehr es ſchien, als hätten ſie ſich im Mittelpunkte der Butter ein Rendezvous gegeben und eilten nun mit allem Eifer leidenſchaftlicher Liebe gegenſeitig einander zu.

Auf die Kunſt ſcheint Butter keinen günſtigen Einfluß auszuüben, denn vom zweiten Acte an trat eine ſichtliche Lauheit in dem leſenden Perſonale ein; faſt Jeder hatte noch einen Reſt Brod und einen Zahnſtocher in der Hand, welches ich erſt bemerkte, als Eboli zu Carlos ſagte:

„Dieſe Hand hat noch zwei koſtbare Geſchenke zu vergeben!“

Der Regiſſeur Zitterl war höchſt nachläſſig und Alles ging nun bunt über Eck.

Nur ein einziges Mal warf er eine Bemerkung auf; bei der Stelle Philipp's:

„Ja, Herzog Alba — ihr habt recht — das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen,“

machte er die Bemerkung auch, das: „ihr habt recht“ müſſe für ſich und mit leiſer Stimme geſprochen werden, denn, ſo argumentirte er; eine Pauſe iſt ein Gedankenſtrich, d. h. man läßt die Worte blos ſo herausſtreichen, als ob's in Gedanken geſchehe. „Nicht wahr, Herr S.?“ fragte er; ich aber erwiederte: „Wo vorne eine Pauſe iſt, da hat ſich der

Dichter etwas gedacht, da braucht der Leſer nichts zu denken; wo hinten eine Pauſe iſt, da ſoll ſich der Leſer etwas denken, und der Dichter denkt nichts; wo hinten und vorne eine Pauſe iſt, da denken Leſer und Dichter vorne nichts und hinten nichts. Ueberhaupt gebe ich Ihnen folgende Lebensregeln über die Interpunctation an: Wo in einem Satze der Sinn halb ausgeht, da kömmt ein Comma (,); wo der Sinn dreiviertel ausgeht, da kömmt ein Semicolon (;); wo der Sinn ganz ausgeht, da kömmt ein Punkt (.); wo der Sinn gar nicht mehr geht, da kömmt die Pauſe (—); wo der Sinn erſt nachkommen ſoll, da kömmt ein Doppelpunkt (:); und wo der Sinn Mitleid erregt, da kömmt ein Ausrufungszeichen (!).“—Nach dieſen kleinen Zwiſchenſcenen wurde zu leſen fortgefahren und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Manche zwei Blätter umſchlugen, ohne daß ſie es ſelbſt oder die Andern bemerkten.—Es wurden inzwiſchen mehrere Privatunternehmungen befördert. Die Marquiſin von Mondekar rächte ſich in ihrer zehnjährigen Verbannung an König Philipp damit, daß ſie ihn mit einem Strohhalm, den ſie im Munde naß machte, hinter den Ohren kitzelte. In der Scene, die er mit dem Marquis hatte, trieb ſie dieſes geiſtreiche Spiel mit Leidenſchaft, ſo daß Philipp bei den Worten:

„Seht in meinem Spanien euch um!“

nach ſeinem Ohre griff und ausrief:

„Aber zum Teufel! hören's auf!“

Während dieſes vorging, hatte der Herzog Alba mit Eliſabeth auch ein Zwiſchenſpiel begonnen, nämlich mit Kreide einen Buchſtaben auf den Tiſch zu ſchreiben unter der Hand, und der Andere muß ihn errathen oder er kriegt einen Naſenſtüber. Der Herzog hatte ſchon an zwanzig Naſenſtüber von Eliſabeth bekommen. Wenn er einen falſchen Buchſtaben rieth, jauchzte

Ihre Majeſtät laut auf und höhnte ihn. Ich war grad' im ſchönſten Zug, im Kerker bei Carlos, und declamirte:

„Doch jetzt,
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele!"

da rief die Königin aus:

„Ja, Schneckenbaztel!"

Alba hatte nämlich wieder den Buchſtaben nicht errathen!

So ging das Ding fort; mich tödtete Gottlob gleich darauf der Schuß durch's Gitter. Der König kömmt, Alba, alle Granden; Carlos bleibt gelaſſen, ſtreckt die Hand mechaniſch nach der Butterbrod-Schüſſel aus und ſagt pathetiſch:

„Da liegen meine Reiche!"

Ich benützte meinen Tod und freute mich nun meines Lebens.

Die Schlußſcene kam heran. Königin, Carlos.

Königin. „Stehen Sie auf, Kazl!

Carlos. „Ich lipte, jetzt pin ich erbacht!
Und jetzt zum letzten Lepebohl?"
(Er küßt ſie.)

Königin. —„O Kazl,
Was machen Sie aus miz?"

So ging die Scene fort, bis Carlos ausrief:

„Gute Nacht denn, Butter!"

Der König ſprach:

„Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!"

Das ließen ſie ſich geſagt ſein, ſie thaten das Ihre; ſie fielen über die Trümmer Carthagos, über die letzten Butter-Mohikane her und führten ſie vom Leben zum Tode über.

Die Zitterl's ſprangen auf und Alle riefen:

„Das war einmal ein reiner Seelengenuß!"

So ganz rein war der Seelengenuß nicht, denn auf den

Buttermeſſern lag etwas grüne Erinnerung an eine Spinat-Vergangenheit.

Alle fielen ſich in die Arme; auch die Eboli mir, wie ein alter Claſſiker. „Nun," ſagte Herr Zitterl, „wollen wir gleich beſchließen, was wir nächſtens leſen wollen! „Wallenſtein!"—„Nein, Nadan der Weiße!"—„Nein, Zomeo und Julie!"—„Nein, Hamlet, Hamlet, Prrrrinz von Dänemarrrk!"—Endlich blieb es bei „Zriny" und mir wurde der Soliman zugedacht.

Als ich mich der verehrten ſpaniſchen Geſellſchaft empfehlen wollte, wurde ich durch die Nachricht freudig überraſcht, daß ich die Eliſabeth nach Erdberg zu begleiten habe.

Ich packte ſie wüthend unter den Arm, ſchleppte ſie durch Koth und Moraſt, durch Kreuz- und Quergaſſen nach Hauſe.

Ich wollte ſie gern dem Herzog von Alba übergeben, allein der wohnte an der Hundsthurmer-Linie! Ich wünſchte ihm glückliche Reiſe!

—„Sie nehmen gutes Wetter mit,
Wir haben jetzt April,—Mai,—Junius,—Julius, ſpäteſtens im Anfang Auguſtus können Sie dort ſein!"

Ich ſegelte mit meiner Eliſabeth durch die Weißgärber. An der Brücke war ein ſolcher Moraſt, daß Eliſabeth einen Schuh ſtecken ließ und ihn eine halbe Stunde lang ſuchte; ich declamirte aus Schiller's Reſignation, indem ich gegen Himmel ſah und auf die Eliſabeth zeigte:

„Hier ſteh' ich an deiner Schauerbrücke,
Furchtbare Ewigkeit, empfange deinen
Vollmachtsbrief zum Glücke, ich bring' ihn
Unerbrochen dir zurücke!"

Die Königin ſtand im Moraſte, mit einem Strumpfe und einem kothigen Schuh in der Hand, ſie zeigte mir den ruinirten Schuh:

—„Marquis,
Iſt keine Rettung möglich?“

Da ſtand ſie, Eliſabeth unter den Weißgärbern; ſie ſtand da wie eine Ente und zog immer einen Fuß in die Höhe. Ich aber ſtürzte auf ſie zu, wie ſie da ſtand im Schneelichte, wie ein zerbrochener Wegweiſer; ich ſtürzte vor ſie hin, rief aus:

—„Königin!
Das Leben iſt doch ſchön!“

und überließ dieſe Margareth von ahn Schuh (Anjou) der Brücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt. Mein Bedienter erwartete mich; ich legte mich nieder, nachdem ich ihm ſagte: „Wenn mich morgen Jemand mit der türkiſchen Krone ſucht, ſo bin ich nicht zu Hauſe.“

Am andern Morgen ging ich an das Grab der Eliſabeth an der Weißgärber-Brücke; allein ſie war nicht mehr da— blos ein einziger, umfangreicher Fußtritt im Schnee ſchien zu ſagen:

„So vergeht alles Große!“

Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unſägliche Schmerzen für die, welche ſie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche ſie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?“—„Sie lieben—ſie haben Zahnweh.“—„Nun, wenn's weiter nichts iſt, das hat nichts zu bedeuten!“

Das ſind die gewöhnlichen Anſichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hauſe an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel,

welches untrüglich hilft. Der Papa ſagt, es iſt Rheumatismus, der gibt ſich von ſelbſt. Ein Onkel ſagt, es iſt ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante ſagt, gar nicht d'ran denken iſt das beſte. Eine Baſe ſagt: laß dir den herausreißen, und ſetz' dir einen andern ein. Ein weiſer Nachbar ſagt: verſtopfen Sie ſich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es giebt keinen ſo dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meiſten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wiſſen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlornen Zähnen und verlorner Liebe ſelbſt keinen Zahn mehr im Munde, und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menſchen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtſamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wolluſt verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herz-Weh guter Herzen, und das natürlich, denn ſie können ſich ſelbſt eben ſo wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meiſten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnſinnig herumwandeln, und wie die Mondſüchtigen an den ſteilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was iſt ſtärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menſchen anfallen, welche Empfindung iſt ſtärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im erſten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftſteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Juſtizrathstochter. Das iſt Alles,

was ich dem Leſer von unſern perſönlichen Verhältniſſen verrathen kann.

Ich darf nur noch ſo viel ſagen, daß ſie ſehr putzſüchtig und ſehr eiferſüchtig war; denn das iſt hiſtoriſch und gehörtzur Geſchichte.

Die Putzſucht ſchlägt in die Finanzkammer, die Eiferſucht aber in die Herzkammer. Die Putzſucht iſt ein Pfau, je älter ſie wird, deſto ſchwächer; die Eiferſucht aber iſt ein Krokodill, je älter ſie wird, deſto ſtärker.

Was iſt aber ſtärker, Putzſucht oder Eiferſucht, wenn ſie bei einem Individuum zuſammenſchlägt?

Voyons!

Meinem Fenſter gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenſtraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke ſtehen, die Theaterzettel zu leſen.

Wenn ſie nun ſo that, als wollte ſie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,“

ſo wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalouſien meines Fenſters ſtand, daß die beſtimmte Stunde—7—war. Wenn ſie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz abſichtslos in die Höhe hob, ſo wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die beſtimmte Stunde ſei u.ſ.w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderiſch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u.ſ.w.

Es war acht Uhr, ich ſtand an dem bewußten Orte,—aufrichtig geſagt, es war unter den Bäumen an der Börſe, wo

jetzt die Granit-Vase steht,—und wartete. Ich wartete, sie kam nicht; ich wartete noch, sie kam nicht; ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge, — es war der Laufbursche des Justizrathes—mit noch einigen Kollegen an mir vorbeigelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ, und verschwand. Ich hob sie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (so hieß die erste Putzmacherin) ist heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden ist. Leb' wohl, mein Süßer!"

Ich war gewiß nicht süß! In diesem Augenblick gewiß nicht!

Indessen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe selbst vergebens!" Ich Süßer schnitt saure Gesichter, und ging bitter nach Hause.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigsten Zahnschmerz; es wüthete in mir, wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeschwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich sah aus, wie ein ungeheurer Borstorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging sie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„Anfang um Sieben Uhr,"

tupfte noch einmal, wie zur Bestätigung mit dem kleinen Fingerchen darauf, und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ sogleich meinen Arzt holen, und sagte: ein Geschäft, ein unaufschiebbares, nöthige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, sonst bekäme ich die Gesichts-Rose.

Ich war in einer starken Verzweiflung, und in einer gelinden Transspiration. Ich entschloß mich, ihr zu schreiben.

Ich ſchilderte ihr meinen doppelten Schmerz und meine einfache Verzweiflung; mit den feurigſten Farben ſchilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und ſendete meinen kleinen Berliner Kourier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Es war die Scheidungsakte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen ſollen! Meine geſchwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müſſen; mein verſchwollenes Auge hätte ich in ihre Hand legen müſſen; die Geſichtsroſe hätte ich meiner Roſe in's Geſicht zeigen müſſen; ich hätte kommen müſſen, hätte ich auch todt zurückgehen müſſen!

Am andern Tage brachte der kleine Juſtiz-Laufburſche ein Zettelchen und ein Fläſchchen!

Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh iſt ſtärker, als Liebe! Was iſt eine brennende Sehnſucht gegen eine brennende Wange? Was iſt ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man ſo liebt und ſo an Zahnweh leidet muß man auf Alles reſigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balſam, den ich Ihnen ſchicke, und von dem ich wünſche, daß er alle Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N.

— Wir ſahen uns nicht wieder,
Das iſt Liebe und Zahnweh!

Badner Novellette.

Alles ſoll der Menſch ſein, nur kein „Vertrauter," ich meine nicht ein „Vertrauter" in dem Wiener Sprachgebrauch, welches ſo viel als „geheimes Polizeiſpitzel" be-

deutet, Gott bewahre, ſo ein „Vertrauter" mag gar nicht ſo übel ſein! Man hat Beiſpiele, daß ſolche „Vertraute" zu Ehren und Auszeichnungen gekommen ſind; ſolche „Vertraute" gedeihen und wachſen in der Gnade des Herrn, und ihnen iſt wohl, wie „fünfhundert Säuen," ein Ausdruck, den man in guter Geſellſchaft nicht brauchen ſollte, den aber Goethe zu Ehren gebracht hat.

Nein, wir reden von einem „Vertrauten in der Liebe!" Wer liebt, muß einen Vertrauten haben, c'est de rigueur! Iſt's nicht ein Freund, ſo iſt's eine Freundin; iſt's nicht eine Freundin, ſo iſt's ein Bekannter; iſt's nicht ein Bekannter, ſo iſt's ein Bedienter, ein Stubenmädchen, ein Barbier u.ſ.w.

Ein Liebender ohne „Vertrauten" iſt ein Peter Schlemiel ohne Schatten; eine Liebende ohne „Vertraute" iſt eine Stimme ohne Echo, ein Frauenzimmer ohne Spiegel, ein halbes Ding!

Als ich noch im Belagerungszuſtand-Alter lebte, hatte ich viel Vertraute! Der Vertrauten des Dichters ſind viele! Seine Vertrauten ſind: der Wald, die harte Bank, das Echo, das Kanzleipapier, die verſchwiegene Nacht und der ſchreiende Hunger!

Wer nie ſelbſt zweidutzendmal glücklich und dreidutzendmal unglücklich geliebt hat, der iſt nicht berufen, ein „Vertrauter" zu ſein! Ich habe, wenigſtens was die Zahl der unglücklichen Liebe betrifft, mein Contingent geliefert und bin qualificirt zum Vertrauten. Ich kann zwei Stunden lang auf einem Raum von acht Schritten im Sonnenſchein und im Regen mit dem Verliebten auf- und abgehen, um mit ihm zu warten, ob ſie nicht von ferne vorbeigehen wird; ich kann vierzehn Abende nacheinander geduldig zuhören, wie er mir erzählt, er hoffe, daß ſie ihn liebt, weil ſie ihn in Geſellſchaft gar nicht

anſieht; ich kann ſogar im Auftrage des Verliebten im Theater durch ſieben lange Acte Acht geben, wievielmal ſie den Blick nach der Seite wendet, wo ſie glauben könnte, daß er ſitzt, wenn er nicht dort ſitzt; kurz, ich kann mich jedem Liebenden als „Leib-Vertrauten" auf's Beſte anempfehlen, ich ſehe mehr auf gute Behandlung, als auf Langeweile.

Ich weiß nicht, wer es dem jungen Lindoro—ſo wollen wir ihn heißen, obwohl er nicht ſo heißt—geſagt haben mag, daß ich ein ausgezeichneter „Vertrauter" in der Liebe bin, genug, er mußte es erfahren haben und drängte ſich an mich.

Ich bin ſonſt nicht leicht zugänglich, mir hat, Gottlob, die Natur eine Stachelnußſchale gegeben, ich mag nicht von Jedem geknackt werden, wie eine Knackmandel; Dank Dir, gütiger Himmel!

Lindoro aber kam mit dem Empfehlungsbrief der Liebe, er war ein Liebender! „Liebende" und „Wahnſinnige" ſind in gewiſſen Ländern heilig! Lindoro liebte, er liebte unglücklich, das iſt mein Caſus! Ein intereſſanter Fall mehr in dem allgemeinen Krankenhauſe Amors—das zieht mich an!

Lindoro iſt ein Jüngling aus dem Geſchlechte der Emancipirten; der Leſer gebe ſich keine Mühe, ihn herauszufinden, ich will ihn lieber gleich ganz kenntlich beſchreiben; er iſt ſehr reich, beſitzt aber wenig Vermögen, er iſt groß von Geſtalt, aber unterſetzt von Figur, ſchlank, aber um die Mitte dick, ſein ſchwarzes Haar fällt in blonden Locken nieder und ſeine dunklen Augen ſind kornblumenblau. Er braucht die Badner Cur, entweder will er ſeine Pferde in die Natur führen oder ſeine Wäſche auslüften, oder will er in Baden „bei günſtiger Witterung und beleuchtetem Park" Langeweile ſtudiren, oder will er auf dem Calvariberg eine deutſch-katholiſche Synagoge anlegen, man weiß es nicht. Mir ſagte er, er leide an—

einem Magenübel. Die Magenübel ſind das „Nizza" der Krankheiten; wenn die Aerzte gar nicht wiſſen, was ſie mit einem Uebel anfangen ſollen und welchen Titel ſie ihm geben ſollen, ſchieben ſie's auf „Magenübel."

Lindoro vertraute mir erſt ſein Magen-Leiden, von dieſem ging er auf ſein Liebesleiden über—eine natürliche Paſſage.

Gegen Magen-Leiden gibt's nur ein Mittel: verliebt ſein, d. h. viel Bewegung, gehen, laufen, auf- und abwandern!

Recipe: Man liebe, man gehe ihr nach, Morgens, Mittags und Abends drei Stunden voll; dann laufe man dem Wagen nach zwei Stunden lang, dann gehe man vor dem Fenſter auf und ab anderthalb Stunden voll, wenn das nichts nützt, ſo iſt keine Hilfe mehr!

Lindoro liebte! Er liebte viel! Er liebte Hunde, Pferde, Cigarren, ſchwarze Judenfiſche, Nordbahnactien u.ſ.w. Aber Eines liebte er zum erſten Male, er liebte ein Weſen! So lange man von einem Frauenzimmer nicht weiß, wie es heißt, wo es wohnt, wie alt es iſt und wie viel Ausſteuer es bekömmt, iſt's noch keine beſtimmte Geſtalt, iſt's blos ein „Weſen," ein himmliſches Weſen, ein zaubervolles Weſen, aber doch nur ein Weſen, ein Begriff ohne compacte Grundlage; das Weſen war da, aber das Weſentliche fehlte; man liebt die Weſen, man betet die Weſen an, aber man heirathet ein Unweſen!

Lindoro liebte ein „Weſen," er liebte ein Park-Weſen, ein Weſen, welches er nur im Parke ſah. Als Lindoro mir ſagte, er liebe ein Weſen im Parke, ſagte ich ihm, das hänge von der Philoſophie ab. Nach Kant iſt ein „Weſen" das „erſte Princip der Möglichkeit eines Dinges;" nach Kant müßte alſo ſein erſtes Princip ſein, zu ſehen, ob das Ding möglich iſt! Nach Fichte iſt „Weſen" ein „ſelbſtſtändiges

Subject;" nach Fichte alſo müßte er ſich erkundigen, ob ſein „Weſen" ein ſelbſtſtändiges Subject iſt. Lindoro ſah, daß ich das „Weſen" der Liebe philoſophiſch ſtudirt habe, und faßte noch mehr Vertrauen zu mir.

Er zeigte mir den Gegenſtand ſeiner unglücklichen Liebe. Sie war ſchön, ſehr ſchön; und wenn ich nicht ein ſo edler Freund geweſen wäre, d. h. wenn ich nur die geringſte Hoffnung gehabt hätte, von ihr geliebt werden zu können, ſo hätte ich gedacht, der Menſch iſt ein vernünftiges Weſen, und es wäre von mir ſehr vernünftig, dieſes Weſen als Naturweſen meinem Weſen anzueignen, ſo aber war ich edel und ließ ihm ſein Weſen und Unweſen.

Es waren einige Hinderniſſe zwiſchen ihm und dem Weſen aufgethürmt, Hinderniſſe, wie die Semmeringe, ſtanden zwiſchen dem Gloggnitz ſeiner Wünſche und dem Mürzzuſchlag ihrer Erfüllung. Hauptſächlich fürchtete er, ſie ſei eine — Chriſtin! Dieſe unchriſtliche Furcht machte ihm heidniſche Herzleiden! Er declamirte aus der „Braut von Corinth":

„Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie iſt Chriſtin und getauft!"

Er fragte mich immer: „Was meinen Sie, iſt ſie Chriſtin oder Jüdin?" Das iſt nun bei Frauenzimmern viel ſchwerer zu erkennen, als bei Männern, wo der Typus ſich im Geſicht nicht ſo ausdrückt.

Er fragte mich um Rath; ich ſagte ihm: „Nichts leichter, als das! Wir machen morgen eine Revolution, Sie ernennen ſich zum Präſidenten von Baden, und ich mich zum Patriarchen des Parkes, wir führen die gemiſchte Ehe ein, und Sie heirathen ihr Weſen." Der Gedanke war gut, aber er wollte nicht darauf eingehen, er fürchtete, ſeine Actien würden fallen, und er großen Verluſt erleiden! An ſolchen Dingen geht die

Weltgeſchichte unter! „So laſſen Sie ſich taufen!“ Aber dann würde ihn ſein reicher Onkel, ein Jude primo cartello, enterben! An ſolchen Dingen geht die Liebe unter! — „So entführen Sie ſie und fliehen nach Gretna Green!“ — Ja, aber die Polizei! — An ſolchen Dingen ſtirbt die Romantik!

Eines Tages kam Lindoro mich einladen, mit ihm bei „Herzl“ in Baden Mittag zu eſſen. Herzl iſt der jüdiſche Dommayer in Baden; da iſt das Eldorado der jüdiſchen Küche. Ich ließ mich nicht zweimal bitten. Mein Magen hat ſeine Jugenderinnerung noch nicht verloren und ſchämt ſich ihrer nicht! Die größten Judenfeinde lieben von den Juden zwei Dinge: ihre „Goldfiſche“ und ihre „braunen Fiſche!“

Wir ſaßen bei Herzl, und da ſaß manches Röschen aus dem Thal Jeſchurun, gewachſen wie die Ceder von Libanon, mit Augen, wie die Urimvetumim, mit Zähnen, wie die Heerde, die aus der Schwemme kömmt, und mit Blicken, wie die Feuerſäule, die in der Wüſte voranging; ſo daß bei Herzl manch' „Herzel“ von verſchiedenen gepfefferten „Kugeln“ getroffen wurde.

Lindoro hatte für einen Verliebten einen abnormen Appetit! Auf einmal erſtarb ihm der Biſſen im Mund, er ſtarrte nach einem Punkte hin und rief mir dann zu: „Dort ſchau' hin!“ — Ich ſah hin und ach, was ſah ich? Und ach, was ſah ich! Und ach, was ſah ich!?

Das „Weſen“ ſaß an meinem Tiſche vis-à-vis und aß! Das „Weſen“ bei „Herzl!?“ Alſo ſie iſt eine Seinige! Seine Auserwählte iſt auch eine ſonſtige Auserwählte! Das Haupthinderniß iſt verſchwunden! Der Haupt-Semmering iſt abgegraben! Die Hoffnung baut ſich neue Bahnen!

Unſere Leſer werden ſich in das Entzücken nicht hineinden-

ken können, wenn man entdeckt: „Meine Geliebte iſt eine Jüdin!“ Aber Lindoro war entzückt! Die Valuta der Liebe ſtieg gewaltig!

Er war ganz glücklich! Er nahm ſich vor, von nun an alle Blödigkeit und Schüchternheit bei Seite zu legen und ſich dem „Weſen“ kühn zu nahen. „Sie „ißt“ ja Fleiſch von meinem Fleiſch und iſt ein Weſen von meinem Weſen!“ rief er jubelnd aus; ich jubelte als Attaché mit, und auf den morgen darauf ſtattfindenden Mittagspark war die Attaque auf das geliebte „Weſen“ feſtgeſetzt.

Am andern Tage Mittags war der Park in Baden glorios, gigantesque, pyramidal, coloſſal! Unten Flora mit „Marillen“ und „Agras,“ oben Aesculap mit Spinnweben und Roſtflecken; rechts Kiosk mit türkiſchem Luftzug, links das Dodoniſche Spectakel mit Trombon und Baßgeige; in der Mitte Parköffnung, von hinten mit der Anſicht auf's Schwitzbad und abſeits die Bretteranlage zum Schaffot für die Abendmuſik. In der Mitte Bänke mit Lehnen und Strickanſtalt, in der andern Mitte Bänke ohne Lehnen, in der dritten Mitte Lehnen ohne Bänke und in der vierten Mitte Bänke ohne Lehnen, wozu die Bänke fehlen. Hie und da wogte Jemand auf und ab, in den Seitengängen wimmelte manchmal ein Frauenzimmer, im Hintergrunde hörte man einzelne Schwärmer huppern, drei oder vier ſchöne Damen ſaßen in den Seitenalleen und ſuchten vergebens im ganzen Weltall einen Mann, auf den ihr Blick ſich behaglich niederſetzen könnte, und ich ſchritt wie gewöhnlich quer durch die Kreuzallee auf und ab, ſuche, was ich nicht finde, finde, was ich nicht ſuche, nämlich, daß ich vergebens ſuche. Da kam Lindoro auf mich zugeſtürzt: „Dort iſt es!“—„Was?“—„Nun, mein Weſen!“

Ich ſah das Weſen herantreiben und ſprach ihm Muth ein. Was ſoll ich ihr ſagen? fragte er. Da kam er an den Rech-

ten! Ich ſpeculire ſchon eine kleine Ewigkeit mit Nachguß darüber, was ich meinem „Weſen" ſagen ſoll, und hab' noch kein geſcheidtes Concept zuſammengebracht, ich, der ich doch ſchon Reden gehalten habe, die in Zeitungen gedruckt worden ſind!

„Lindoro," ſagte ich, „wenn man nicht weiß, was man ſagen ſoll, ſo läßt man nur das Herz reden, dann ſagt man gewiß eine große Dummheit, und es iſt nichts Schmeichelhafteres für Frauenzimmer, als wenn ſie ſehen, wie geſcheidte Männer ſo ganz dumm in ihrer Gegenwart reden. Sei nur verſtändlich, klar! Fang' gleich mit dem Ende an: „Weſen, willſt du mein Weſen werden, mach' nicht viel Weſens und ſag's!"

Wir näherten uns der Holden; Lindoro ſchnaubte mir nach wie eine Locomotive und ich mußte Weg bahnen wie die Schneemaſchine vor der Locomotive.

Ich benützte das Privilegium aller Poeten, und meines noch beſonders als „Dichter loci," die Frauenzimmer eher als ein Anderer anſprechen zu dürfen, näherte mich der Schönen und begann mit einer feinen Intrada: „Mein Fräulein! Haben Sie ſich geſtern den Magen nicht verdorben?"—Sie lächelte!—„Mein Freund hier, Herr Lindoro (hier ſtelle ich ihn vor wie ein Ausrufungszeichen)—war ſehr beſorgt, er nimmt ſo viel Antheil an Ihrer werthen Perſon!" Lindoro wurde roth wie ein „Ribitzel" und legte den Kopf auf die linke Seite wie ein Kakadu, der den „Zuſchauer" lieſt. Ich zwickte ihn heimlich in die Seite, damit er doch auch etwas ſage; endlich begann er zu ſprechen, abgebrochen wie Saidſchitzer Waſſer aus einem engen Plutzer, „ach, mein gnädiges —Fräulein,—wie hab' ich mich gefreut gehabt, als ich das—Vergnügen hab' gehabt zu ſehen—daß Herzl—ſo ein Gaſt hat

gehabt, denn der Zweifel—den ich hab' gehabt—über die Religion, die Sie haben gehabt, iſt nun endlich gelöſ't!"

Das ſchöne Mädchen, eine echte Naturwienerin, mit dem echten Wiener Dialect, wie er in Hemdärmeln auf der Zunge ſitzt, erwiederte, blos an mich gerichtet: „Ja, ſchaun's, Herr von Xavér (Saphir), i hätt a gern einmal beim Juden geſſen, aber i hab mi immer ſchenirt, i war froh, wie i Sie dort g'ſehn hab, aber i geh nimmer hin, die Fetten! Na! das is nix!"

Ich lächelte ſo holdſelig, wie nur wenn ich ganz vergnügt und ironiſch bin, faßte ihre fleiſchigte Hand und ſagte: „Aber, mein Fräulein, die Fetten iſt lauter Gansfetten, die ſchad't einem geſcheidten Menſchen nicht!"—Sie drohte mit dem Fächer: „Na, Herr von Xavér, mit Ihnen laß i mi nit ein! Sie papierlen die Leut' ſchön!"

Nach einigen Minuten empfahlen wir uns und gingen aus dem Park nach Hauſe. „Lindoro!" ſagte ich, „das iſt traurig, ſie iſt doch keine Jüdin!" Lindoro ſah aus wie ein Schauſpieler, der gerufen wird, voll Freude kömmt und—ausgeziſcht wird!

Er ſchüttelte das Haupt und ſagte leiſe vor ſich hin: „Wer hätte das dem Weſen angeſehen!"

Die Moral dieſer Novelle iſt vielfach! Erſtens iſt aus ihr zu erſehen, daß man bei Herzl eſſen kann und doch keine Jüdin iſt; zweitens kann man aus ihr lernen, daß man kein „Weſen" lieben ſoll, bevor man weiß, welchen Dialect das „Weſen" ſpricht; drittens kann man aus ihr lernen, daß man „die Leut' nie papierlen" ſoll, ſonſt laſſen ſich die „Weſen" nicht mit Einem ein; viertens kann man aus ihr lernen, daß man niemals einen Zeitungsſchreiber zum „Vertrauten" nehmen ſoll, denn ſie laſſen Alles gleich drucken, wie Figura zeigt.

Wiener Blätter aus dem Album einer Wanderheuſchrecke.

1.

Einleitung.

„Alles wiederholt ſich im Leben!“ jährlich oder in längern oder kürzern Zeiträumen: Der „Halley'ſche Comet“ und die „Pränumerationsanzeigen,“ der „ewige Frieden“ und die „Papiergeld-Fabrikation,“ die „Naturforſcher-Geſellſchaften“ und die „Faſchingskrapfen,“ die „Cotta'ſchen Goethe- und Schiller-Ausgaben,“ und die „Geburtstage großer Dichter,“ die „Erdbeben in Calabrien“ und „Ferdinand Cortez,“ die „Waldbrände“ und die „Dorfgeſchichten,“ die „ſchwediſchen Nachtigallen“ und die „ſpaniſchen Fliegen,“ die „politiſchen Fragen“ und der „Zauberſchleier,“ oder „Actienſchwindel“ und die „Maculaturfrage,“ die „Fabeln von neuen deutſchen Opern“ und die „Gelegenheitsgedichte,“ die „Sprachnotizen“ und die „zerſprungenen Dampfkeſſel,“ die „Höllenmaſchinen“ und die „Zündhölzchen,“ die „Seeſchlangen“ und die „Journal-Enten,“ die „Pompadours“ und die „Wanderheuſchrecken“ u.ſ.w.

Der „Halley'ſche Comet“ wiederholt ſich zwar nicht ſo oft als „Waſtl“ in der Joſephſtadt, er wiederholt ſich alle 76 Jahre; wer zu ſeinem Wiederkehren im Jahre 1911 einen Sperrſitz will, kann ſich vielleicht bei einem Theaterdirector des 2000. Jahrhunderts einen beſtellen; die Cotta'ſchen Goethe- und Schiller-Ausgaben wiederholen ſich von ſechs zu ſechs Jahren und werden immer ſchöner; die „Waldbrände“ erſcheinen von acht zu zehn und zwölf Jahren; die

„Heuschrecken" erschienen zuerst, als Moses in dem berühmten „Pharao-Spiel" ein "tout-va!" auf den „König" setzte und dieser den „Abzug" verweigerte; das waren die ersten „Wanderheuschrecken," denn als Pharao sie sah, versprach er, die Juden, deren er so viel hatte, als Heuschrecken, wandern zu lassen. Daß Pharao sein Versprechen nicht hielt, dafür können die Heuschrecken nichts, die's gut gemeint haben. Seit damals hörte man nichts von den Heuschrecken, bis im Jahre 1750, wo sie in Deutschland erschienen.

Im Jahre 1846 verfinsterte sich in der Moldau und Wallachei plötzlich die Luft, so daß sie so finster war wie die Erde, und diese Barbaren, die schon längst ein Auge auf die Donaufürstenthümer geworfen hatten, ließen sich daselbst nieder, und man zweifelt daran, die Donaufürstenthümer je wieder von diesen asiatischen länderstrichfressenden Eindringlingen befreien zu können. Die Besorgniß, daß diese asiatischen Wanderheuschrecken, wenn sie einmal in der Moldau und Wallachei festen Fuß gefaßt haben, bald ganz Pannonien und dann ganz Deutschland überfluthen werden, muß sich Jedem, der die Natur dieser Insectengattung kennt, auf den ersten Blick aufdringen. Jedoch wir haben hier nicht von allen Heuschrecken, sondern nur von einer zu reden und zu erzählen, und zwar Folgendes:

2.

Anknüpfendes.

Wer von Baden (bei Wien) nach Döbling gehen will, der thut am besten, er geht erst nach Wien und bleibt dann in Wien.

Ich war schon seit fünf bis sechs Jahren nicht in Döbling, und das liebevolle Andenken, welches die Döblinger mir aufbewahrten, zeigte sich mir sogleich, als ich jetzt wieder einmal

nach Döbling kam: sie ließen Alles beim Alten—ganz so, wie ich es verließ! Derselbe holprige Weg von Wien hinaus, die Löcher nicht gestopft, die Beulen nicht mit der Messerklinge niedergedrückt, die Steine des Anstoßes nicht voreilig weggeräumt, der Staub, aus dem die Sonnenstrahlen ihren Sommer-Muff machen, nicht durch erkältende Wasser-Demonstrationen niedergeschlagen, die „Gesellschaftswagen" nicht von der Pest der Neuerung heimgesucht; jede Straße der lebendige Ausdruck der Moral: „Dem Reinen ist Alles rein;" die Stadtpflasterung durchaus aus Geiskügerl-Asphalt primo cartello, aus tragbarem, portativem Natur-Asphalt; in diesem modernen animalisch-purgativen Pflaster sieht man die frischen Spuren des Goethe'schen Spruches: „Getretener Quark wird breit, nicht stark!" Mir aber wahrscheinlich zu Ehren lag in der Herrenstraße, um die Ecke vom Theater, gerade heute der usus fructus eines ganzen Ochsen- und Pferdestalles verschwenderisch über dem ganzen Antlitze der Straße, so daß weder ein Fußgeher, noch ein Wagen diese Kuhmist-Termopylen passiren konnte, ohne eine Quadratklafter von diesem Döblinger Privatstraßenpflaster an den Stiefeln mitzunehmen und dann vielleicht als ein lebendiges Düngungsmittel angesehen zu werden. Ich freute mich über die individuelle Freiheit der Döblinger, durch welche Jeder nach Belieben vor seinem Hause eine Düngungs-Generalprobe ablegen kann, ohne für diesen Stadtberäucherungsluxus von der localen Verschönerungscommission eine Vergütung zu verlangen.

Ein Journalist aber läßt sich von einem, eine Klafter breiten und mehrere Klafter langen Döblinger kuhwarmen Privatpflaster nicht abhalten; er schreitet durch dick und dünn, durch trocken und naß, und so schritt ich kühn wie Abd-el-Kader über die allgemeine Geiskügerl-Pflasterung und über

den speciellen Naturteppich von Thieren höherer Ordnung fort, und wenn auch bei jedem Schritte, den ich vorwärts machte, mein Stiefel laut ausrief: "Semper aliquid hæret," so dankte ich doch dem lieben Himmel, daß er den Menschen blos "à l'usage de Döbling" so vorsichtig mit zwei Füßen und blos einer Nase erschaffen hat. Denn hätte ich bei diesem Durchzug durch das Interims-Pflaster der „Herrengasse" in Döbling nur einen Fuß und zwei Nasen gehabt, so wäre ich in einer verzweiflungsvollen Situation gewesen! Passons là-dessus!

Einige schöne Frauen, die ich in Döbling besuchen wollte, waren, als ob sie meinen Besuch geahnt hätten, gerade an demselben Morgen nach der Stadt gezogen.

Ich besuchte die Zinner'sche Besitzung und deren hängende Gärten, von denen ich so viel Schönes hörte und fand alle meine Erwartungen weit übertroffen. Ich hätte nie geglaubt, in Döbling ein solches so hineingeschneites Stück lebendiger Romantik, so ein eingelegtes kleines Zaubereiland zu finden. Der Zinner'sche Garten bildet eine der schönsten und reizendsten Anlagen, die man sich denken kann. Er erstreckt sich weit bis nach Unterdöbling, besonders sind der Parktheil im untern Garten, der Teich und die üppigen Baum- und Schattenpartien unvergleichlich erquickend und wohlthuend. Von dem großen und comfortablen Hause des Herrn Zinner genießt man vielleicht die allerschönste Rund- und Fernsicht um ganz Wien. Man übersieht von den höhern Stockwerken die Stadt Wien, die Ebenen nach Pannonien bis nach Hainburg, dann die Brigittenau und die Donaugegend gegen Nußdorf, den „Kahlenberg," den „Kobenzl," den „Himmel" und das ganze amphitheatralische Gebirge von dieser Seite, so wie von der andern Seite auch die „Brühl," den „Husarentempel" u.s.w. Der Blick schwelgt in diesem

unvergleichlichen Zusammenfall so abwechselnder Ansichten und reizender Punkte.

Ich ruhte einen Augenblick lang allein aus im untern Theile des Gartens und weidete mich an dem Anblicke einer seltenen riesigen „türkischen Pappel," die wie ein Strebepfeiler aus Jaspis in die klare Azurbläue hineinragte.

In diesem Augenblicke der Meditation hörte ich ein absonderliches Geräusch, ein Schwirren in der Luft und vor mir fiel eine einzelne „Wanderheuschrecke" nieder.

3.

Die Wanderheuschrecke fällt dem Redacteur des „Humoristen" auf die Nase, macht sich da breit und bietet sich ihm als Mitarbeiter an.

Ich habe in Döbling folgende liberale Idee gehabt:— „Wie? hier inmitten dieses so loyal-lieblichen Gartens, inmitten dieser Nuß-, Pflaumen-, Aprikosen-, Feigen- und Pfirsichbäume, welche alle in loyaler Gesinnung jedes Jahr dem Garteninhaber ihre Früchte in den Schooß werfen und dennoch immer wieder neu blühen,—also, ich hatte inmitten dieses Gartens die liberale Idee, daß es ein Wunder ist, eine „Pappel" so ungehemmt sich und ihre Blätter in die Höhe, ins Reich des Lichtes treiben zu sehen."

Als ich also so über die „türkische Pappel" nachdachte und zum Himmel emporsah, trug ich meine Nase hoch. Hier kann ich nicht umhin, eine Reflexion anzuknüpfen, nämlich die: „Das Gute führt zum Bösen und das Böse führt zum Guten." Es ist gewiß gut, zum Himmel emporzusehen, allein, das ist unmöglich, ohne daß man dabei die Nase hoch trägt; dann wieder: es ist gewiß abscheulich, wenn man die Nase hoch trägt, allein es führt zum Guten, denn man kann die Nase unmöglich recht hoch tragen, ohne dabei nach dem Himmel zu sehen. Das ist das große Nasen- und

Himmel-Dilemma, in welchem ſich das Böſe und Gute zirkelförmig abrunden, und wo im Schlangenzirkel der Mund des Guten ſtets den Schwanz des Böſen beißt!

Nur ausgezeichneten Individuen iſt gegeben, daß ſie die Naſe ungemein hoch tragen und dabei doch nie nach dem Himmel ſehen; das iſt eine Gabe der Bevorzugten, zu der ſich die gemeineren Lebendigen nicht zu erheben vermögen.

Ich trug alſo, als ich zu der hohen Pappel hinaufſah, meine Naſe ſehr hoch, ſo hoch, daß ſie in einem Niveau mit der „hohen Warte" und eben ſo flach abgedacht da lag. Es iſt aber natürlich, daß denjenigen, welche die Naſe recht hoch tragen, viel Dinge eher auf die Naſe fallen, als andern Leuten oder Menſchen oder Unbetitelten.

Als ich ſo meine Naſe hinauf in den Aether ſteckte, fühlte ich auf einmal ein Weſen auf meiner Naſe auf- und abgehen. Leſer, die mich kennen, wiſſen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß ich eine ganz ſchauderhafte Naſe habe, eine Naſe, deren Cubikwurzel auszuziehen nicht leicht wäre; eine Naſe, die den Pythagorä'ſchen Lehrſatz über den Haufen wirft, denn wenn man auf der Hypothenuſe derſelben ein Quadrat aufführen würde, würde es nicht die beiden Quadrate ihrer Katheten in ſich faſſen. Dieſe meine Naſe iſt in dem deutſchen Parnaſſe wohlbekannt, denn die meiſten meiner literariſchen Gegner ſtützten das Gebäude ihrer Polemik auf die ſoliden Piloten dieſer Naſe, und auch mehrere „Pintſcherln" und „Möpſe" der Wiener Journaliſtik fuhren, ſo wie alle Hunde gleich nach der Naſe fahren, auch gegen dieſe meine Nasum proprium los. Achilles war blos an der Ferſe verwundbar, weil ſeine Mutter, als ſie ihn im Styx badete, ihn bei der Ferſe hielt und an dieſen Punkt das Waſſer nicht hindrang. Neben dieſe „Achilles-Ferſe" kommt die „Saphir-Naſe;" als ich in dem Styx gebadet wurde, faßte mich die

Badefrau bei der Naſe und das iſt nun meine verwundbarſte Seite!

Meine Naſe hielt mit meiner Bildung gleichen Schritt! Von Geburt aus hatte ich eigentlich eine „Adler-Naſe," denn der Adler iſt das Symbol des Orients; — als ich mich dem Kaufmannsſtande widmen ſollte, bildete ſich mein honestamentum faciei zur „Habichts-Naſe" aus; darauf echappirte ich zur Schule und als ich anfing "mensa—mensæ" zu decliniren, ſchattirte ſie ſich zur „römiſchen Naſe;" bald darauf, als ich den „Plutarch" zu leſen begann, ſchuf ſie ſich zur „griechiſchen Naſe" um; endlich ging ich nach Deutſchland und meine Naſe ging nun damit um, eine „deutſche Naſe" zu werden. Allein, da ſtanden die „Wanderer" am Berge! Es lagen vor meiner Naſe bei vierzigerlei deutſche Naſen! Welche iſt die echte?

„Welches iſt der echten deutſchen Naſe Vaterland?"

Nicht alle deutſchen Stämme haben gleiche Naſen, nicht alle gleiche Kraft und Ausdauer im „Sieſichdrehenlaſſen," im „Sichwasaufſiebindenlaſſen" u.ſ.w. Der Hamburger hat eine andere Naſe als der Bremer und Lübecker und die weiland „Hanſe-Naſe" iſt keine gleichförmige mehr. Der Preuße hat eine feinere Naſe als der Heſſe u.ſ.w.

Meine Naſe mußte alſo zwiſchen vierzig National-Naſen wählen. Ich erbat mir daher drei Tage Zeit, um im Teutoburgerwalde darüber nachzudenken. Da legte ich mich drei Tage auf die Naſe und rief Hermann und Thusnelda an, mir zu ſagen, mit welcher Naſe man in Deutſchland am deutſcheſten iſt, ob mit einer langen Naſe, um immer damit abzuziehen, ob mit einer ſtumpfen, weil der Deutſche auf Alles erſt mit der Naſe geſtoßen werden muß, oder ob mit gar keiner, weil der Deutſche ſein Leben von Gott und ſeine Naſe

von der Obrigkeit bezieht. Als ich ſo drei lange Tage in tiefem Nachdenken auf der Naſe lag und weder Hermann noch Thusnelda mir rathen wollten, ſtand ich auf und es geſchah mir, was den Deutſchen oft geſchieht, die Sache machte ſich von ſelbſt; von dem Dreitageaufdernaſeliegen bekam meine Naſe ihren Nationaltypus von ſelbſt: ſie wurde eine derbe „plattdeutſche Naſe!“ Jetzt reut mich das Ding aber, denn jetzt weiß ich, daß die Deutſchen gar keine Naſe haben!

Ja, meine lieben Deutſchen, Sie haben ganz und gar keine Naſen, denn die Deutſchen haben nichts als das, was im Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexicon“ ſteht. Nach dem Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexicon“ aber hat der Menſch gar keine Naſe, denn wenn man da den Artikel „Naſe“ ſieht, ſo heißt's: „ſiehe Geruch.“ Alſo der Menſch hat im Geſichte zwei Augen, zwei Wangen, zwei Lippen und einen „Geruch!“ Der Menſch kann haben: einen „römiſchen Geruch,“ einen „griechiſchen Geruch“ u.ſ.w. Wenn aber der Menſch einen Stockſchnupfen hat, ſo hat er auch keine Naſe, er ſchreibt ſeinem Doctor: „Liebſter! Seit drei Tagen hab' ich durchaus nicht die mindeſte Naſe!“

Hier mache ich einen Sprung zurück von dem Brockhaus'ſchen Geruche zu meiner Naſe und finde da noch die „Wanderheuſchrecke,“ wie ſie auf der Platform derſelben herumwandelt und den Boden ſondirt, auf dem ſie Poſto faßte.

Ich war beſtürzt, verdutzt, verblüfft! Ich dachte vergebens nach, was das für ein Weſen ſein konnte! Sollte es etwa ein Courier der „Naturforſchergeſellſchaft“ ſein, die ſchon gar keinen andern Ort für ihre Zuſammenkünfte wiſſen? Iſt es vielleicht die Königin Pomare, die auf meiner Naſe die Beendigung ihrer Reichsfrage abwarten will? Iſt's vielleicht ein Wiener „Wohlthätigkeits-Profeſſioniſt,“

der meine Naſe für einen Bahnhof anſieht und auf ihr ein „Feſt" arrangiren will? Iſt's etwa ein Luftfahrer, der mit ſeinem Ballon auf meiner Naſe niederging? Iſt's vielleicht ein Theaterdirector, der auf meiner Naſe ein „lebendiges Theater" für ein funkelnagelneues Heldenſtück errichten will? Iſt es eine Tänzerin, die meine Naſe für das holperige Podium des Kärnthnerthortheaters anſieht?

Ich konnte zu keiner Gewißheit kommen und beſchloß alſo, mich in die Sache einzumiſchen. Ich hoffe, die Ultra-Blätter werden mir erlauben, da zu interveniren, wo man ſchon anfängt, mir auf der Naſe herumzugehen und den Platz meiner eigenen Naſe mit meinen Fingern zu beſetzen.

Ich ließ alſo meine rechte Hand in das Gebiet meiner Naſe einrücken und meine fünf Finger umzingelten die unbekannte Macht, die mir auf der Naſe herumtanzen wollte. Ich ſagte: „Willſt du tanzen? Bon, ich aber will wenigſtens die Muſik dazu machen." Das fremde Weſen flatterte lange hin und her, wollte ſich nicht fügen; aber ich beſtand auf meinem guten Recht, faßte das fremde Weſen mit muthigen Fingern, führte es mir ſachte unter die Augen und fand, daß es eine „Wanderheuſchrecke" war.

Ich ſah dieſe Geſtalt lange verwundert an, ſie aber ſagte leutſelig: "Ce n'est qu'une calamité de plus!"

Ich fragte ſie um ihren Paß, um ihre Papiere, um ihre Reiſezwecke, ob ſie Subſiſtenzmittel habe, an wen ſie in Wien empfohlen iſt, wie lange ſie da zu bleiben gedenke, ob ſie allein kömmt oder mit Gefolge, ob ſie ledig iſt, verheirathet oder Wittwe, und andere Fragen mehr, zu denen mancher Menſch in manchen Augenblicken ſeines Lebens dem eben Angekommenen gegenüber berechtigt zu ſein glaubt. Nachdem die Wanderheuſchrecke mir alle dieſe Fragen ſo zu meiner Zufriedenheit beantwortet hatte, wie ſie im Grunde kein ehrlicher

Mensch der Welt zu beantworten im Stande ist, fragte ich sie, ob sie mich persönlich kenne und was sie in Wien denn eigentlich wolle?

„Wie sollte ich Sie nicht kennen?" répondit Madame la sauterelle, „Sie, den ersten Humoristen, der seit 14 Jahren alle Tage seine Leser mit Humor speis't und dennoch noch ein Humorist ist, und zwar blos deshalb, weil der Humor ihm so geschwind nachwächst, wie die jungen Kinder den alten Ehemännern. In der ganzen Wüste Arabiens liest man nur Ihr Blatt und erst neulich hat die interessante Novität Ihres „Wochen-Couriers," daß ein gewisser Schauspieler im Theater an der Wien auftreten wird, eine solche Sensation unter der gebildeten Heuschreckenwelt hervorgebracht, daß ganze Wanderzüge beschlossen, über Constantinopel und Döbling ins Theater an der Wien zu ziehen. Unter diesem „Heuschreckenzuge" befinden sich 262,000 Tenoristen und Tenoristinnen, so wie 2,864,000 Bassisten und Bassistinnen, die alle nicht auf allen Vieren, aber auf allen Sechsen im Theater gastiren.

„Aber," so fragte ich, „was spielen denn Sie für ein Instrument?"

„Ich spiele gar kein Instrument, aber doch vermehre ich mich wie die Clavierspieler, mache „Sprünge" wie ein Violinspieler und brauche die Füße zu meinem Fortkommen wie Violoncellospieler."

„Allein, warum kommen Sie nach Wien und gehen nicht lieber nach Paris?"

„O nein, nach Paris ziehen wir „Heuschreckenzüge" nicht; in Paris haben sie das probate Mittel uns zu vertreiben, sie ernennen einen gewissen Musiker zum „General-Capellmeister der Heuschrecken-Vertreibungscapelle," er zieht gegen uns und wir jagen von dannen. Dann ist uns auch

Wien weit lieber, der Grammatik halber; wir sind nämlich unter uns noch nicht einig: sagt man „die Heuschrecke" oder „der Heuschreck;" in Wien aber, wo man eben so gut sagt: „Der Butter" als „die Butter," da genirt uns dieser Scrupel nicht."

Ich dachte darüber nach, daß in unserer Zeit auch schon die Heuschrecken geistreich sind und ich muß gestehen, daß der Gedanke der „Heuschrecken," auf der Bühne zu gastiren, a priori sehr geistreich ist; denn so eine „Heuschrecke" ist ein Tausendkünstler und für die mannigfachen Branchen eines solchen Kunstinstitutes wie vom Himmel berufen.—Zuerst gastirt sie als „afrikanische Nachtigall." Wenn aber die Oper schachmatt ist, kann dieselbe Heuschrecke unter dem ihr ebenfalls eigenen Namen „Springhahn" im ernsten, blutsaugenden Drama auftreten. Ist das blutsaugende, haarraufende, coulissenlaufende, rhinozerosschnaufende Drama auch caput, dann debutirt dieselbe Heuschrecke als „Heupferd" im großen animalischen Roß-Trauerspiele. Ist's auch mit dem „Roß-Trauerspiele," so wie man sagt, „pfutsch," dann kann noch immer dieselbe Künstler-Individualität in den „großen, hopsenden Sprung- und Kraftdarstellungen" unter den ihr gleichfalls zukommenden Namen: „Kohl-Springer" oder „Spingstappel" auftreten, und auf diese Art kann eine Heuschrecke in jedem „Omnibus-Theater" mit Nutzen verwendet werden; wenn auch nicht mit Nutzen für die Anstalt, doch mit Nutzen für sich selbst.

Da ich sah, daß die Heuschrecken solchen durchdringenden Verstand besitzen, war ich gar nicht abgeneigt, diese mir aus den Wolken auf die Nase gefallene Mitarbeiterin für mein Blatt zu engagiren, aber blos als „supernumerärer Mitarbeiter" oder „Practicant der Referentologie," als wahrhafter „Galoppin," die stets auf den Beinen ist, von Gras lebt und

stets bereit ist zu gehorchen, wenn man ihr sagt: Machen Sie schnell einen Sprung da= oder dorthin.

Ich wurde also bald über die Bedingungen mit ihr einig. Ich machte ihr eben dieselben Bedingungen, wie so manche Wiener Blätter. Sie erhält von der Redaction Nichts, in ihr selbst gefälligen Raten abzuholen.—Versprochen wird ihr Alles, was sie sich selbst aufschnappt; dafür steht ihr frei, so viel Sprachfehler mitzubringen, als sie nur will.—Sie kann lügen, bis sie schwarz wird, dann aber muß der Redacteur sie waschen.—Sie kann ihr Freibillet verkaufen und auf ihr Gesicht ins Theater gehen.—Endlich wird es die Mission dieser „Wanderheuschrecke" sein, ihrem Naturell gemäß, alle Felder der Kritik, die schon von andern stehenden Referenten besucht und bearbeitet worden sind, noch einmal nachzumähen und nach ihrer eigenthümlichen scharfabschneidenden Weise zu verarbeiten, so daß sie eigentlich kein einziges Feld und doch wieder alle ihr nennen kann. Der Contract wurde aufgesetzt, so ehrlich und offen, so bindend, so redlich an Gesinnung, so ohne allen schändlichen Hinterhalt, wie nur immer ein Theaterdirector mit irgend einem Stellvertreter abschließt und die Heuschrecke war ein "Collaborateur du célèbre Journal l'Humoriste."

4.

Die Heuschrecke wird im Bureau des Humoristen placirt. Letztes Stationsblatt und was sie dem „Anti=Thierquälerei=Vereine" für Vorschläge zur Güte macht.

Am Tage darauf, als die Heuschrecke "nouvellement débarqué" vierundzwanzig Stunden gefastet hatte, als sie durch einen Sperrsitz zu „Steffen Langer" mürb gemacht wurde, also ganz das abgemagerte Ansehen eines „Wiener

Journaliſten" hatte, führte ich ſie in das Bureau des „Humoriſten," wo ich ihr ein kleines „Trouſſeau" bereitet hatte. Zuerſt glaubten meine Bureaubewohner, die Heuſchrecke wolle pränumeriren, waren alſo ſehr artig und fragten ſie: „Auf ein ganzes oder auf ein halbes Jahr?" — Die Heuſchrecke glaubte, man frage ſie, ob ſie das Honorar auf ein halbes oder ganzes Jahr voraus wollte, und ſagte: „Auf ein Jahr." Darauf wurde ſie gefragt, ob ſie als „Prämie" auch noch ein „Vierteljahr vom vorigen Jahre" haben wollte; die Heuſchrecke glaubte noch immer, es handle ſich um's Honorar, und war von dem Anerbieten, ein Vierteljahr vom vorigen zu honoriren, äußerſt freudig angeregt.

Ich, der ich das Gras wachſen höre, wenn ich meine Augengläſer aufſetze, merkte das Quiproquo ſogleich und bot meine Vermittlung zur Ausgleichung dieſer Mißverſtändniſſe an, welches freundlich angenommen wurde, worauf Alles ſo verblieb, wie es war, d. h. auf der einen Seite wurde nichts gegeben, wofür auf der andern Seite nichts genommen wurde.

Es handelte ſich um einen bequemen Platz in meinem Bureau, wo die Heuſchrecke, ihres weiblichen Geſchlechtes unbeachtet, ruhig ſitzen, oder ſitzen und ruhen könnte, ohne von dem ruhigen Sitzen der Anderen moleſtirt zu werden.

Es war gerade noch ein Winkel zwiſchen dem Repoſitorium der alten Journale und dem der unbrauchbaren Manuſcripte frei, und dieſer poetry corner wurde der debutirenden Heuſchrecke eingeräumt.

Das Bureauperſonel des „Humoriſten" hatte ſeine ſchönſten Schreibfedern angezogen, ſtand ſchwarz gewaſchen in Reihe und Glied, mit Ober- und Unter-Rothſtiften bewaffnet, und mein Bureauchef hielt folgende kleine Anrede an die Neuangekommene:

„Madame! Sie betreten heute zum erſten Male dieſes

Redactionsbureau, bis heute „von dem Laster *nicht betreten*, von der Unschuld nur bewohnt.“ Sie treten aus der vollen asiatischen Barbarei plötzlich in die Mitte der *höchsten europäischen* Civilisation, Tuchlauben, Nr. 439, zweite Stiege, zweiter Stock, Thüre links. Sie treten aus der *ungebundenen* Wildheit eines nomadischen Wanderlebens plötzlich in den Kreis der sittlichen Gebundenheit, in den abgemessenen *Kreis* geselliger Tugenden, kurz, in den Kreis von „Theaterrecensenten“ und „Novitätensammlern,“ *den* zartesten Wesen, welche durch Columbus zuerst von Europa nach Amerika gebracht wurden.“

„Hier, Madame, hier hört der Mensch auf, Mensch zu sein, hier fängt er an, ein höheres Wesen zu werden, hier wird er Richter der Menschen aller Stände: die Könige in den Trauerspielen, sowie die Banquiers in den Lustspielen; die Fürstinnen in den Dramen, sowie die Stubenmädchen in den Localpossen; die Christen in den „Kreuzfahrern,“ die Türken in „Zriny“ und die Juden in „Nathan,“ Alle, Alle werden hier gerichtet, ganz unparteiisch, wenn sie so dumm sind, sich keine Partei zu machen. Hier schweigen alle Leidenschaften, hier schlägt keine fühlende Brust; hier vernimmt man mit gleicher Ruhe den Erfolg, sowie den Durchfall einer Sängerin; hier betrübt man sich so wenig darüber, daß die und die Oper an der Wien durchgefallen ist, als man sich darüber freut, daß dieselbe Oper im Kärnthnerthortheater gut ausgefallen ist; hier macht es eben so wenig Schmerz, wenn wegen plötzlicher Unpäßlichkeit ein Stück von Iffland nicht gegeben werden kann, als es Freude verursacht, wenn „Guten Morgen, Herr Fischer!“ unterbrochen wird; hier weint man so wenig darüber, daß ein „Stanzchen“ aus dem „Generalbasse“ eine Corporal-Composition zusammenzappelt; kurz:

„Hier in dieſen heiligen Hallen
Kennt man die „Empfindung“ nicht,
„Gefallen“ oder nicht „gefallen,“
Hier geht die „Tugend“ zu Gericht!“

Die arme Heuſchrecke, in Europa noch ganz unbekannt, die noch alle Reden, Adreſſen, Dankadreſſen u.ſ.w. für wahre und baare Münze nahm, war bis zur Thräne gerührt, und verſprach auch ganz unparteiiſch zu ſein, welches wir ihr, da ſie gar keine Hände zum Nehmen hat, auch gerne glaubten.

Sie nahm ihren Platz ein, wurde in einen grauen Schreibe-Aermel eingewickelt, ein Krug Tinte, ein Laib trockenes Papier und ein Bündel Federn wurde ihr hingelegt, und alſo ausgerüſtet, hatte ſie Alles, was nöthig iſt, um eine glorreiche Zukunft zu erringen.

Als ſie ſich an ihrem Pulte einheimelte, fielen einige Blätter aus ihrem Reiſealbum. Es waren abgeriſſene „Reiſegedanken,“ „Reflexionen“ und Notizen über den „Anti-Thierquälereiverein.“ Hier einige Proben:

Konſtantinopel, 19. Juni. Türken, nichts als Türken.

Ditto, 20. Juli. Noch immer nichts als Türken. Es geht doch ziemlich langſam mit dem Fortſchritte.

Ditto, 29. Juli. Aha! auch Türkinnen! 200 auf's Stück Türken. Auch Pferde- und Sclavenmarkt; das verſteh' ich nicht—werde den Fürſt Pückler-Muskau fragen.

Moldau. Den Tag kann ich nicht beſtimmen; es gibt Länder, die gar kein Datum haben. Keine Quarantaine! Der Verkehr würde leiden, beſſer eine Million Menſchen, als eine Million Gulden verloren. Die Menſchen erſetzen ſich von ſelbſt, aber die Gulden? Das iſt „unſer Verkehr!“

Siebenbürgen, im Auguſt. So ſind die Menſchen! Sie kehren unſere Jungen zuſammen, ſtecken ſie in Sack und laſſen ſich dafür bezahlen. Civiliſation! Die Ernte iſt vorbei! was ſollen wir machen?

Ungarn, 1. September. Ich habe mich von dem Heuſchreckenzug getrennt! „In Zeit der Noth," ſagt Tell, „iſt man allein am ſtärkſten." Ich fühle etwas von ſeinem Muthe in mir, Götter, leiht mir ſein Glück.

Gegend bei Lilienfeld. Heute habe ich einem kleinen Ball beigewohnt, den ein Beförderer des „Anti-Thierquälereivereins" ſeinen Landnachbarn gab. Ich habe mich in der Küche niedergelaſſen, um zu ſehen, wie die armen, zum Gegeſſenwerden beſtimmten Geſchöpfe auf die menſchlichſte, zarteſte Weiſe zubereitet werden, und ich muß geſtehen, ich wurde gerührt.

Ein Karpfe lag da, in der Blüthe ſeines Daſeins, die Köchin ging hin zu ihm, bereitete ihn auf ſeinen Tod vor, gab ihm ein Viertelſtündchen Zeit, ſich auf die Ewigkeit vorzubereiten, dann nahm die Köchin eine Harfe und ſang einige Lieder, die den Karpfen in einen ſüßen Schlaf lullten, dann wurde der Karpfe bei Kohlendampf allmählig erſtickt, nachher erſt wurde er geſchnitten in die Pfanne gegeben; die Zwiebeln aber kamen erſt viel ſpäter in die Pfanne, denn man ſagt, die Todten bewahrten noch einige Zeit nach dem Tode den Geruchsſinn.

Eine Schüſſel Krebſe, die nachher kam, wurde von der Köchin ebenfalls auf das Humanſte bereitet. Sie hatte nämlich einen „Schwefeläther-Apparat," mit welchem ſie jeden Krebs beſonders narcotiſirte, bis ſie zuerſt das Empfindungsvermögen und dann das Bewußtſein verloren hatten, dann erſt, als die Narcoſe vollendet war, wurden ſie in's heiße Waſſer gegeben.

Begieriger war ich, was mit einigen jungen Hühnern geſchehen ſollte, die mit aller Naivetät der kindlichen Unſchuld der abſchlachtenden Magd in das hühnerblutdürſtige Auge ſahen. Allein die abſchlachtende Magd war ebenfalls Mit-

glied des Vereines, und besaß eine eigene „menschenfreundliche Hühnerschlachtungs-Vorrichtung," sie las nämlich den jungen Hühnern die Geschichte aller Märtyrer vor, die sich zum Besten der Menschheit geopfert hatten, die gekocht, gesotten, gespießt, gebraten, in Stücke gehauen wurden. Die jungen, leicht zu exaltirenden Hühner wurden begeistert, ihre Brust hob sich, ihre Augen funkelten, eine überlichte Exaltation durchströmte sie, sie stürzten sich von selbst in den siedenden Topf, und riefen in wonniger Begeisterung aus: „Für die Menschheit und für den Anti-Thierquälereiverein!"

Schwerer schien mir der Stand zu sein, den man mit einem alten, tüchtigen, lebensfrohen „steyrischen Kapaun" haben sollte, um ihn sanft, ohne Schmerzen und gefühlvoll in den Zustand des „Braun- und Mürb-Gebratenseins" zu versetzen. Allein der Mensch ist erfinderisch, und am erfinderischsten im Dienste der Menschheit. Die Köchin nämlich redete dem „steyrischen Kapaun" ein, er habe eine Stimme wie Veluti oder Siboni, und würde ein vortrefflicher Opernsänger. Sie studirte mit ihm die Rolle des „Edgardo" in der "Lucia di Lamermoor" ein, und wußte seine Künstlerehre, seine künstlerische Begeisterung so zu entflammen, daß der „steyrische Kapaun," als er die Schlußarie, nach welcher er sich selbst ersticht, mit flammender Exaltation sang, bei den Worten: "Voglio morir! Voglio morir!" wie Edgardo sich selbst den Bratspieß durch die Brust rannte, und so in Seligkeit das Zeitliche mit dem Bratspieß vertauschte.

Ich war nun überzeugt, daß bei einem solchen Höhengrade von Philanthropie man in Europa mit den Thieren zärtlicher umgeht, als mit den Menschen! In Europa bekümmern sich die Menschen darum, daß die Kälber auf dem Transporte

die Köpfe nicht hängen laſſen ſollen; aber wer bekümmert ſich um die Menſchen, welche die Köpfe hängen laſſen? Man bekümmert ſich, daß einem Karrengaul nicht zu viel Laſt aufgebürdet wird; aber wer bekümmert ſich darum, ob einem Taglöhner, einem Bedienten, einem Stubenmädchen u. ſ. w. zu viel aufgebürdet wird? Sie wollen Geſetze haben, daß kein Kutſcher ſein Pferd zu viel prügle, aber ſie haben keine Geſetze, daß ein tyranniſcher Vater ſeine Kinder nicht thieriſch prügle, mißhandle, verkrüppele, wie Thiere an den Karren und an das Triebrad ſpanne; ſie wollen nicht, daß die Menſchen die Ochſen vor den Kopf ſchlagen ſollen, aber daß die Ochſen den Menſchen alle Augenblicke vor den Kopf ſchlagen, darum bekümmert ſich Niemand!

Alſo werden die Thiere in Manchem mehr berückſichtiget, als die Menſchen, ſo werden wir armen wandernden Heuſchrecken auch Mitleid und Menſchlichkeit finden. Ich ſetzte mich alſo mit dem Anti-Thierquälerei-Vereinsmitglied in Verbindung, um mit ihm über das Schickſal der „Wanderheuſchrecken" zu unterhandeln, wenn ſie in Schaaren ankommen ſollten, und es wurde unter uns Folgendes ſtipulirt:

„Philanthropiſcher Vertrag zwiſchen dem Anti-Thierquälerei-Vereine und den Wanderheuſchrecken."

1. Die Wanderheuſchrecken verpflichten ſich, auf ihren Zügen Alles, was unter dem Namen „Thier" oder „Vieh" dem Vereine theuer iſt, zu ſchonen, und ſich mit ſeinen Qualen blos an die Menſchen zu wenden.

2. Den Feldratten, den Dohlen, den Iltiſſen, die der jungen Heuſchreckenbrut nachſetzen, nicht mit Strenge entgegenzutreten, ihr Blut nicht zu vergießen, ſondern ſie mit moraliſchen Worten, mit erbaulichen Vorſtellungen von ihrem gräulichen Vorhaben abzubringen.

3. Verpflichten sich die Wanderheuschrecken Alle für Eine und Eine für Alle, auf den Feldern, Wäldern, Aeckern und Wiesen, die sie verheeren, alle Insecten zu verschonen, sie menschlich zu behandeln, und ihre persönliche Freiheit nicht zu gefährden.

Dafür verpflichtet sich

4. Der „Anti-Thierquälereiverein," die Heuschrecken mit Humanität zu vertilgen, und sie auf das Lieblichste und Freundlichste auszurotten; nicht auf Ein Mal, sondern nach und nach, nicht im Bösen, sondern im Guten, nicht in Schmerzen, sondern in einem wohlthuenden Gefühle der Behaglichkeit.

5. Es wird also dem „Heuschreckenzug" nicht mit lärmender Musik, mit Pauken und Trompeten, oder gar mit dem „Tamtam" entgegengezogen, wie in einer Festoper, sondern jede „Heuschrecke" wird einzeln hergenommen, und durch irgend eine moderne Composition, durch eine Arie, durch ein Duo u.s.w. verjagt. Es wird nach der Individualität der Heuschrecken gehandelt, die eine wird durch Clavierpauken, die andere durch Katzendarmstrich, die dritte durch Harfengezupf u. s. w. so lange anmusicirt, bis sie sich auf ewig empfiehlt.

6. Die ganz jungen, also schon europäischen jungen Heuschreckchen werden in eine eigene

„Klein-Heuschrecken-Bewahranstalt"

gegeben, bis sie durch Erziehung und sittliche Bildung ihre Heuschreckennatur abgelegt und wie alle Europäer nicht mehr von Pflanzen, sondern Einer vom Andern leben.

7. Die „Eier" der Heuschrecken werden gesammelt, auf die Seilerstätte gebracht und dort zum Besten irgend einer wohlthätigen Anstalt dem Dutzend nach verkauft.

8. Bevor die „Wanderheuſchrecken" ihren Zug fortſetzen und uns verlaſſen, wird ein

„großes Abſchiedsconcert zum Beſten derjenigen, die es arrangiren,"

veranſtaltet. Eine Hälfte geht auf die Unkoſten auf, die andere Hälfte verliert ſich, wie der Rhein, der doch größer iſt, in den Sand, und die dritte Hälfte wird für den „Dank an die edlen Veranſtalter" in der „Wiener Zeitung" verwendet; was dann bleibt, bekommen die Heuſchrecken auf die Hand. Dictum, factum, ſo bindet das pactum, zwiſchen den Heuſchrecken groß und klein, und dem „Anti-Thierquälerei-verein," geſchloſſen auf meinen Reiſen, zwiſchen der Donau und der Traiſen, nicht weit von der Döbler-Villa, dies iræ, dies illa!

Ich las dieſe Zeilen aus dem Album meiner neuengagirten Mitarbeiterin und war zufrieden. Darauf erhielt ſie meine geheimen Inſtructionen, und ich muß geſtehen, daß ſie denſelben in jeder Hinſicht nachgekommen iſt. Sie wurde ein wahrer Schrecken für alle Dilettanten, und neulich erzählte ſie mir, daß ſie ein philoſophiſches Werk herauszugeben beabſichtige, deſſen Reinertrag zum Beſten der durch unſern geſellſchaftlichen und öffentlichen Dilettantismus Verunglückten beſtimmt ſei.

Die unglückliche Liebe.

Der Polizei-Rath *** in Berlin feierte ſein Jubiläum auf eine herzliche und fröhliche Weiſe. Wir waren bis tief in die Nacht hinein beiſammen, ſahen tief in die Flaſche und vertieften uns in abenteuerliche Erzählungen, Mord- und Geiſtergeſchichten. Es war ungefähr gegen Mitternacht, als ich Abſchied nahm, und der ſorgſame Wirth gab mir einen

jungen Mann aus der Gesellschaft zur Begleitung mit, weil ich einen langen Weg zu machen hatte.

Ich hatte den jungen Mann früher kaum bemerkt, er aß viel und sprach wenig, und schien auch sonst nicht viel Interesse an allen den schauerlichen Erzählungen zu nehmen. Wir gingen schweigend die lange Königsstraße hinauf, der Mond hing freundlich und klar über uns und wir schienen beide nicht Lust zu haben, unsere Stimmung durch Worte laut werden zu lassen. So schritten wir über den Schloßplatz hin nach dem Opernplatz. Dieser lag da im Musivgolde des Mondscheins, wie vergoldet; die Riesengebäude rechts und links standen wie große Gedanken in schweigendem Ernste und die Linden sahen mit ihren langgestreckten Schatten wie Riesenschlangen, welche das Haupt in die Luft erheben und den Leib am Boden hinter sich ringeln, zu uns herab. Da standen wir auf der Schloßbrücke, unter welcher die Spree dahinfloß. Wir gingen hart am Geländer hin, da faßte mich mein stummer Begleiter plötzlich beim Arm und preßte die Worte heraus:

„Jetzt eben sind es zwei Jahre, daß ich wahnsinnig war!"

Dieser reizende Eingang des Gesprächs, um diese Stunde, an diesem Orte, hatte wenig Anziehendes für mich, ich stutzte, suchte meinen Arm zu befreien, indem ich ihn wenigstens von der fatalen Brücke fortziehen wollte. Allein heftiger packte er mich mit beiden Händen an und schrie:

„Jetzt sind es zwei Jahre und ich fühle eben wieder eine solche Anwandlung!"

Dabei leuchteten seine Augen wundersam im matten Mondlichte und seine Gesichtszüge waren auffallend bewegt.

Ich war in einer peinlichen Lage; mit Gewalt wollte ich mich nicht losreißen, denn dies hätte seinen Zustand noch mehr aufregen können und mich ihm ganz zu überlassen, schien auch

nicht rathſam, denn ſeine Blicke flogen über das Geländer hinab in die Spree.

„O," ſagte ich, „mein Herr! das iſt ſehr hübſch, daß Sie wahnſinnig geworden ſind, ich freue mich, Ihre intereſſante Bekanntſchaft zu machen. Erzählen Sie mir doch die Geſchichte ausführlich, die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig, wir wollen uns dort auf eine Bank unter den Linden hinſetzen," dabei wollte ich ihn mit fortziehen.

„Nein!" rief er, „hier muß ich Ihnen die gräßliche Geſchichte erzählen! Eine unglückliche Liebe hat mich wahnſinnig gemacht!" Nun fing mich das Ding wirklich zu intereſſiren an, denn ich war gerade in eine Begebenheit verwickelt, wo mich glückliche Liebe bald wahnſinnig gemacht hätte und überhaupt höre ich gern von unglücklicher Liebe, denn dieſe iſt die einzige poetiſche im Leben, jede glückliche aber iſt proſaiſch wie ein Millionär.

Ich brachte ihn endlich dahin, daß er ſich mit mir auf das erhöhte Seiten-Trottoir der Brücke niederſetzte; der Dom leuchtete wie ein Geiſt durch die Bäume zu uns herüber und die Schlütter'ſchen Larven am Zeughauſe ſahen uns an, und aus den geöffneten Viſiren quoll das Mondlicht wunderſam ſchauerlich heraus. Da fing denn mein Begleiter mit leiſer Stimme an:

„Ich liebte die Tochter des penſionirten Herrn *** mit aller Gluth und Inbrunſt der erſten Liebe. Sie erwiederte dieſes Gefühl mit aller zärtlichen Innigkeit des jugendlichen Herzens, und wir lebten nur in und für einander. Allein ich hatte keine Ausſicht, ihre Hand zu erhalten. Ihr Vater war reich und ich arm! Thränen, Bitten, Drohungen, Beſchwörungen, alles war vergebens! —Unſer Unglück war grenzenlos. Da wurde ich dem General W...n empfohlen; durch die Güte dieſes edlen Mannes erhielt ich ein anſtändi-

ges Amt und ich konnte meiner Louise ein sorgenfreies Loos anbieten! Wer war froher, wer seliger als ich! Auf den Flügeln der heißen Liebe und Sehnsucht flog ich zu ihr, mit Freudenthränen erzählte ich ihr mein Glück, sie sank hocherröthend, liebeglühend an meine Brust! Wir eilten vereint zu ihrem Vater, sanken ihm zu Füßen und er sprach:

„Wohlan, ich will eure Liebe krönen, ich gebe euch meinen väterlichen Segen!"

Wir bedeckten voll Entzücken seine väterliche Hand mit zärtlichen Küssen. Acht Tage darauf wurden wir vermählt. Von diesem Augenblicke an war mein Leben ein einziger Jammerhauch, sie verbitterte mir jede Stunde und mein Leiden endete in Anfällen von Wahnsinn. Das sind die traurigen Folgen einer „unglücklichen Liebe!"

Hier schwieg er still und das Haupt sank auf seine Brust. Wir standen auf und gingen schweigend nach Hause; ich aber merkte mir sehr wohl, was eigentlich unter „unglücklicher Liebe" zu verstehen ist.

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische.

Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und dennoch die allernöthigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein, und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tische abgemacht, von dem epigrammatischen soupé a quatre mains bis zu dem gewichtigsten diné diplomatoire. Ein Diné trägt schon an und für sich alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der andere ver-

tragen kann; man bemerkt ſogleich, was denn im Grunde aufgetiſcht wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man giebt genau Acht, wenn einer den Mund aufmacht, und man kann ſeine wahre Geſinnung politiſch verbeißen. Man hat bei einem Diné die Repräſentanten aller Nationen, galliſchen Hahn, engliſche Puddings, italieniſche Maccaroni, holländiſchen Häring, deutſches Sauerkraut, türkiſchen Reis, Schweizerkäſe, polniſche Fiſche und ruſſiſchen Caviar. Beim Weine findet man die Angelegenheiten ſehr anſtößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einſchenkt. Beim Deſſert erfährt man, ob die Kirſchen ſchon zeitig ſind und wer die Kaſtanien aus dem Feuer holen ſoll; endlich nach Tiſche haben ſie's Alle ſatt und machen eine Motion. Iſt alſo ein Diné nicht das Allerwichtigſte im Leben? und iſt folglich die Kunſt des Tiſches, die Tiſchkunſt, nicht eine der wichtigſten?

Ein Mann von Welt, ein geiſtreicher Menſch, muß bei Tiſche ſechs oder acht Mal ein anderer Menſch ſein. Bei der Suppe ein Egoiſt, nur darauf bedacht, ſich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Aſſietten ein Schwärmer, ein naſchender Schmetterling; bei dem Rindfleiſch ein gründlicher Philoſoph, denn das iſt die Baſis des Ganzen; bei den Entré's ein Naturforſcher, das iſt die intereſſanteſte Partie, ſo zu ſagen, der gelehrte Tiſchtheil. Es gehört große Politeſſe dazu, mit den Entrements umzugehen; alle dieſe Sauciérs, Côtelettes, Trüffés, Patés, ſind wie die Liebe, ſie wollen ſtill verſtanden und zart behandelt ſein. Die Zugemüſe machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenſtriche, der Magen überdenkt die Vergangenheit und ſchwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich iſt der Menſch der wahre Menſch; beim Braten erſt fängt der Menſch an, ein galanter Mann, ein freund-

licher Mann und ein converſationeller Artikel zu werden. Nun iſt ein Zwiſchenakt, und dieſer Zwiſchenakt zwiſchen Braten und Deſſert iſt der einzige Entreakt, in welchem den Menſchen erlaubt iſt, daß der Geiſt und das Herz ſich auch zu Tiſche ſetzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anſpielungen, die Fußſpitzenbonmots u.ſ.w. Das Deſert iſt nichts als die Coquetterie der Küche, es iſt die Metaphyſik der Kochkunſt, es iſt die transcendentale Entwickelung des großen Speiſe-Dramas. Es giebt dreierlei Appetite: der brutale oder der deutſche Appetit, der dauert bis zum Rindfleiſch; der Geſchäftsappetit, der Appetit de la noblesse financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das iſt der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale deutſche Appetit, der iſt heftig wie die erſte Liebe; wie ein feuriger Jüngling von ſechzehn Jahren ſtürzt er ſich auf den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht; der zweite, der Geſchäftsappetit, iſt ſchon geduldiger, kühl und beſonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will ſchon geſchmeichelt und gereizt ſein. Nur derjenige Menſch, der alle dieſe drei Appetite in ſich vereinigt, iſt der vollkommenſte Menſch auf Erden, d. h. bei Tiſche. Für die Suppe gehört das Stillſchweigen, für die Aſſietten kurze Bemerkungen, abgeriſſene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleiſch Sentenzen und Aphorismen, klein geſchnitten wie Peterſilie; bei den jungen Zugemüſen, da darf das Herz ſchon mitreden, da kann man ſchon artig und ſogar verliebt ſein; bei den Zugemüſen beginnen die Schäferſpiele der Tiſchfreuden, z. B. bei jungen grünen Erbſen kann man mit ſeiner ſchönen Nachbarin vom Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und dem grünen Zugemüſe reden, denn grüne Erbſen ſind die Perlen aller Zugemüſe, grüne Erbſen ſind die Hoff-

nungsboten der aufblühenden Empfindung, grüne Erbſen ſind die erſten Elemente der Tafel-Schwärmerei, enfin, grüne Erbſen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie ſein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flaſche Champagner getrunken haben.—Sie ſehen, meine lieben Leſer und Leſerinnen, daß die Tiſchkunſt eine große Kunſt iſt. Das iſt die Kunſt über dem Tiſche; nun kommt aber erſt die Kunſt unter dem Tiſche. Das iſt die größte Kunſt! Ueber dem Tiſche, da iſt der Menſch nicht er ſelbſt, da iſt der Menſch blos ſein Verhältniß; über dem Tiſche, da ſieht man den Unterſchied der Stände, des Ranges u.ſ.w. an Geſicht, an Orden, an Uniformen, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tiſche, da ſind die Menſchen alle gleich; unter dem Tiſche hört der Unterſchied der Stände und aller Abzeichen auf; unter dem Tiſche, da hat Rouſſeau Recht, wenn er ſagt: "Nous sommes tous égaux." Die Erde, meine lieben Leſer und Leſerinnen, iſt doch weiter nichts, als ein großer runder Tiſch, an den uns unſer lieber Gott gaſtfreundlich gezogen hat; dieſer Tiſch, den der große, unſichtbare Wohlthäter alle Jahre zwei Mal deckt—ein Mal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und ein Mal mit der weißen Damaſtdecke des Winters, iſt voll beladen mit ſeinen herrlichen Gaben, es iſt ein Weihnachtstiſch, voll Beſcheerungen und Bäume. Wir, die wir um dieſen Tiſch ſitzen, wir leben! Das Leben beſteht auch aus drei Gängen, zuerſt kommen die Aſſietten: Jugend, Liebe, Hoffnung u.ſ.w.; dann im Mittelalter kommen die ſchweren Speiſen: das Rindfleiſch, die Beefſteaks: die Ehe, die Arbeit, die Proſa des Lebens; dann zum Deſſert das Alter mit ſeinen kindiſchen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an dieſem Erdentiſche ſitzen, zechen wir uns alle voll, einer an dem Champagner des Glückes und der andere an dem eſſig-

ſauren Wein des Unglücks, bis wir alle unter dieſem Tiſche liegen und unter dieſem Tiſche da iſt die wahre Freiheit.

Die Tafelrunde unſeres Lebensdiné's und unſerer Lebensſoiréen werden alſo eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tiſche und Freuden unter dem Tiſche, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leſer und Leſerinnen, zu verſichern, die Freude über dem Tiſche ſteht oft weit unter der Freude unter dem Tiſche. Mancher Kopf, der über dem Tiſche ganz vornehm ausſieht, hat einen Fuß als Fortſetzung unter dem Tiſche, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundſchaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tiſch fällt und nach welcher ſich zwei Weſen bücken, geht oft die kräftigſte Hand mit der zarteſten Hand Hand in Hand. Manchmal ſpielt unſer Fuß eine größere Rolle unter dem Tiſche, als unſer Kopf über dem Tiſche, und bei manchen tête de veau wird über und unter dem Tiſche zugleich ein tête à tête abgemacht. Unter dem Tiſche giebt es keinen Verrath, unter dem Tiſche giebt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen und die verrathen nichts, ſie ſind nur dann und wann betreten. Unter dem Tiſche iſt der Menſch in einem magnetiſchen Zuſtande, Knie und Fußſpitzen werden clairvoyant. Alſo unter dem Tiſche ſpielt der Menſch auch eine wichtige Rolle. Ich ſelbſt, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle ſpiele, ſpiele bei Tiſche faſt gar keine, keine über, auch keine unter dem Tiſche; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tiſch und Gedanken unter dem Tiſch. Es ſind ganz confuſe Gedanken, von denen ich Ihnen einige mittheilen will.

Erſter Gedanke über dem Tiſche.

Eſſen iſt die Philoſophie des Magens; wenn mich eine ſtarke Empfindung ergreift, z. B. die Liebe oder die Lange-

weile, oder wenn mich eine ſtarke Leidenſchaft überwältigt, z. B. der Geldmangel, dann gehe ich gleich eſſen, im Eſſen liegt Seelentroſt. Die Arbeitsſtunden des Magens ſind die Feierſtunden des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, ſeufzt man nicht, und ſo lange man ragout fin mit vol au vent verzehrt, iſt man nicht eiferſüchtig.

Erſter Gedanke unter dem Tiſche.

Was ſind die Frauenzimmer? Sie ſind wie ein Speiszettel, viel hors d'œuvres, lauter Eingemachtes, das meiſte en papillotte, nur keine Fiſche, weil ſie nicht ſchweigen können.

Zweiter Gedanke über dem Tiſche.

Die weiſe Vorſehung hat es ſo eingerichtet, daß der Menſch oft eſſen muß, damit er Menſch bleibe; wenn die Menſchen nicht eſſen müßten, ſie wären die einſamſten finſterſten Geſchöpfe. Durch ſeinen Magen wird der Menſch geſellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Menſch ißt ſich ſo lange durch alle Brühen durch, er kommt in ſeinem Leben in ſo viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr iſt, und ſelbſt erſcheint entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiesſauce des Himmels.

Zweiter Gedanke unter dem Tiſche.

Der Menſch ſitzt dritthalb Minuten an dem Tiſch der Erde, dann kommt er unter den Tiſch, eingeſchlagen in der Leichenſerviette. Dieſe drei Minuten am Tiſche hat der Menſch nur zum Weinen, zum Lächeln und zum Lieben. Ach! noch drei Minuten hat der Menſch: „eine, in welcher er gekannt; eine andere, in welcher er verkannt, und eine dritte, in welcher er erkannt wird; und die zwei erſten Minuten ſind noch in dieſem Leben zahlbar; aber die dritte Minute, die Minute

des Erkanntwerdens, ist erst drei Tage nach Sicht des Todes einlösbar. In den zwei Minuten aber des Kennens und des Verkennens legen die Menschen an uns an alle Blutegel des Hasses und alle Schröpfköpfe der Verläumdung, und alle Quetschformen der Vorurtheile, und alle Zugpflaster der Liebloſigkeit, und ſie ziehen und zerren an unſerm Innern mit dem Haarſeile der Rohheit, und mit dem Spannriemen der blinden Verdammung, und ſie arbeiten in dieſen zwei Minuten emſig und geſchäftig, und mit thätiger Haſt, und ſie dehnen ſie aus zu langen bittern Jahren, und ſie bohren an unſerm Ruf, und ſie nagen an unſerm Herzen, und ſie miniren unſer Glück, als hätte Gott ihnen deshalb ſiebenzig Pulsſchläge des Daſeins gegönnt, um ſich gegenſeitig zu füttern mit Gift und zu tränken mit Galle, und aufzuziehen in Groll und Bitterkeit! Was bleibt dem Menſchen dann übrig, als hinzuknien an ſein eigenes Herz, als einzutreten in ſein eigenes Gemüth und da in inniger Selbſtrührung zu feiern ein großes Verſöhnungsfeſt, und da von ſich herunter zu reißen alle Blutegel des Haſſes, und aus den offenen drei ſpitzigen Wunden aus- und abſtrömen zu laſſen alle Bitterkeit des Herzens, und jeden Sauerſtoff der Seele, und jeden herben und trüben Bodenſatz der weitgewölbten Bruſt, ſein Gemüth aber zu überbauen mit einem reinen tiefen Stillhimmel, und an dieſem Himmel ſtill und feierlich anzuzünden die ſtrahlenden Aſtral- und Sinumbral-Lampen einer innigen Menſchenliebe. Was bleibt dem Menſchen dann noch übrig, als hinzutreten in den Dom der heiligen Sänger, in die Natur, wenn der Frühling mit ſeinen Blüthen an allen Wegen ſteht, gleichſam, als wolle er ſeinen lieben Schöpfer empfangen, und dann aufzuſchließen all' ſein Herz dem herabrinnenden Staubdache voll Leben und voll Liebe und Sehnſucht, voll unerwiederter Liebe, und voll ungeſtillter Sehnſucht in dem zerrinnenden Aetherduft ſchwim-

men, und beben und zucken zu laſſen wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Feuerauge.

Dritter Gedanke über dem Tiſche.

Die zwei Nationen, die deutſche und die franzöſiſche, unterſcheiden ſich gleicherweiſe in ihrem Trauerſpiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutſche Liebe, das deutſche Trauerſpiel und die deutſche Küche ſind voll kräftiger, ſteter Natur; allein die angenehme, ſüße Empfindung des Verſchwebenden, Verſchmelzenden der Franzoſen fehlt ihnen. Das deutſche Trauerſpiel hat ſeinen Roſtbraten mit Zwiebeln, die deutſche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödel; aber die sensation sucrée und die fines herbes der franzöſiſchen Küche und Liebe fehlen uns ganz. Die deutſche Liebe hat nur das mit der franzöſiſchen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekömmt.

Dritter Gedanke unter dem Tiſche.

Wenn man ein Meſſer ſucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlornen Ring ſucht, findet man einen alten, längſt verlegten Hausſchlüſſel; wenn man eine Wahrheit ſucht, findet man tauſend Thorheiten, und wenn man unter dem Tiſche das niedliche Füßchen ſeines vis à vis ſucht, ſo findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein geſuchter Fuß iſt wie ein geſuchter Witz, ſehr unangenehm.

Das größte und mächtigſte Regiment liegt unter dem Tiſche in Garniſon, es iſt das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz iſt der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft.

Vierter Gedanke über dem Tiſche.

Der Menſch iſt wie ein Lachs, er geht gerne dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachſen ein Licht hin, um ſie zu fangen.

Vierter Gedanke unter dem Tiſche.

Die Liebe hält auf verſchiedene Weiſe ihren Einzug in das menſchliche Herz: ſie ſpringt wie ein Kunſtreiter durch den Reif in das Herz, oder ſie dringt durch den Augenring in unſere Seele. Bei Tiſche nur, d. h. unter dem Tiſche, dient ſie von Pique auf, da dringt ſie von der Fußſpitze empor in das Herz, da wird ſie ſo zu ſagen auf die Spitze geſtellt.

Fünfter Gedanke über dem Tiſche.

Bei Tiſche iſt jeder Menſch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, ſo hat er zwiſchen Naſe und Kinn etwas, was ſehr für ihn einnimmt. Und nun ſchließe ich meine Gedanken mit einer kleinen praktiſchen Tiſcheintheilung.

Das Frühſtück iſt der Freundſchaft hold!
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Geſtimmt zum Ernſte wie zum Scherzen.
Der Kopf iſt hell, der Geiſt iſt frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchſchreiten,
Man ſitzt beiſammen und ſpricht dabei
Von Leben, That, von Welt und Zeiten,
Man heckt ein Plänchen fröhlich aus,
Und geht ſodann an's Werk hinaus.

Der Mittagstiſch, genannt Diné,
Iſt ſtets geweiht der Etiquette,
Man invitiret den Abbé,
Den Lieutenant, die Soubrette!
Man ſetzt ſich um den runden Tiſch,
Kein Menſch kennt hier den andern,
Man iſt erſt ſtumm, ſo wie der Fiſch,
Der bald beginnt zu wandern,
Man ſchenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie mein Beſter,"
Und bittet dann den Nachbar fein:

„Ich bitte Sie um Cheſter,"
Dann ſteht man auf und küßt die Hand,
Und geht hinweg, und ſagt: charmant!

Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrod iſt heilig,
Die Mutter hat es wohl beſtellt,
Die Kindlein kommen eilig,
Die kleinen Bäcklein friſch und roth,
Verdoppeln ſie die Schrittchen;
Ein jedes will ſein Butterbrod,
Ein jedes will ſein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln munter ſie durch's Haus.

Das Abendeſſen ganz allein,
Das iſt der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein,
Die Doppelflammen ſteigen!
Ein kleines Tiſchchen, zwei Couverts,
Zwei Augen wie die Veilchen,
Das Herz gefüllt, das Glas geleert,
Ein Gläschen und ein Mäulchen,
Verlöſcht ſodann auch wohl das Licht,
So ſieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Die falſche Freundin.

Daß man ſich auf die Freunde nicht verlaſſen kann, iſt eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umſtände; ein Freund nimmt nichts übel; unter Freunden herrſcht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchelchen geben unſern Freunden ein Recht, mit uns grob, unverſchämt, wortbrüchig, fahrläßig, geringſchätzig zu verfahren. Die Menſchen haben alle Höflichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde; mit den Freunden iſt man

grob, kalt, nachläſſig u.ſ.w.; denn, mein Gott, es ſind ja gute Freunde!

Will man etwas ganz ſicher beſtellt wiſſen, ſo laſſe man es nur durch keinen Freund beſtellen, denn der beſtellt es gewiß nicht; weil er weiß, wir ſind blos ſein guter Freund, was ſchadet's, wenn er's vergißt! — Will man ſich Geld ausborgen, nur von keinem Freund, denn der hat den Grundſatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißhelligkeit! — Will man wo zu Mittag ſpeiſen, nur bei keinem Freund, denn der hat den Grundſatz: ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemanden Etwas anvertrauen, nur keinem Freund, denn aus lauter Freundſchaft fährt ihm das Geheimniß aus der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund, denn der gibt Andern das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch ſchon aus Freundſchaft auf.—

Kurz, es gibt nichts, was uns im Leben mehr genirt, als die ſogenannten Freunde!

Aber daß man ſich auf eine Freundin nicht verlaſſen kann, das iſt neu, das iſt unerhört, das iſt zum Verzweifeln. Das weibliche Geſchlecht hat unter verſchiedenen Tugenden, die es vor dem männlichen voraus hat, gewiß auch einen innigeren Sinn für Freundſchaft voraus. Ein Frauenzimmer von Geiſt und Herz iſt eine treuere, bewährtere Freundin; ſie bringt mehr Opfer, ſie fühlt mit uns aufrichtiger und anhaltender, als ein Mann. Die Männer ſind in der Freundſchaft wie in der Liebe vorſichtig; die Frauen ſind in beiden nachſichtig. Wenn ich ſage Frauen-Freundſchaft, ſo verſtehe ich darunter Freundſchaft zwiſchen zwei Frauenzimmern; denn von der Freundſchaft zwiſchen Männern und Frauen hab' ich keine große Idee; da iſt die Freundſchaft ſtets auf dem Sprung, denn von der Freundſchaft

zur Liebe iſt nur ein Sprung. In der Natur gibt es zwar keinen Sprung, ſagen die Naturforſcher, welche jetzt alle Jahr ſelbſt einen Sprung machen; allein der Sprung von Freundſchaft zur Liebe iſt ſelbſt Natur! Es gibt in dieſer Natur einen Vorſprung und einen Rückſprung; der Sprung von der Freundſchaft zur Liebe iſt ein Vorſprung, der Sprung von der Liebe zur Freundſchaft iſt ein Rückſprung. Die Männer ſind geborne Springer, ſie ſpringen vor und zurück, ſie ſind wahre Gymnaſtiker; die Frauenzimmer überſpringen mehr, ſie ſpringen ſelten in die Freundſchaft zurück, ſondern über ſie hinüber—zum Haß!

Alſo, ich empfehle Jedem eher eine Freundin, als einen Freund!

Und doch! — und doch! — doch hat ſie mich getäuſcht, verlaſſen, in der Noth verlaſſen! —

Ich habe ſeit langer Zeit eine theure, werthe Freundin, eine liebenswürdige Freundin, und jetzt, heute, heute verläßt ſie mich zum erſten Male!

O, ſie iſt ſchön, und reich, und jung! Zu ſchön für eine reiche Freundin, zu reich für eine ſchöne Freundin, und zu jung für Beides!

Es iſt die Morgenſtunde! die Freundin der Muſen!

Morgenſtunde hat Gold im Munde! Meine Morgenſtunde hat ein ganz kleines Mündchen, das iſt eine Schönheit! Sie half mir immer, wenn ich mich in ihren Arm warf; ſie half mir arbeiten, ſie weinte, ſie lachte, ſie ſcherzte mit mir! Kurz, es war meine Kaffeeſchweſter! — C'est tout dit! —

Wenn ich Abends zu Bette ging, und nicht wußte, wie ich übermorgen mein Blatt drucken laſſen ſollte, ſo verließ ich mich auf meine Freundin, die mir morgen mit dem Zeitlichſten ſchon helfen wird; und ſie half immer.

Und jetzt, und jetzt!

Ich wollte, der Leser könnte mich jetzt sehen, mich, meine Schlafmütze und die Morgenstunde, wie wir da sitzen und Maulaffen feil haben!

Ich brauche große Schrift für den Humoristen, sage ich der Morgenstunde; sie reißt das Maul auf — es ist kein Gold darin, sie gähnt! — zur Genesung!

„Freundin!! Aurora!! Musis amica!!! Hilf, steh' mir bei!"

„Kann dieser Aufsatz Wien nicht erreichen,
So muß der Humorist mir erbleichen!"

„Nur dieses Mal gebt mir ein Maulvoll Musenfreundschaft!"

Vergebens! Die Morgenstunde macht ein Schafsgesicht! Ist das Freundschaft?!

Ich schenke der Morgenstunde nun schon die vierte Tasse Kaffee ein, ich füttere sie mit den frischesten Butterbemmchen, sie schweigt, sie spricht nicht, sie hat heute kein Bischen Freundschaft für mich!

„Auch du, meine Freundin Aurora?!"

Ich habe so schöne Aufsätze angefangen:

„Ueber die Kunst, sich aus der Ferne recht nah' zu geh'n." — „Wann sind die ersten Maulwürfe nach Deutschland gekommen?" — „Was wird mit Büsching's Erdbeschreibung geschehen, wenn die Welt zu Grund geht?" — „Wenn eine Frau stumm ist, wie widerspricht sie ihrem Manne?" — „Ist das Cis von "Cis-cis-beo," oder das gis von "ghin-gis-chan" von größerem Einfluß auf die Harmonie in der Ehe?" u. s. w.

Aber alle mußte ich vor der Hand unbemerkt lassen, denn meine Freundin ist falsch und verläßt mich.

Ich muß alſo alle jene ſchönen Sachen ein andersmal zu Ende ſchreiben; ob du dich aber darauf verlaſſen kannſt, mein lieber Leſer, weiß ich nicht, denn ich bin dein Freund!

Mantel-Rede, in den Wind geſprochen.

Es war an einem jener ſchönen und heitern italiſchen Novemberabende, wie ſie hier gewöhnlich ſind: es ſchnitt eine kalte Luft herab; der Wind pfiff mir in die Ohren, als ob ich ein ſchlechter Schauſpieler wäre; es regnete nicht ſo eigentlich, aber es thaute nebelich herab, und der Himmel ſah aus, wie eine junge Wittwe, die gerne weinen möchte und nicht recht kann; kurz, es war ſo ein politiſches Wetter, man hätte es eben ſo gut für trocken, als für naß, für recht ſchön und für herzlich garſtig nehmen können. In einem ſolchen Wetter muß der Menſch entweder am Schreibtiſch hocken und etwas ſchreiben, von dem man auch nicht weiß, ob es naß oder trocken iſt, oder er muß zu ſeiner Geliebten ſchleichen, von der man oft auch nicht weiß, ob ſie kalt oder warm iſt. Ich hatte weder Luſt zum Erſten, noch Mangel am Zweiten, und dennoch beſchloß ich auszugehen, um von dem ſchönen Wetter zu profitiren.

Ich beſchloß auch in dieſem Herbſte zum erſten Male meinen Mantel wieder umzunehmen. Es ergreift mich immer ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich alle Jahr wieder meinen Mantel hervorſuche, um mich in ihn einzuhüllen. Er kommt mir dann immer vor, wie ein verlaſſener Freund, wie ein vernachläſſigter Gönner, zu dem man nur immer wieder zurückkehrt, wenn uns der Sonnenſchein verläßt, und wenn er uns neuerdings Gutes thun, uns ſchützen und wärmen ſoll!

Man hängt oft ſo einen Freund an den Nagel, wenn man

ihn nicht mehr zu gebrauchen gedenkt; so wie überhaupt der Mensch so vielerlei Dinge an den Nagel hängt und sie am Ende wieder holt. Nur Eines hängt der Mensch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herab nimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst im menschlichen Leben besteht darin, die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen; d. h. die rechten Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen, oder eigentlich: die Sachen zur Zeit an den rechten Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen!

Mancher Schriftsteller hätte seinen Ruhm nicht überlebt, wenn er seine Feder zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; mancher Held würde seinen Lorbeer nicht zerfallen gesehen haben, wenn er sein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; und mancher Kaufmann würde seinen Reichthum nicht verschwinden gesehen haben, wenn er seine Spekulationslust zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte. Darum: die Sache zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: den Nagel auf den Kopf treffen; wer das verkehrt thut, der trifft den Kopf auf den Nagel, und bleibt all sein Leben lang vernagelt! —

Bei keiner Sache, selbst bei einem Diebe, ist das zur rechten Zeit aufhängen so wichtig, als bei einem Mantel! Wer seinen Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen und zur rechten Zeit herunter zu nehmen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist ein Sokrates-Mantel, und ein Doktor Faust's-Mantel, und ein Deck-Mantel und ein Glücks-Mantel.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein Leichtes in unserer Zeit voll Wind, in unserer Welt voll Windbeutel; das eigentliche tiefe Geheimniß der Schlauen und Pfiffigen besteht eigentlich darin, den Mantel nach

dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht! Gehorsamer Diener! das ist eine große Aufgabe! Ein wahrer Weltmann, d. h. ein wahrer Mann der Welt, nicht ein Mann der wahren Welt, ein solcher hängt schon im August den Mantel nach dem Winde, der im Januar gehen wird, um dann den Januarwind nach seinem August-Mantel hängen zu können.

Es gibt Mantel-Künstler auf der Welt, Menschen, die ihren Mantel so lange nach dem Winde gehängt haben, bis der Mantel zuletzt umgekehrt wiederum seinen Menschen in den Wind hängt. Die Redensart: Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, taugt überhaupt nicht; es muß heißen: Man soll den Mantel in den Wind hängen, um zu sehen, woher der Wind bläst, dann erst muß man sich nach dem Mantel hängen! Der Mantel muß stärker sein, als der Mensch, sonst hängt am Ende der Mantel nach dem Winde, aber nicht der Mensch. Im Grunde meint man mit dem Sprichworte: „Man muß den Mantel nach dem Winde hängen," nur: „man muß sich nach dem Winde hängen," denn der Mensch, sein Körper, ist ja blos der Mantel seiner Seele, und alle guten, schwachen und kurioſen Seelen hängen diesen ihren Mantel immer nach dem Winde.

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch ihren Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantel-Rollen zu Hause und echte Mantel-Kinder des Glückes waren.

Ich habe andere Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß jeder Wind an ihnen hing und sie fortführte, und sie beständig den Mantel-Sack nach dem Winde hängen mußten!

Andere Menschen sind noch ungeschickter und hängen ihren Mantel nach dem conträren Wind! Denen geht auch alles

:onträr, denn wenn auch der Menſch glaubt, er nimmt den Mantel mit, im Grunde nimmt doch der Mantel die Menſchen mit.

Es gibt viele Menſchen, die, weil ſie ihren Mantel nach dem Winde hängen, gewiß alle ihre Worte in den Mantel hängen, jedem Worte, jedem Ausdrucke ein Mäntelchen umhängen, die alle ihre Reden und ihr Thun deßhalb ſo bemänteln, daß alles, was ſie ſagen, dann in den Wind geſprochen iſt.

Es gibt viele Menſchen, die ihre luſtigſten Stunden einem Trauermantel zu verdanken haben, und die das traurigſte Herz unter einem Bajazzo-Mantel tragen.

Es gibt Menſchen, die unter dem Mantel der Scheinheiligkeit den Pferdehuf verbergen; Andere, die unter dem Mantel der chriſtlichen Nächſtenliebe dem Nächſten ſeinen Mantel und Rock ausziehen.

Ich habe Menſchen gekannt, die ſehr einſeitig waren und den Mantel doch auf beiden Schultern trugen; ganz andere hängen den Mantel blos deßhalb nach dem Winde, damit ſie das Futter herausbringen! — Alles dieſes und noch Mehreres, was noch in meinem Mantel blieb, dachte ich, als ich meinen Mantel wieder umnahm; ich wickelte mich feſt in ihn ein und dachte: Es iſt eine verwickelte Geſchichte!

Die Kunſt geht nach ſechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn „kleine Beefſteaks.“

Keine Kunſt iſt eine ſolche durſtige Leidenſchaft, als die darſtellende dramatiſche. Melpomene und Thalia waren von jeher als mit großen und durſtigen Lebern verſehene Perſonen bekannt. Eine noch durſtigere Leidenſchaft iſt die Muſik!

Der Notenschlüssel und der Kellerschlüssel gehen Hand in Hand, und je mehr die musikalischen Instrumente auswendig vor aller Feuchtigkeit bewahrt werden müssen, desto zuträglicher dünkt diese Feuchtigkeit dem Instrumentalisten zu sein.

Die dramatische Kunst beruht hauptsächlich auf Nachbildung der Natur, und der Durst ist, wie Galen behauptet, die erste Stimme der Natur!

Starke Muskelbewegung erregt den Durst, daher auch die Helden, vulgo Coulissenreißer, mehr Durst haben, als die zärtlichen Alten u.s.w., obwohl man auch Beispiele hat, daß letztere Gattung Bedeutendes im Durstfache leistete. Der dramatische Durst erstreckt sich von Bier, Wein und Branntwein bis auf Lob und Lobsalm.

Alle tragische Rollen sind eigentlich nichts als periodische, hitzige Leberkrankheiten. Die Sympathie zwischen Leber und Gehirn ist bekannt. Je mehr eine Rolle studirt wird, desto angegriffener wird die Leber. Man kann also an der Bogenzahl der Rolle, die Seidelzahl des Getränkes ermitteln, die zu ihr aufgebraucht wird. Eines der ersten Symptome einer solchen dramatischen Leberentzündung ist, wie bei der wirklichen, ein starkes Stechen in den Schultern, wodurch das heftige Arm- und Schulterspiel herkömmt, so auch das starke Athemholen, in der Kunstsprache: „Musengeheul" genannt, und das Herumwerfen von der rechten auf die linke Seite und umgekehrt.

Seltener ist der Hunger bei der dramatischen Kunst und er übertrifft selten den eines simplen Menschen, dessen Magen und Nerven nicht so reizbar sind, als die der Kunstwelt.

Indessen giebt es Individuen, die vor, nach und in der dramatischen Thätigkeit mit solcher Nervenkraft nach ihrem Magen-Object verlangen, daß diese in Heißhunger über-

geht. Dieſer Heißhunger iſt ſo ſtark, daß er zuweilen dem Rollenhunger gleich kömmt.

Herr Bartolomeo Dampfſitzer iſt ein ſolcher Künſtler; er frißt zuerſt alle Rollen, verſchluckt dann erſt alle Endſylben der ganzen Rolle, frißt den Souffleur mit den Ohren auf und geht erſt dann in das Gaſthaus zum „ſilbernen Bonzen," um etwas zu eſſen.

Allein was ißt Herr Bartolomeo Dampfſitzer? Es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden! Nichts als ein „kleines Beefſteak."

Was iſt ein „kleines Beefſteak" für einen großen Schauſpieler? Er tritt auf und es iſt geweſen! Er läßt ſich alſo nach fünf Minuten vom Kellner des „ſilbernen Bonzen" noch ein „kleines Beefſteak" geben, mit einer „friſchen Semmel." Allein was ſind zwei „kleine Beefſteaks" für einen Künſtler, dem erſt ein ganzes Beefſteak und ein ganzes Stück im Magen, und eine Rolle von acht Bogen im Rücken liegen? Nichts! Afflavit et dissipati sunt!

Herr Bartolomeo Dampfſitzer entſchließt ſich alſo, den Kellner noch einmal zu rufen und ihm zu ſagen:

„Ich weiß nicht, ich habe heute gar keinen rechten Appetit, ich werde es verſuchen, bringen Sie mir ein „kleines Beefſteak," aber ohne Saft und mit Erdäpfeln."

Drei „kleine Beafſteaks" zählen wirklich gar nichts in den Annalen der Kunſt und Herr Bartolomeo Dampfſitzer fühlt ſich zu Größerem berufen! Er ruft den Kellner und ſpricht:

„Ohne Saft iſt das Ding doch nicht zu genießen, alſo bitt' ich Sie, geben Sie mir ein „kleines Beefſteak" mit Saft und ein Bischen geröſtete Erdäpfel dazu.

Inzwiſchen hat Herr Bartolomeo ſeine Rolle von morgen aus der Taſche gezogen und ißt das vierte „kleine Beefſteak" mit Saft, geröſteten Erdäpfeln und Rollen-Schnitten

In ſeinem Berufsgeſchäft ganz vertieft, ruft er, halb wie im Somnambulismus, den Kellner, und ſagt im zerſtreuten Ton, wie aus dem Schlafe:

„Bringen Sie mir einmal ſo ein—ach, wie heißt es doch—ja, bringen Sie mir einmal ſo ein „kleines Beefſteak," aber vom Anſchnitt, etwas braun, mit Eſſiggurken."

In den „Beefſteak-Zwiſchenacten" verzehrt Herr Bartolomeo einige vazierende Semmel; aber weiß er, daß er Semmel ißt? Bewahre! Er ißt die Semmel nicht! Die Kunſt in ihm ißt alle dieſe Semmel, er iſt ja ganz zerſtreut. In der Hitze ſeiner Aufgabe hat ſich auch das „braune kleine Beefſteak" in den Magen hineinmemorirt und einmal im Zuge, dem Fluge der entbrannten Phantaſie folgend, ruft er den Kellner und ſagt:

„Nun möcht' ich doch einmal ein recht weiches „kleines Beefſteak," aber mit kleinen Gurken, die reizen den Magen ein wenig."

Während dem dieſes weiche „kleine Beefſteak" von ihm verzehrt wird, declamirt er mit der linken Hand und ſcheint ganz bewußtlos. Endlich ruft er dem Kellner:

„Haben Sie mir denn ſchon ein weiches „kleines Beefſteak" mit Gurken gebracht?"

Der Kellner bejaht es, worauf er ganz erſtaunt ausruft:

„Das muß ich in Gedanken gegeſſen haben! Es iſt auch eine gar zu ſchwierige Rolle! Man vergißt ganz auf's Eſſen. Seien Sie ſo gut und bringen Sie mir ein „kleines Beefſteak," ohne etwas dazu.

Dem ſiebenten „kleinen Beefſteak" folgt ein achtes und ein neuntes, und die ſechste Semmel iſt dazu abgeſchlachtet.

Nachdem Herr Bartolomeo für jede Muſe ein „kleines Beefſteak" gegeſſen hat, denkt er: Apollo will doch auch nicht vernachläſſigt ſein, ruft den Kellner und ſagt:

„Es ist curios, mir schmeckt heute das „kleine Beefsteak" nicht recht und ich esse es doch sonst so gerne. Sagen Sie doch der Köchin, sie möchte mir doch ein recht appetitliches, wohlschmeckendes „kleines Beefsteak" schicken, ich kann doch mit dem leeren Magen nicht in's Bett gehen, insonders nach einer solchen Viehar beit." Dabei zeigt er auf seine Rolle.

Der Kellner kömmt; ein zehntes „kleines Beefsteak" wandelt den Weg aller „kleinen Beefsteaks" in die große Familiengruft des Künstlermagens hinein. Es ist Mitternacht, die Gäste sind schon Alle nach Hause gegangen, da sieht er sich um und ruft verwundert aus: „Schon so spät?! Wie die Zeit beim Studieren vergeht! Kellner! bezahlen! Zehn kleine Beefsteaks, sechs Semmeln u.s.w. Ich muß doch etwas für den Magen einnehmen! Gute Nacht!"

Komische Druckfehler.

— Zufolge eines amüsanten Druckfehlers haben wir jüngst in einem Journal die Worte: „Er litt und duldete drei Jahr" so zu lesen bekommen: „Er litt und dudelte drei Jahr."

— Das „Leipziger Anzeigeblatt" meldete kürzlich mittelst eines komischen Druckfehlers: „Ein Gutsherr will seine sämmtlichen Güter versaufen." Es wird Jedermann leicht verkaufen corrigiren.

— Es erschien in einem Journale der öffentliche Dank eines Ehemannes, indem seine Frau von einem geschickten Arzte in einer gefährlichen Krankheit glücklich curirt wurde. Diese Danksagung enthielt einen äußerst drolligen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen in's Lächerliche zog. Es

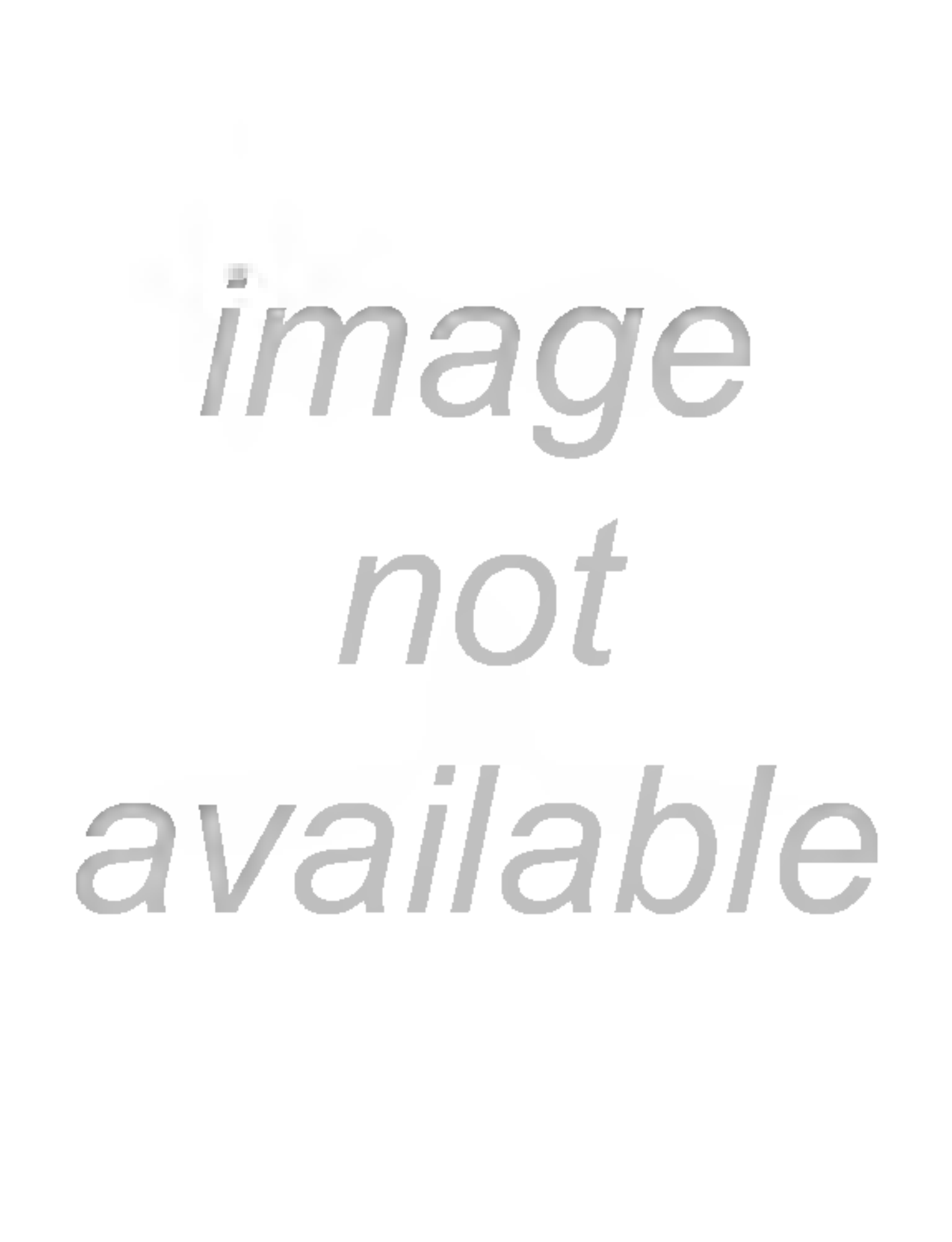
image
not
available

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Ueber den Zustand der Cultur und Humanität im Jahre 1963, 3
Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg, ... 23
Traurige Variationen auf ein lustiges Thema, ... 29
Naturgeschichte der Mädchenjahre, ... 32
Die wehmüthige Inschrift, ... 39
Ein Löffel Polenta, ... 49
Zwei Wiener Carnevalsnächte, ... 55
Die Whistpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpsen und einer Lichtscheere, ... 73
Vorlesung eines Zuckerrohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkelrüben, ... 87
„Ruf' nicht eher „Fisch, Fisch!" als bis er auf dem Tisch," ... 93
Eine Eroberung, ... 103
Die Waage, oder „die Kunst mit Weibern glücklich zu sein!" .. 109
Hierher! Hierher! Eine reiche Frau um sieben und zwanzig Kreuzer, ... 116
Dumme Briefe, ... 123
Va-banque Stammbuch und Album, ... 127
Wiener Fremdwörterbüchlein, ... 129
Meine Genesung, oder: Die mir vom Himmel verliehene Leibes-Constitution, ... 135

Seite

Europäiſches Cyclorama oder Nebelbilder aus der Gegenwart, 140
Va-banque der Viſite de Reconnaiſſance, ... 142
Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile, oder die Kunſt in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden, 145
Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein,
Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein! 156
Das Räthſel und die Löſung, ... 160
Ueber den Einfluß der Kometen auf unſere geſellſchaftlichen Unterhaltungen, ... 174
Die unbegreifliche Gaſtfreundſchaft, ... 187
Die Laufbahn unſeres Jahrhunderts auf der Eiſenbahn, ... 193
Der Frühling auch ein Poſtillon, ... 206
Die Kunſt, einzuſchlafen, oder: Die Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen, ... 212
Don Carlos mit Butter, oder: Die Leſe-Soirée, ... 217
Liebe und Zahnweh, ... 230
Badner Novellette, ... 234
Wiener Blätter aus dem Album einer Wanderheuſchrecke, .. . 243
Die unglückliche Liebe, ... 262
Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tiſche, ... 265
Die falſche Freundin, ... 274
Mantelrede, in den Wind geſprochen, ... 278
Die Kunſt geht nach ſechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn „kleine Beefſteaks," 281
Komiſche Druckfehler, ... 285